



Daniela Reimer

Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen

Belastungen und

Entwicklungschancen im Übergang

Reihe Pflegekinderforschung, Nr. 1



Daniela Reimer

Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen

Belastungen und Entwicklungschancen im Übergang

ZPE-Schriftenreihe Nr. 19

**Daniela Reimer: Pflegekinder in verschiedenen Familienkulturen.
Belastungen un Entwicklungschancen im Übergang**

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste der Universtät Siegen (Hrsg.)

1. Auflage

Siegen, 2008

ZPE-Schriftenreihe Nr. 19

ISBN: 978-3-934963-16-0

Layout & Covergestaltung: Samuel Behr - MEDIENdesign // sam.behr@gmail.com

Coverfoto: istockphoto.com

Universität Siegen

Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste

Adolf-Reichweinstr. 2

57068 Siegen

Tel. 0271-740-2228

Fax: 0271-740-2228

Internet: www.zpe.uni-siegen.de

E-Mail: sekretariat@zpe.uni-siegen.de

Siegen, Mai 2008

Inhalt

| | |
|---|-----------|
| Vorwort | 10 |
| Vorwort und Dank der Autorin | 14 |
| 1. Einleitung | 15 |
| 2. Einführung ins Pflegekinderwesen | 18 |
| 2.1 Historische und gesellschaftliche Hintergründe | 18 |
| 2.2 Forschung zum Pflegekinderwesen – der Stand des Wissens | 24 |
| 2.2.1 Motivationsforschung | 24 |
| 2.2.2 Strukturforschung | 27 |
| 2.2.3 Forschung zu Sonderformen im Pflegekinderwesen | 28 |
| 2.2.4 Ersatz- und Ergänzungsfamilienkonzepte | 29 |
| 2.2.5 Bindungsforschung im Pflegekinderwesen | 31 |
| 2.2.6 Neuere Forschungsansätze | 32 |
| 2.2.7 Desiderate | 35 |
| 3. Die Akteure im Pflegekinderwesen | 36 |
| 3.1 Das Pflegekind | 36 |
| 3.2 Die Pflegefamilie | 37 |
| 3.3 Die Kinder der Pflegeeltern | 38 |
| 3.4 Die Herkunftsfamilie | 39 |
| 3.5 Die Geschwister | 39 |
| 3.6 Die Sozialen Dienste | 40 |
| 4. Familienkulturen | 41 |
| 4.1 Kulturbegriff | 42 |
| 4.1.1 Eine Begriffsgeschichte | 42 |
| 4.1.3 Neuere Entwicklungen | 50 |
| 4.2 Familienbegriff | 55 |
| 4.3 Der Begriff der Familienkultur | 61 |
| 4.4 Wie gehen Kulturen mit Fremden um? | 65 |
| 5. Der Übergang in die Familienkultur der Pflegefamilie: Belastungen und Entwicklungschancen | 68 |

| | | |
|-----------|--|-----------|
| 6. | Empirisches Vorgehen | 70 |
| 6.1 | Rekonstruktive Verfahren | 70 |
| 6.2 | Übergangsforschung | 71 |
| 6.3 | Forschungsmethoden | 74 |
| 6.3.1 | Das biographisch-fokussierte Interview | 74 |
| 6.3.2 | Gruppendiskussion | 76 |
| 6.3.3 | Datenaufbereitung und Datenauswertung | 77 |
| | | |
| 7. | Darstellung und Interpretation der Ergebnisse | 81 |
| 7.1 | Matteo | 81 |
| 7.1.1 | Matteos Lebensgeschichte | 81 |
| 7.1.2 | Matteos Darstellung seiner Familienkulturen | 89 |
| 7.1.2.1 | Die Kultur der Herkunftsfamilie in Matteos Kindheit | 89 |
| 7.1.2.2 | Die Kultur beim Großvater | 92 |
| 7.1.2.3 | Die Kultur der Herkunftsfamilie nach der Zeit beim Großvater | 93 |
| 7.1.2.4 | Die Kultur der zweiten Pflegefamilie (Übergangspflege) | 93 |
| 7.1.2.5 | Die Kultur der dritten Pflegefamilie | 95 |
| 7.1.2.6 | Die Kultur der vierten Pflegefamilie (Übergangspflege) | 95 |
| 7.1.2.7 | Die Kultur in der Wohngruppe des Heims | 96 |
| 7.1.2.8 | Die Kultur der fünften Pflegefamilie | 98 |
| 7.1.2 | Analyse der Übergänge | 100 |
| 7.1.2.1 | Herkunftsfamilie – Großvater | 100 |
| 7.1.2.2 | Großvater – Herkunftsfamilie | 101 |
| 7.1.2.3 | Herkunftsfamilie – zweite Pflegefamilie | 102 |
| 7.1.2.4 | Zweite Pflegefamilie – dritte Pflegefamilie | 104 |
| 7.1.2.5 | Dritte Pflegefamilie – Vierte Pflegefamilie | 105 |
| 7.1.2.6 | Vierte Pflegefamilie – Wohngruppe | 106 |
| 7.1.2.7 | Wohngruppe – fünfte Pflegefamilie | 107 |
| 7.2 | Iris | 110 |
| 7.2.1 | Iris Lebensgeschichte | 110 |
| 7.2.2 | Iris Darstellung ihrer Familienkulturen | 116 |
| 7.2.2.1 | Die Kultur der leiblichen Mutter | 116 |
| 7.2.2.2 | Die Kultur beim leiblichen Vater | 118 |
| 7.2.2.3 | Die Kultur bei der Schwester | 119 |
| 7.2.2.4 | Die Kultur bei der Pflegemutter | 120 |
| 7.2.3 | Analyse der Übergänge | 122 |
| 7.2.3.1 | Leibliche Mutter – Leiblichem Vater | 122 |
| 7.2.3.2 | Leiblicher Vater – Schwester | 123 |

| | | |
|-----------|---|------------|
| 7.2.3.3 | Schwester – Pflegefamilie | 124 |
| 7.3 | Kusuma | 130 |
| 7.3.3 | Kusumas Lebensgeschichte | 130 |
| 7.3.4 | Kusumas Darstellung ihrer Familienkulturen | 136 |
| 7.3.4.1 | Die Kultur der Herkunftsfamilie | 136 |
| 7.3.4.2 | Die Kultur der ersten Pflegefamilie | 138 |
| 7.3.4.3 | Die Kultur der zweiten Pflegefamilie | 139 |
| 7.3.5 | Analyse der Übergänge | 141 |
| 7.3.5.1 | Herkunftsfamilie – Erste Pflegefamilie | 141 |
| 7.3.5.2 | Erste Pflegefamilie – zweite Pflegefamilie | 143 |
| 7.4 | Vergleich | 146 |
| 7.4.1 | Vergleich des Erlebens der Familienkulturen aus der Perspektive der InterviewpartnerInnen | 146 |
| 7.4.2 | Vergleich der Übergänge | 150 |
| 8. | Schlussfolgerungen | 158 |
| 8.1. | ... für die Forschung und Theorieentwicklung | 158 |
| 8.2. | ... für die Praxis der Sozialen Dienste | 160 |
| 9. | Schlusswort | 164 |
| | Literaturverzeichnis | 166 |

Vorwort

Die Rationalität professioneller Sozialer Arbeit verlangt, dass konzeptionelle Leitideen explizit begründet werden. Diese Begründungen dürfen sich nicht zuförderst auf Alltagstheorien beziehen, die sich jeder Praktiker nach eigenem Gusto zurechtbastelt, sondern sie sollen ihre Verankerung in überprüften und überprüfbaren Theorien haben. Da es eine Theorie der Pflegefamilie nicht gibt und sie auch nicht in Reichweite liegt, ist derzeit eine empirische Forschung zum Leben in Pflegefamilien und zum Aufwachsen von Pflegekindern vorrangig. Eine spezifisch erziehungswissenschaftliche Forschung hat sich dann insbesondere für die Entwicklungsbedingungen der Kinder und das spezifische Lebens- und Lernfeld Pflegefamilie zu interessieren. Da die Zeit in der Pflegefamilie Teil der gesamten Biografie der Kinder und Jugendlichen ist, sollte sie in diesem biografischen Kontext betrachtet werden.

Viele Forschungszugänge wählen eine bindungstheoretische Verortung. Dieser Zugang ist sowohl für die theoretische Deutung von Phänomenen als auch für Begründungen der Praxis im Pflegekinderwesen hoch relevant. So lassen sich ansonsten unverständliche Verhaltensweisen von Pflegekindern als Folge von ungünstigen Bindungserfahrungen dechiffrieren. Wenn die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung stabiler Bindungen für eine gute Entwicklung gerichtet wird, kann die Praxis unter der Frage bewertet werden, ob sie hierfür günstige Bedingungen schafft. So bedeutsam dieser Zugang ist, so unproduktiv wird doch allmählich die Anlage der Forschung. Zum wiederholten Male das zu untersuchen, was wir schon längst wissen – etwa wie wichtig sichere Bindungen sind und wie ungünstig die Startbedingungen für Pflegekinder oft sind – führt zu selbstreferentiellen Diskursen, die keine neuen Blicke und Erkenntnisse erwarten lassen. Wir sollten daher neue Zugänge wagen, andere theoretische Bezugspunkte suchen und sie hinsichtlich ihres Potenzials für die Erklärung von Phänomenen im Aufwachsen von Pflegekindern prüfen.

Allen Beteiligten, die mit Pflegekinder zu tun haben, geht es um das Wohl der Pflegekinder - so versichern sie uns. Die Pflegekinder selber kommen aber eher weniger zu Wort. Umzingelt von selbstlosen und selbst ernannten Interessenvertretern beschreiben sie uns in den Interviews oft Eingriffe in ihre Biografie, denen sie überrascht gegenüber standen und die sie sich später mühsam zu erklären versuchen. Für pädagogische Prozesse ist das Erleben der Kinder elementar, denn Entwicklung ist Eigenleistung. Die Erwachsenen können günstige Lernfelder arrangieren, aber was die Kinder lernen und wie sie es lernen hängt von ihren Vorerfahrungen ab. Sie haben bereits Relevanzsysteme entwickelt, in Verhältnissen – oft von Not, Vernachlässigung und Gewalt - Sensibilisierungen und Wahrnehmungsfokussierungen gelernt und für schwierige Situationen Strategi-

en entwickelt. Die Erwachsenen reparieren keine triviale Maschine, sondern sie machen – wenn es gut kommt – Ressourcen zugänglich, die die Kinder für ihre Entwicklung benötigen. Diese Ressourcen müssen an die bisherigen Lebenserfahrungen anschließen können. Um dies besser zu verstehen, sollten wir insbesondere das Erleben der Kinder erforschen und uns dafür interessieren, wie sie die von den Pädagogen arrangierten Lernfelder wahrnehmen und wie sie sich darin orientieren.

Erst dann können wir beurteilen, was hilft und ihnen nützt und was weitere Belastungen hervorbringt.

Die von Daniela Reimer vorgelegte Untersuchung zeigt, wie diese drei Anforderungen an eine empirisch-biografisch angelegte, für das Feld neue theoretische Anknüpfungspunkte importierende und die subjektive Seite des Erlebens fokussierende Forschung aussehen kann. Sie entwickelt explorativ einen theoriegestützten Blick auf Phänomene des Aufwachsens in schwierigen Verhältnissen am Thema des Übergangs. Das, was mit anderen – ebenfalls interessanten – theoretischen Bezügen als Bewältigung eines kritischen Lebensereignisses beschrieben wird, deutet sie als Wechsel von einer Kultur in eine andere. Sie hat sich dazu von den Interviews anregen lassen, weil die bei der Aufnahme älteren (ehemaligen) Pflegekinder den Wechsel in die Pflegefamilie als einen Prozess kennzeichnen, in dem sie in eine zunächst fremde Welt kommen. Die Probleme, die die Kinder zu bewältigen hatten, werden dabei deutlich herausgearbeitet. Sie bestanden nicht einfach in einer Umgewöhnung und sie hatten auch nicht nur das Gefühl der Rettung oder das Empfinden, endlich in eine gute Welt gekommen zu sein, sondern sie waren (auch) irritiert über das Andersartige, das von der Normalität, die sie kennen gelernt hatten, deutlich abwich. Der grobe Code – „Pflegeeltern kommen in der Regel aus einer anderen Schicht als die leiblichen Eltern“ – wird hier durch filigrane Differenzierungen ersetzt: Die merkwürdigen Symbole, Umgangsformen, Requisiten und Rituale des Alltags kennzeichnen die gravierende Differenz der Lebens- und Lernfelder in vielschichtigen Dimensionen. Das bringt ganz neue Orientierungsaufgaben für die Kinder – und indirekt: für alle Mitglieder der Pflegefamilie – hervor, bindet Aufmerksamkeit und berührt tiefe Identitätsfragen. Milieunterschiede werden hier als unterschiedliche Kulturen kleiner Figurationen sichtbar. Darüber hinaus wird aber auch deutlich, dass auch bei einem Wechsel zwischen Familien aus dem gleichen Milieu – wie in der Verwandtenpflege – Differenzen in der Familienkultur auftreten.

Ich empfehle, den Zugang, den Frau Reimer gefunden hat, unter der Frage zu bewerten: Was gerät neu oder anders in den Blick, wenn wir den Wechsel von einer Familie in eine andere als einen Kulturwechsel betrachten? Die Kinder werden dann – um es zuzuspitzen – als Migranten betrachtet (und nicht z. B. als Touristen), die erlebten Unterschiede als kulturelle Differenzen und der Begriffsapparat von kultureller Hegemonie, Multikulturalismus und Schmelztiegel kann zur Bezeichnung der Phänomene, die es zu erklären

gilt, ausprobiert werden. Mir scheint ein solcher experimenteller Zugang mit Begriffen insbesondere dann sehr anregend, wenn er an einem Datenmaterial konkret geprüft wird, das so differenziert Prozesse beschreibt wie die von der Autorin durchgeführten Interviews. So brechen wir die selbstreferentiellen Muster auf und kommen zu neuen Lesarten.

Frau Reimer öffnet damit auch neue Chancen für die Praxis. Je besser sich die Erwachsenen an die Wahrnehmungsperspektive der Pflegekinder annähern können, desto besser können sie sie verstehen, mit ihnen kommunizieren und sie bei der Bewältigung der nun besser verstandenen Probleme unterstützen. Wenn vorher lediglich als merkwürdig empfundene Verhaltensweisen so in ihren Sinnzusammenhängen gesehen werden, können wir fast immer auch neue Handlungsmöglichkeiten erschließen. Insofern eignet sich das von Frau Reimer aufbereitete empirische Material und ihr theoretischer Zugang auch gut für die Fortbildung und Beratung von Pflegeeltern.

Prof. Dr. Klaus Wolf, Mai 2008

Vorwort und Dank der Autorin

Pflegekinder und ihre Familien tauchen in der Öffentlichkeit fast nur als Randphänomen auf, meist erscheinen sie im Zusammenhang mit skandalösen Vorfällen oder, wie in jüngster Zeit wiederholt festzustellen war, medienwirksamen Gerichtsentscheidungen. Die wirkliche Lebenssituation der Kinder und ihrer beiden Familien findet indes relativ wenig Beachtung. Im Rahmen der vorliegenden Studie hatte ich die Gelegenheit, wie durch ein Schlüsselloch einen Einblick in das Leben und Erleben von Pflegekindern zu bekommen. Dabei konnte ich nicht nur beeindruckende Lebensgeschichten hören, sondern auch faszinierende Menschen kennen lernen. Ihre Geschichten, ihre Reflektionen über die eigenen Biographien und ihre Bereitschaft, diese mit mir zu teilen haben mich zutiefst beeindruckt.

Meinen drei GesprächspartnerInnen, deren spannende Lebensgeschichten im Mittelpunkt der Untersuchung stehen, gebührt mein größter Dank. Es hat mir unglaublich viel Freude bereitet, ihnen zuzuhören und von ihnen und ihren Erfahrungen zu lernen.

Fast genauso wichtig wie die Auskünfte meiner InterviewpartnerInnen waren die unzähligen bereichernden Gespräche und Diskussionen über das Thema und die Interviews mit Prof. Dr. Klaus Wolf. Seine Beiträge haben nicht nur diese Arbeit geprägt, sondern gleichzeitig mein Interesse und die Freude am Thema immer wieder neu herausgefordert. Vielen Dank!

Ein herzliches Dankeschön gilt selbstverständlich auch meinen fleißigen KorrekturleserInnen Björn Heinz, Cathrin Bublitz, Dr. Bernhard Ulmer, Dameria Ehring und meiner Mutter.

Und schließlich danke ich all denjenigen Menschen, die mich lieben und die ich liebe für ihre anhaltende Unterstützung und Zuneigung. Ihr habt mich sogar während der Abfassung dieser Studie ertragen, habt das Thema unermüdlich mit mir diskutiert und es geschafft mich in wohlthuenden Abständen abzulenken. Ihr seid unendlich wertvoll für mich.

Siegen, Mai 2008

1. Einleitung

Hierzulande gibt es zwei Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder und Jugendliche, die aus den verschiedensten Gründen nicht bei ihren leiblichen Familien leben können: Heime und Pflegefamilien.

Kinder, die in Pflegefamilien aufwachsen, stehen im Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung. Das Pflegekinderwesen ist hierzulande eines der am wenigsten beachteten Themengebiete innerhalb der Jugendhilfeforschung. Zugleich ist es ein Feld in dem wenige, teils mehr, teils weniger fundierte Theorien das Handeln der Mitarbeiter in der Praxis in hohem Maße steuern. In den letzten Jahren – vielleicht müsste man sogar Jahrzehnten sagen – hat sich die Praxis des Pflegekinderwesens nur sehr eingeschränkt weiterentwickelt. Innovative Konzepte gibt es an wenigen Orten. Die Breite der Pflegekinderdienste verweilt indes in einer eher lethargisch anmutenden Stimmung.

Als Nichtpraktikerin ist es natürlich nicht besonders höflich über eine fehlende Praxisweiterentwicklung zu lamentieren. Deshalb möchte ich dies auch nicht weiterverfolgen. Denn auch in der Wissenschaftslandschaft sieht es nicht viel besser aus. Differenzierte Einzelfallstudien zum Pflegekinderwesen sind ein seltenes Gut. In den letzten Jahrzehnten hat man und frau im Theoriefeld sich vorwiegend über die müßige Frage nach der Funktion der Pflegefamilie ausgetauscht. Nachdem die Kämpfer der beiden gegensätzlichen Konzepte (vgl. dazu Nienstedt/ Westermann, 1989; DJI, 1987) müde geworden sind und ein fast allgemein akzeptierter Konsens darüber eingezogen ist, dass die Diskussion nicht weiterführt, besteht nun die Möglichkeit, neue Fragen des Pflegekinderwesens zu diskutieren. Die Bemühungen hierzu halten sich zwar noch in Grenzen, aber immerhin gibt es kleine, unübersehbare Lichtblicke am Pflegekinderhorizont. So zum Beispiel die sehr differenzierte Studie zu Sozialisationsprozessen bei Pflegekindern von Walter Gehres und Bruno Hildenbrand (Gehres, 2005; Gehres/Hildenbrand, 2008), die multiperspektivisch an mehreren Einzelfällen durchgeführt wurde.

Die hier vorliegende Studie soll an die Idee der Einzelfalluntersuchung über lange biographische Zeiträume anknüpfen. Untersuchungsgegenstand sind dabei jedoch nicht die Sozialisationsprozesse bei Pflegekindern. Im Zentrum der Fragestellung steht das Erleben der Übergänge.

Mit drei ehemaligen Pflegekindern – heute jungen sympathischen Erwachsenen – habe ich ausführliche biographische Interviews geführt. Alle drei InterviewpartnerInnen erlebten mehrere Übergänge zwischen Herkunftsfamilie, Heim und verschiedenen Pflegefamilien. Wir wissen bislang nichts darüber, wie Kinder diese Übergänge selbst erleben. Aus psychoanalytisch orientierter therapeutischer Erfahrung wurde vor vielen Jahren ein mehrstufiges Modell zur Integration von Kindern in Pflegefamilien (Nienstedt/ Westermann, 1999) zusammengestellt. Dieses Modell ist hilfreich, um innerpsychische Prozesse

bei Pflegekindern im Übergang zu verstehen, verrät uns aber nicht, wie die Kinder selbst den Übergang erleben. Die zentrale Fragestellung meiner Untersuchung lautet daher: Wie erleben Kinder den Übergang – entweder direkt aus der leiblichen Familie oder über den Umweg einer anderen Form der stationären Unterbringung – in eine Pflegefamilie?

Die Übergangssituation ist für Pflegekinder von wesentlicher Bedeutung. In vielen Interviews unserer Studie zum Aufwachsen in Pflegefamilien (Universität Siegen, Wolf / Reimer 2007) haben wir eindeutige Hinweise darauf bekommen, dass die Aufnahmesituation in eine neue Familie und die erste Zeit in dieser Familie für viele Kinder eine Art Weichenstellung für die zukünftige Beziehung zur Pflegefamilie darstellt und darüber hinaus das Verhältnis zur leiblichen Familie wesentlich beeinflussen kann. Zugleich ist der Übergang eine äußerst kritische Situation: Ein Kind wird in eine Familie aufgenommen, die sich mitunter in bedeutenden Aspekten von der leiblichen Familie unterscheidet. Das bedeutet, dass das Kind mit Neuem, vielleicht Fremdem, konfrontiert ist, neuen Umgangsformen, Verhaltensweisen, Regeln, Rollenverteilungen – die Aufzählung steht hier nur beispielhaft.

Als Voraussetzung für die erfolgreiche Integration eines Kindes in die Pflegefamilie und das Hervorbringen neuer Entwicklungschancen kann die (zumindest teilweise) Bewältigung dieser Differenzen gesehen werden. Wie Kinder den Übergang bewerkstelligen, welchen Belastungen sie währenddessen ausgesetzt sind, aber auch welche Chancen der Übergang für die Entwicklung bieten kann, wie die aufnehmenden Familien ihren Beitrag zur Bewältigung des Übergangs leisten und welche Prozesse in Wechselwirkung miteinander treten, soll im Folgenden herausgearbeitet werden.

Die theoretische Rahmung für die Untersuchung der Übergänge bietet das Konzept der Familienkulturen. Ohne allzu viel vorwegzunehmen, soll hier bereits angedeutet werden, dass ich Familien – und somit auch Pflegefamilien – als Kulturen im Sinne von übergreifenden Bedeutungsgeweben (Geertz, 1981) verstehe. Übergänge bei Pflegekindern stellen daher nicht nur einen Wechsel in eine neue Familie dar, sondern auch kulturelle Wechsel, die, um erfolgreich bewältigt zu werden, das Hineinwachsen in ein kulturelles Gewebe erfordern.

Im ersten Teil der Arbeit werde ich die theoretischen Grundlagen für die Untersuchung entwickeln. Zwei Schwerpunkte werde ich hierbei bearbeiten: Zum einen soll eine kurze Einführung ins Pflegekinderwesen gegeben werden und der Stand der (deutschsprachigen) Forschung zum Pflegekinderwesen nachgezeichnet werden. Ich werde hier die bedeutenden Forschungslinien der letzten Jahrzehnte herausarbeiten und aufzeigen, inwiefern diese Ansätze neue Sichtweisen hervorgebracht haben und wie durch bestimmte Ansätze Perspektiven verschlossen wurden.

Zum anderen werde ich den Begriff der Familienkultur anschaulich herausarbeiten. Hier-

für werde ich mehrere Entwicklungen betrachten: Zum einen soll der Kulturbegriff in seiner Etymologie, seiner historischen und auch disziplinären Entwicklung nachgezeichnet werden, zum anderen werde ich mir unterschiedliche Familiencharakterisierungen vornehmen und dann die beiden Begriffe Familie und Kultur zusammenbringen. Ein kurzer Exkurs zur Frage wie Kulturen mit Fremden umgehen rundet das Familienkulturkapitel ab. Im letzten Schritt werde ich vorstellen, wie der Familienkulturbegriff und das Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance (Wolf, 2007) möglicherweise einen neuen Zugang zur Forschung im Pflegekinderwesen darstellen kann.

Im empirischen Teil der Arbeit werde ich die drei biographische Interviews und die Materialien aus einer Gruppendiskussion analysieren, die ich mit jungen Frauen und Männern, die einen Teil ihres bisherigen Lebens in einer Pflegefamilie verbracht haben, geführt habe. Im ersten Zugriff erfolgt jeweils eine Kurzdarstellung der Lebensgeschichte, danach werden die Familienkulturen, in denen die jeweiligen Interviewpartner gelebt haben, aus deren jeweiliger Perspektive untersucht. Im Anschluss daran werden die Übergänge zwischen den Familienkulturen analysiert.

Anhand der drei Fallbeispiele wird sehr deutlich, wie zentral die Übergangssituation für Pflegekinder ist, welche Belastungen im Übergang bei den untersuchten Pflegekinder entstanden sind und welche Kulturwechsel für die Beteiligten neue Entwicklungschancen hervorgebracht haben. In einem Vergleich der Familienkulturen und der Übergänge werden die zentralen Ergebnisse der Studie anschaulich herausgearbeitet. Abschließend werden Schlussfolgerungen für Theorie und Praxis des Pflegekinderwesens aus den Ergebnissen gewonnen.

2. Einführung ins Pflegekinderwesen

2.1 Historische und gesellschaftliche Hintergründe

Das Pflegekinderwesen kann sich auf eine lange Tradition stützen. Blandow (2004) beschreibt sehr ausführlich, wie sich das Pflegekinderwesen seit dem Altertum weiterentwickelt und etabliert hat. Traditionell war in sämtlichen Gesellschaften die erweiterte Großfamilie oder die so genannte Sippe für die Pflege und Erziehung der Kinder zuständig, die nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen konnten. Dennoch gab es seit Menschengedenken immer wieder Kinder, für die sich keine Sippe zuständig fühlte. Insbesondere handelte es sich dabei um Findel- und Waisenkinder. Für diese Kinder mussten die Gesellschaften aller Zeiten andere Unterbringungsmöglichkeiten vorsehen.

In der abendländischen Tradition wird die Geschichte des Pflegekinderwesens in sehr langen Linien mit der Herausbildung und Weiterentwicklung des Christentums in Zusammenhang gebracht (Blandow, 2004; Niederberger, 1997). Bereits in den frühen Schriften des Alten Testaments ist ausführlich dargelegt, dass den Menschen aus dem Volk Israel¹ von ihrem Gott Jahwe die Fürsorge für Waisen anvertraut wurde („Ihr sollt die Witwen und Waisen nicht bedrücken“, 2.Mose 22,21). Die Israeliten waren davon überzeugt, dass Waisen – ebenso wie Witwen – unter dem besonderen Schutz ihres Gottes stehen. Bildhaft dargestellt wird dies zum Beispiel vom berühmten Psalmisten König David „Ein Vater der Waisen und ein Helfer der Witwen ist Gott in seiner heiligen Wohnung“ (Psalm 68,6). Die frühe Christenheit begriff diese alttestamentlichen Weisungen als Verpflichtung und machte es sich zur Aufgabe, Waisen- und Findelkinder an Pflegefamilien zu vermitteln. Die gut gemeinte Vermittlung war jedoch nicht in allen Fällen so vorbildlich wie die ihr zugrunde liegenden Ideen. Schon frühe Dokumente belegen, dass sich regelmäßig Pflegeväter am Erbe der ihnen anvertrauten Kinder vergriffen und Pflegemütter ihre Aufgabe nur widerwillig erfüllten. Als die Missstände im kirchlichen Pflegekinderwesen² im Mittelalter immer offensichtlicher wurden, kam es zu einer zunehmenden Einrichtung großer Institutionen, in denen Waisen- und Findelkinder aufgenommen und versorgt wurden. Anfangs überwogen die Initiativen kirchlicher und ritterlicher Orden, in den darauf folgenden Jahrhunderten entstanden vermehrt bürgerliche Stiftungen (vgl. Blandow 2004, S. 22). Für die Basisversorgung von Kleinkindern und Säuglingen wurden von den Großinstitutionen Ammen beauftragt, die jedoch meist nicht weiter staatlich beaufsichtigt wurden. In diesem System war die Sterblichkeitsrate der in Obhut genommenen

1 Ähnliche Regelungen galten auch in anderen Gesellschaften des Altertums.

2 Die Begrifflichkeiten wurde zu dieser Zeit natürlich noch nicht so verwendet: Es wurde von Waisenvätern und Ziehmüttern gesprochen, vgl. Blandow 2004, S. 22.

Kinder extrem hoch. Viele Ammen hatten daher den Beinamen Engelmacherinnen, da sie die Kinder aus der Welt schafften, anstatt ihnen die notwendige Pflege zukommen zu lassen (Meyers Universallexikon, 1897, S. 768, nach Blandow, 2004, S. 23).

Im Übergang zur Neuzeit, in dem sich das Kindheitsbild entscheidend veränderte (vgl. deMause, 1980), verbesserte sich die Versorgungssituation der Kinder in Waisenhäusern zunehmend. Gleichzeitig wurden zielgerichtete Kriterien für eine bessere Auswahl der Pflegeeltern definiert. Heimerziehung und Pflegekinderwesen existierten also parallel. Doch trotz der vermehrten Überwachung der Pflegeverhältnisse wurde allgemein die Anstaltserziehung der Erziehung in Pflegefamilien vorgezogen. Im 30jährigen Krieg, in dem unter anderem aufgrund der Pestepidemie die Zahl der Waisenkinder stark anstieg, wurde diese Entwicklung noch weiter vorangetrieben. Der Absolutismus mit seinem merkantilistischem Gedankengut und die entstehende Bewegung des Pietismus führte dann im 17. Jahrhundert zu einer Welle der Neugründungen von Waisen-, Armen- und Arbeitshäusern, in denen entgegen christlicher Vorsätze eine bislang unvorstellbare Ausbeutung von Kindern und deren Arbeitskraft stattfand. Das Pflegekinderwesen verlor in dieser Zeit an Bedeutung.

Erst im Zeitalter der Aufklärung kam es zu einer Wende, die dem Pflegekinderwesen einen Aufschwung bescherte. Die Institutionen, die von hoher Kindersterblichkeit und unmenschlichen Bedingungen gekennzeichnet waren, gerieten zunehmend in die öffentliche Kritik. Im Zuge der Entdeckung der Natur in der Zeit der Aufklärung galt es als Ideal, Waisen in bäuerlichen Familien auf dem Land unterzubringen, „wo sie gesund aufwachsen, mit einer ‚natürlichen‘ Religiosität konfrontiert und langsam an die Arbeit gewöhnt werden könnten“ (Blandow, 2004, S. 27). Jedoch fand auch diese Bewegung ihre Gegner. Viele Städte mischten im so genannten Waisenhausstreit mit (1770 – 1820), in dem das Für und Wider der Anstalts- und Familienerziehung kontrovers diskutiert wurde und Möglichkeiten der Unterbringung im familiären Umfeld erörtert wurden.

Der Waisenhausstreit führte zu Reformen sowohl in der Anstaltserziehung als auch im Pflegekinderwesen. Die Unterbringung der Kinder wurde systematisiert, Pflegefamilien erhielten ein staatlich festgelegtes Kostgeld, die Möglichkeiten einer systematischen Beaufsichtigung von Pflegefamilien wurden diskutiert und in den Kommunen unterschiedlich umgesetzt.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts geriet das Pflegekinderwesen aufgrund hoher Kindersterblichkeit noch einmal stark in die Kritik. Daraus entwickelte sich, insbesondere durch das Engagement des neu entstandenen „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“³, ein sich kontinuierlich verbesserndes System des Pflegekinderschutzes, das auch dem Schutz unehelicher Kinder diente, die als fremd untergebrachte Kin-

3 Heute: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge

der ganz besonders von der hohen Säuglingssterblichkeit betroffen waren. Im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts bildeten sich daran anknüpfend erste Ansätze eines vom Fürsorgegedanken geprägten Pflegekinderwesens heraus, das einen Katalog von Vorschriften über die Pflege des anvertrauten Kindes beinhaltete. Die Anordnungen bezogen sich vor allem auf Fragen der Ausstattung, der Pflege und Erziehung sowie der Kontrolle, beinhalteten aber auch Regelungen zum Schul- und Kirchenbesuch der Kinder, Verbot der Kinderarbeit, und ähnliches. Diese Verordnungen wurden insbesondere in städtischen Gebieten umgesetzt. In ländlichen Gegenden lebten Pflegekinder noch lange Zeit als billige Arbeitskräfte von Bauern unter denkbar schlechten Bedingungen.

Während des 1. Weltkriegs wurden dann regelmäßig Waisen, Pflegekinder und so genannte Fürsorgezöglinge in kinderlose und kinderarme Familien in den Ostprovinzen vermittelt. Die Ziele dieser Vermittlung waren nicht so sehr mit dem Wohl der Kinder verbunden, sondern dienten vor allem politischen Zwecken, wie der Vorbeugung der Landflucht und der Förderung der Rückwanderung aufs Land. Die vermittelten Jugendlichen arbeiteten hart und erhielten in der Regel keine Berufsausbildung.

Mit dem Ende des 1. Weltkrieges kam es dann zu einer vollständigen Neuerung des Pflegekinderwesens. Im Jahr 1922 wurde das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (RJWG) eingeführt, mit dem die Vorläuferinstitution des heutigen Jugendamts begründet wurde. Als zentrale Aufgabe dieser Institution wurde unter anderem der Schutz der Pflegekinder definiert. Die Unterscheidung zwischen privat untergebrachten Waisen und behördlich untergebrachten Fürsorgezöglingen wurde erstmals vorgenommen. Als Pflegekinder galten nun alle „Kinder unter 14 Jahren, die sich dauernd oder nur für einen Teil des Tages jedoch regelmäßig, in fremder Pflege befinden, es sei denn, dass von vornherein feststeht, dass sie unentgeltlich in vorübergehende Bewahrung genommen werden“ (§19, RJWG, zit. nach Blandow 2004, S. 40). Im RJWG wurde darüber hinaus erstmals gesetzlich für ganz Deutschland eine Pflegeerlaubnis für Pflegeeltern vorgeschrieben. Darüber hinaus wurden weitere Regelungen definiert, die die Situation von Pflegekindern verbessern sollten. In der Praxis scheiterte die Umsetzung der Regelungen jedoch aufgrund der durch die Wirtschaftskrise bedingten desolaten finanziellen Rahmenbedingungen der Städte und Kommunen.

Trotzdem brachten die gesetzlichen Neuregelungen eine grundlegende Veränderung des Pflegekinderwesens mit sich. Insbesondere die soziale Gruppe aus der sich die Pflegeeltern rekrutierten veränderte sich: Pflegekinder wurden nicht länger von sozial schwachen Familien aus finanziellen Gründen als billige Arbeitskräfte aufgenommen, sondern überwiegend aus „psychologischen Gründen der Pflegemütter“ aus dem Kleinbürgertum: Pflegemütter gaben in einer Befragung an – der ersten deutschsprachigen schriftlich festgehaltenen – , Kinder insbesondere aufgrund nicht ausreichend befriedigter mütterlicher Bedürfnisse aufzunehmen (Danzinger, 1930).

Nur wenige Jahre später wurde das Pflegekinderwesen, wie sämtliche andere Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens, einigen zentralen, der nationalsozialistischen Ideologie entsprechenden Veränderungen unterzogen. Pflegeeltern mussten ihre deutsche Abstammung nachweisen und mussten belegen, dass sie ihre Pflegekinder nationalsozialistisch erziehen würden. Die Praxis des Pflegekinderwesens wurde zwiespältig betrachtet: Der ideologischen Wertschätzung der Familie zufolge wurde die Familienerziehung (auch wegen ihrer finanziellen Vorteile) der Heimerziehung vorgezogen, Pflegefamilien wurden jedoch als nicht-blutsverwandte Familien als zweitklassig und mit Vorbehalten betrachtet.

Nach dem zweiten Weltkrieg musste sich das Pflegekinderwesen dann neu formieren. Blandow (2004) teilt die westdeutsche Nachkriegsentwicklung in fünf Phasen ein:

1. Phase: Mangelverwaltung (1945-1950)

Diese Phase war durch die allgemeinen Notstände nach dem Krieg und die Verarmung der Gesellschaft gekennzeichnet. Der Zustand der Fremdunterbringungsmöglichkeiten für verwaiste und vernachlässigte Kinder war desaströs, es herrschte ein großer Mangel an Pflegefamilien, Pflegegeld wurde nicht bezahlt, die Kinderheime wiesen ein problematisch niedriges Versorgungsniveau auf. Die Landpflege wurde mangels Alternativen wieder belebt.

2. Phase: Aus der schlechten in die gute Familie (1950-1965)

Im Zuge des so genannten Wirtschaftswunders und der damit einhergehenden Orientierung an traditionellen Normen und Werten, vor allem an der Vorstellung einer klassischen, intakten Familie, wurde das Pflegekinderwesen zu einer Institution, die so genannte familienlose und/ oder uneheliche Kinder in neue, nach der gängigen Vorstellung, gute und vollständige Familien vermittelte. Die Pflegefamilie diente als Ersatzfamilie. An die Herkunftsfamilie wurde nicht gedacht, maximal wurden gelegentliche Besuchskontakte der Herkunftseltern oder -mütter geduldet. Das Jugendamt hatte die Oberaufsicht über das Pflegekinderwesen, was faktisch bedeutete, dass die MitarbeiterInnen eine auf Hygiene, Anstand, Gesundheit und Ordnung bezogene Eignungsprüfung der Pflegeeltern vornahm und in Krisensituation Entscheidungen traf. Allgemein war das Pflegekinderwesen aus Kostengründen geschätzt, wurde aber als dem Heimsystem nachrangig angesehen.

Erste Neuerungen waren Ende der 50er Jahre zu verzeichnen, insbesondere durch die Einflüsse der bekannter werdenden Bindungstheorie von Bowlby und der Arbeiten zur Mutter-Kind-Beziehung und zum Hospitalismus von René Spitz. Eindrücklich spiegeln sich diese veränderten theoretischen Zugänge in einer Stu-

die von Annemarie Dührssen (1975) wieder, in der sie unter anderem Heim- und Pflegekinder in ihrem Aufwachsen mit Kindern vergleicht, die in Herkunftsfamilien heranwachsen.

3. Phase: Holt die Kinder aus den Heimen (1965-1980)

Die kritische Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Werten in den späten 60er Jahren sowie die zunehmende Verwissenschaftlichung sozialer Fragen zeigte auch auf die Jugendhilfe Auswirkungen: Familiäre Hintergründe von Fremdunterbringungen sowie die Infragestellung des gängigen Heimsystems traten in den Mittelpunkt der Debatten. Martin Bonhoeffer, Sozialpädagoge und Jugendhilfereformer, resümierte die darauf folgende Entwicklung mit den Worten: „Das Versagen der Heimerziehung gab den Anstoß, die Ersatzfamilie wieder zu entdecken“ (Bonhoeffer, 1974, S.10 zit. nach Blandow, 2004, S. 56). Im Zuge einer Reform des Pflegekinderwesens entstanden in Großstädten neue, professionelle Formen der Pflegefamilie, die geeignet schienen, Kinder aufzunehmen, die bis dato aufgrund ihrer Vorerfahrungen oder Beeinträchtigungen von der Unterbringung in Pflegefamilien ausgeschlossen waren. Im selben Zeitraum veränderte sich noch einmal die Gruppe der Pflegeeltern: Immer häufiger kommen seit dieser Zeit Pflegeeltern aus den so genannten gehobeneren Bevölkerungsschichten; die Motive sind zunehmend sozialer und immer weniger persönlich-familiärer Natur. Die neue Gruppe der Pflegeeltern verstand es, Selbsthilfe- und politische Lobbygruppen zu gründen und zu organisieren, die bis heute einen wichtigen Bestandteil des Pflegekinderwesens bilden. Ertrag dieser Reformen war eine neue Selbstständigkeit des Pflegekinderwesens. Das Pflegekinderwesen gilt seit dieser Zeit nicht mehr als billiges Anhängsel der Heimerziehung sondern konnte sich zu einem „System eigener Würde“ (Blandow, 1999) hervorarbeiten.

4. Phase: Die Entdeckung der Herkunftsfamilie (1980er Jahre)

Trotz vieler Neuerungen und neuen professionellen Pflegeformen war die Herkunftsfamilie in der Breite des Pflegekinderwesens immer noch ein stark vernachlässigtes Thema. Diese Situation veränderte sich zu Beginn der 80er Jahre im Zuge der familienpolitischen Diskussion um Tagesmütter, die in einem von der Bundesregierung geförderten und vom Deutschen Jugendinstitut (DJI) durchgeführten Projekt wissenschaftlich eruiert wurde. Bezug nehmend auf die Ergebnisse des Tagespflegeprojekts wurde ein Projekt zur „Beratung im Pflegekinderwesen“ durchgeführt, das die Frage bearbeitete, wie professionelle Pflegekinderarbeit beiden Seiten gerecht werden kann, der Pflegefamilie und der Herkunftsfamilie. Die Mitarbeiter des Projekts, allen voran Ulrich Gudat, plädierten vehement dafür,

bestehende Bindungen zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie zu erhalten und zu fördern, unabhängig von deren Qualität. Das erforderte eine radikale Veränderung in der theoretischen und praktischen Orientierung des Pflegekinderwesens: weg von der Ersatzfamilie (und damit: Quasi – Adoption), hin zu einer die Herkunftsfamilie und die Vergangenheit des Kindes integrierenden und respektierenden Haltung. Trotz heftiger Gegenpositionen, v.a. aus dem psychoanalytischen und therapeutischen Bereich (Nienstedt/ Westermann, 1989), brachten diese Thesen des DJI Fragestellungen rund um das Thema Herkunftsfamilie unwiderruflich auf das Parkett des Pflegekinderwesens.

5. Phase: Etwas neben anderem (1990er Jahre bis heute)

Umfangreiche Veränderungen in der Jugendhilfe, unter anderem dokumentiert im neuen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) von 1991, brachten in den 90er Jahren nochmals eine grundlegende Veränderung des Pflegekinderwesens mit sich. Die reformierte Heimerziehung mit dem Ideal der familienähnlichen Gruppe machte dem Pflegekinderwesen seinen Status als Familienunterbringung streitig. Der Ausbau niedrigschwelliger ambulanter Hilfen (insbesondere Tagesgruppen und Sozialpädagogische Familienhilfe) bedrängte das Pflegekinderwesen von einer anderen Seite. Mit einem veränderten Klientel – häufig Kinder aus Familien, die schon vor der Fremdunterbringung längere Zeit ambulant betreut worden waren – veränderten sich auch die Erwartungen an die Pflegeeltern. Für Blandow gehört zum Ergebnis der Entwicklungen der 90er Jahre, „dass sich das Institut Vollzeitpflege allmählich, hierbei von konkurrierenden Institutionen gerahmt, zu einer Spezialinstitution für die Betreuung und bewusste Erziehung, ggf. auch Krisenintervention, ‚Diagnostik‘ und ‚Therapie‘ von „Kindern in Not“ transformiert“ (Blandow 2004, S. 67/68). Diese Entwicklung birgt auch problematische Momente, zum Beispiel die komplizierte Frage nach der Balance von Professionalisierung und Privatheit in Pflegefamilien, deren Beantwortung neue Organisationsformen der Betreuung für Pflegefamilien erfordert.

Die gegenwärtige Situation ist – wie auf einer bundesweiten Fachtagung zum Pflegekinderwesen an der Universität Siegen im September 2006 festgestellt wurde (vgl. Universität Siegen, ZPE, 2006) – von unterschiedlichen Bewegungen geprägt: Der Ausbau der Formenvielfalt der Pflegefamilien hält weiter an, die Grenzen zwischen Pflegekinderwesen und Heimerziehung werden an einigen Stellen zunehmend unscharf, es entstehen neue Organisationsformen im Pflegekinderwesen, insbesondere unter den Bedingungen der freien Trägerschaft, Umgangsformen mit der Herkunftsfamilie werden freier diskutiert und an einigen wenigen Stellen finden sich Bemühungen, das Pflegekinderwesen

im sozialpädagogischen Diskurs anschlussfähig zu machen. Wohin die Reise geht, ist bislang jedoch noch nicht abzusehen. Zudem sind große regionale Unterschiede zu verzeichnen: Während einige wenige Pflegekinderdienste avantgardistisch die Entwicklung vorantreiben, lässt sich in der Breite des Pflegekinderwesens ein problematisch niedriges Professionalisierungsniveau feststellen.

2.2 Forschung zum Pflegekinderwesen – der Stand des Wissens

Die Forschung zum Pflegekinderwesen hat in Deutschland bereits eine lange Tradition. Seit langer Zeit gibt es immer wieder Studien, die aus unterschiedlichen Perspektiven und mit verschiedenen Schwerpunkten Fragen zum Pflegekinderwesen untersuchen. Im Folgenden werde ich versuchen, die wichtigsten Forschungs- und Diskussionsstränge anhand einiger zentraler Studien zu rekonstruieren. Dabei handelt es sich um eine von mir vorgenommene erste Kategorisierung der Studien, die den Überblick über die bisherige Forschung erleichtern soll. Der Kategorisierung liegen zwei zentrale Merkmale zugrunde: zum einen Forschungsgegenstände und Diskurse sowie zum anderen Studien zu bestimmten theoretische Ausrichtungen des Pflegekinderwesens. Den Bereich der Forschungsgegenstände habe ich unterteilt in Studien zur Motivationsforschung, Studien zur Strukturforschung und Forschung zu Sonderformen im Pflegekinderwesen. Der Bereich der Diskurse und Studien, die bestimmten theoretischen Ausrichtungen zugeordnet werden können, wurde unterteilt in die Kategorien Ersatz- und Ergänzungsfamilie sowie Bindungsforschung.

Im Anschluss an diese Kategorisierung wird ein neuer, sehr differenzierter Forschungsansatz vorgestellt. Zum Abschluss zeige ich einige Forschungsdesiderate auf.

Die Kategorisierung ist selbstverständlich mit Einschränkung zu versehen. Einige der aufgeführten Studien könnten aufgrund ihrer Vielschichtigkeit in mehreren Kategorien auftauchen, einige andere Studien passen bislang noch nicht vollständig in das hier vorgestellte Kategoriensystem. Darüber hinaus ist der Forschungsüberblick nicht vollständig, sondern beschränkt sich auf die Studien, die aus meiner subjektiven Sicht zentralen Stellenwert für die Forschung zum Pflegekinderwesen besitzen.

2.2.1 Motivationsforschung

Der älteste Forschungsstrang im Pflegekinderwesen dreht sich um die Frage nach den Beweggründen, Motiven, der Pflegeeltern, beziehungsweise der Pflegemütter, die zur Aufnahme eines Pflegekindes führen.

Die älteste deutschsprachige Untersuchung ist unter dem Titel „Pflegekinder und Pflegemütter“ von Lotte Danzinger u.a. im Jahr 1930 erschienen. Anhand von zweihundert Kurzinterviews mit Pflegemüttern, die sehr detailliert protokolliert wurden (mit Aufnahmegeräten konnte zu dieser Zeit noch nicht gearbeitet werden) versucht die Autorin den Motiven, die bei Pflegemüttern⁴ zur Aufnahme eines Pflegekindes führen, näher zu kommen. In der Auswertung unterscheidet sie zwischen a) persönlichen Motiven der Pflegemutter, b) finanziellen Gründen und c) Pflegekind als Geschwister für das eigene Kind. Anhand dieser Motive werden die Bindungen, die die Pflegemutter zum Pflegekind entwickelt (nicht diejenigen, die das Pflegekind zur Pflegemutter entwickelt!) und die Artikulationsprozesse untersucht, die mit für die Pflegeeltern schwer zu bewältigendem Verhalten des Kindes einhergehen. Als stabilstes Motiv für ein Pflegeverhältnis werden die persönlichen Gründe der Frau vollkommen unkritisch, nahezu empathisch beschrieben: „Es zeigt sich also, dass die tragfähigsten Motive diejenigen sind, die dem persönlichen Bedürfnisse der Frau entspringen. Dies ist begreiflich: Die Frau, die ein Kind nimmt, weil sie sich einsam fühlt, erwartet von dem Kind nichts weiter, als dass es ihr Freude macht und sie es für sich haben kann. Sind die Bedingungen erfüllt, so steht einer persönlichen Bindung nichts im Wege, und die Frau passt sich selbst an das Kind weitgehend an“ (Danzinger u.a., 1930, S. 81-82).

Deutlich kritischer betrachtet Annemarie Dührssen, die 1958 ebenfalls die Motive der Pflegemütter untersucht hat, die Pflegemütter. In ihrer Studie „Pflegekinder und Heimkinder“, in der sie jeweils fünfzig Heimkinder, Pflegekinder und Kinder, die bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen, nach verschiedenen Kriterien vergleicht, und sich daraus neue Erkenntnisse zur Frage nach Anlage- und Umweltfaktoren für die Entwicklung des Menschen erhofft, listet sie unterschiedliche Motive von Pflegemüttern auf. Sie stößt dabei auf die von ihr benannten neurotischen Motivationen (Ersatz für ein eigenes Kind bei ungewollter Kinderlosigkeit oder beim Verlust eines eigenen Kindes; Ausgleich für eine frühere Abtreibung, u.ä.) und arbeitet heraus, dass tendenziell Pflegemütter aus dem Kleinbürgertum (als Vergleichsgruppe dient insbesondere das Proletariat) solche Motivationen aufweisen. Anhand ihrer Ergebnisse zeigt Annemarie Dührssen auf, wie eng diese Motivationen mit Erwartungen verbunden sind, die die Kinder in der Regel nicht erfüllen können.

Nochmals erweitert hat Jürgen Blandow (1972) die Forschung zur Motivation. Für ihn steht die Motivation der Pflegemütter immer in Bezug mit einer spezifischen Depriva-

4 Die Untersuchung liest sich über das Thema des Pflegekindes hinaus auch unter einem Genderblickwinkel als interessantes Werk zum Thema Frauenrolle und Mutterschaft im Jahr 1930: die Pflegeväter treten in der Untersuchung kaum in Erscheinung, als psychologischer Grund für die Aufnahme eines Kindes werden u.a. „nicht oder nur in ungenügenden Maßen befriedigte Pflegeinstinkte der Frauen“ benannt (vgl. Danzinger 1930, z.B. S. 30)

tion, die durch die Aufnahme eines Pflegekindes kompensiert werden soll. Er unterscheidet vier Deprivationsformen: 1. kulturelle Deprivation (aufgrund absoluter oder relativer Kinderlosigkeit kann die Pflegemutter die kulturelle Frauen- und Mutterrolle nicht erfüllen); 2. familiäre Deprivation (in Familie und Partnerschaft fehlt aus Sicht der Pflegemütter ein Kind, dieses Fehlen soll mit der Aufnahme eines Pflegekindes beseitigt werden – beispielsweise soll die Aufnahme des Kindes zur Lösung von Eheproblemen oder Erziehungsschwierigkeiten mit eigenen Kindern führen); 3. persönliche Deprivation (Identitätsprobleme der Pflegemutter, die durch das Pflegekind gelöst werden sollen); 4. wirtschaftliche Deprivation (eigene finanzielle Ziele wurden nicht erreicht, dies soll sich mit der Aufnahme des Pflegekindes verändern).

In seiner Analyse der Wechselwirkung zwischen Abbruchraten und Motivationen der Pflegeeltern arbeitet Blandow heraus, dass die Motivationen, die auf persönlicher und wirtschaftlicher Deprivation der Pflegemütter beruhen, diejenigen sind, die das höchste Abbruchrisiko in sich bergen, da die Erwartungen der Pflegeeltern an die Pflegekinder in der Regel nicht erfüllt werden. Das führt zu den von Blandow sehr ausführlich beschriebenen „Rollendiskrepanzen“ in Pflegefamilien.

Die Arbeiten zur Motivationsforschung, und insbesondere die drei genannten Studien, haben einen wichtigen Beitrag zur Weiterentwicklung des Pflegekinderwesens geleistet. Insbesondere für die Aus- und Weiterbildung von Pflegeeltern und die Sensibilisierung der PflegekinderdienstmitarbeiterInnen für verschiedene Motivationen und deren jeweilige Risikofaktoren sind die Ergebnisse kaum mehr wegzudenken. Bei detaillierter Betrachtung der Studie ist jedoch festzustellen, dass die AutorInnen mit einem relativ einfach strukturierten Motivationsmodell arbeiten: Alle Untersuchungen basieren auf direkter Befragungen der Pflegeeltern/ -mütter bzw. Sekundäranalysen solcher Befragungen (Aktenanalysen). In der Auswertung werden die Antworten je einer Motivationsgruppe zugeordnet. Neuere Erkenntnisse der Motivationsforschung rufen Zweifel daran hervor, dass mit einem derartigen Vorgehen menschliches Verhalten tatsächlich adäquat erfasst werden kann: Menschliche Beweggründe scheinen viel komplexer und vielschichtiger zu sein, als dass sie solch einfachen Mustern folgen könnten, ja es bestehen sogar ernsthafte Zweifel daran, ob Menschen sich ihrer eigenen Motivationen so bewusst sind, dass sie einfach abgefragt werden können.

Blandow selbst erkannte bereits das Validitätsproblem seiner Erhebungsmethoden, wenn er schreibt: „Es muss schon hier gesagt werden, dass es uns auch mit diesen Mitteln nicht gelungen ist, bei einer nennenswerten Anzahl von Pflegeeltern auf „tiefere“ Gründe vorzustoßen, auch dann nicht, wenn uns aus den Akten das Vorliegen solcher Gründe wahrscheinlich erschien. Dass in einem hohem Umfang tiefer liegende Gründe verschwiegen wurden, wird sehr wahrscheinlich [...]“ (Blandow, 1972, S. 127).

Diese Einwände werfen die Frage auf, inwiefern die Ergebnisse dieser Studien tatsächlich

Auskunft über die Realitäten in Pflegefamilien geben können, und legen nahe, die Untersuchung der Motivationen durch andere Fragestellungen und Ansätze zu ergänzen.

2.2.2 Strukturforschung

Seit den 70er Jahren wurden immer wieder die Strukturen im Pflegekinderwesen untersucht. Die erste, mir bekannte deutschsprachige Forschungsarbeit, die diesem Ansatz folgt, ist die von Junker u.a. (1978) „Pflegekinder in der Bundesrepublik Deutschland“. Die Untersuchung stellt einen gelungenen Überblick über die Situation des Pflegekinderwesens in Westdeutschland zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dar. Das Pflegekinderwesen wird sowohl von seinen sozialen und psychologischen Gesichtspunkten her betrachtet (Situation der Pflegekinder und der Pflegefamilien, Beziehung Pflegekind – Pflegefamilie, etc.), als auch unter organisatorischen Aspekten. Der Autor scheut nicht davor zurück, entdeckte Mängel und Missstände klar zu benennen. Als Konsequenz aus den Feststellungen werden Empfehlungen an Jugendämter und Pflegekinderdienste gegeben sowie Vorschläge für eine Verbesserung der rechtlichen Rahmenbedingungen. Viele der genannten Empfehlungen und Vorschläge bilden wichtige Bestandteile des heutigen Pflegekinderwesens.

Eine weitere wichtige Untersuchung, die zwar regional auf das Bundesland Niedersachsen begrenzt ist, aber dennoch eine Tendenz aufzeigt, die weit über ihre regionale Begrenzung hinaus bedeutsam ist, wurde im Jahr 2003 von Christian Erzberger veröffentlicht. Mit Hilfe quantitativer und qualitativer Befragungen von JugendamtsmitarbeiterInnen (Allgemeiner Sozialdienst und Pflegekinderdienst) sowie von Pflegeeltern untersucht er detailliert sämtliche relevante Bereiche des Pflegekinderwesens, von der Organisation des Pflegekinderwesens und des Hilfeplanverfahrens bis hin zur Altersstruktur von Pflegekindern, Fragen der Kooperation zwischen Pflege- und Herkunftseltern sowie von Pflegeeltern und Jugendamt. Sehr klar stellt er als zentrales Ergebnis seiner Untersuchung „die sehr große Heterogenität der niedersächsischen Jugendämter [...], die sich vielfach strukturellen Erklärungsversuchen sperrt“ (Erzberger, 2006, S. 186) heraus. Zur Beseitigung der entdeckten Missstände arbeitet er zahlreiche Empfehlungen heraus und plädiert für eine Verbesserung der „Qualität und Einheitlichkeit des Pflegekinderwesens in Niedersachsen“ (Erzberger, 2003, S. 187).

Aktuell führt das Deutsche Jugendinstitut (DJI) eine Strukturserhebung durch, mit dem Titel „Projekt: Pflegekinderhilfe – Foster Care Service“, bei der aktuelle Daten zum Pflegekinderwesen erhoben werden. Neben Fragebogenerhebungen in Jugendämtern werden Gruppendiskussion mit Pflegekinderdienstmitarbeiterinnen geführt und Pflegekinder werden persönlich über ihre Situation interviewt. Zusätzlich wird die hiesige Rechtslage mit derjenigen mehrerer anderer europäischer Länder verglichen. Als Ziel definiert das

DJI „Erkenntnisse darüber, wie in der Praxis der Pflegekinderhilfe das Wohl der Kinder in vielfältiger Art und Weise gefördert werden kann [...sowie] für alle Beteiligten in der Pflegekinderhilfe die Handlungs- und Rechtssicherheit zu erhöhen und Möglichkeiten der Weiterentwicklung der Pflegekinderhilfe aufzuzeigen, u.a. in Bezug auf die rechtlichen Vorschriften in diesem Bereich“ (DJI, 2007).

Derartige Strukturhebungen sind als unentbehrlicher Bestandteil der Forschungsarbeit im Pflegekinderwesen anzusehen, da sie einen detaillierten Überblick über das Feld geben und weiteren Handlungs- und Forschungsbedarf aufzeigen.

Die Forschung zum Pflegekinderwesen darf dennoch nicht bei der Erhebung von Strukturmerkmalen stehen bleiben, sondern muss, wenn sie mehr als nur strukturelle Gegebenheiten im Pflegekinderwesen aufzeigen will, die sich aus den Strukturen ergebenden Fragestellungen weiter verfolgen.

Auf einfallsreiche Art hat dies Hans-Dieter Heun (1984) in seiner Studie „Pflegekinder im Heim“ geleistet. Der strukturellen Feststellung, dass viele Kinder nach einer gewissen Zeit in der Pflegefamilie ins Heim überwechseln, folgt eine detaillierte Untersuchung der Ursachen abgebrochener Pflegeverhältnisse, also die Geschichten und Erfahrungen von Kindern, die nach ihrem Ausschluss aus Pflegefamilien im Heim betreut wurden. Heun befragte anhand von 509 Fällen HeimleiterInnen und SozialpädagogInnen im Heim über die Situation der Kinder. Ein Teil des Fragebogens war so angelegt, dass er gemeinsam von den SozialpädagogInnen und den Kindern ausgefüllt wurde.

Einen anderen Weg wählt Alfred Marmann (2005), der in seiner interessanten Dissertation „Kleine Pädagogen – eine Untersuchung über „leibliche Kinder“ in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung“ feststellt, dass viele Pflegeeltern – er betrachtet professionelle Pflegefamilien – leibliche Kinder haben, und dass deren Situation im deutschsprachigen Raum noch nie empirisch untersucht wurde. In einer auf diese Beobachtung folgenden ausführlichen qualitativen Studie untersucht Marmann anhand mehrerer Interviews und Gruppendiskussionen mit leiblichen Kindern von Pflegeeltern deren individuelle Situation. Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass leibliche Kinder von Pflegeeltern einen beträchtlichen Anteil an Erziehungsarbeit leisten.

2.2.3 Forschung zu Sonderformen im Pflegekinderwesen

Einen prozentual wichtigen Anteil der Forschungsarbeiten zum Pflegekinderwesen nimmt die Untersuchung der in den letzten Jahrzehnten neu entstandenen Sonderformen im Pflegekinderwesen ein.

So liegen mehrere Untersuchungen zur Bereitschaftspflege (unterschiedliche Modelle) vor, z.B. von Blüml (1993), aber auch beispielsweise von Jürgen Blandow (1998). Thur-

gau und Völker (1995), ähnlich wie Moch und Hamberger (2003), untersuchten professionelle Formen der Pflegefamilie, die sich im Grenzbereich zwischen Heimerziehung und Pflegekinderwesen befinden.

Diese Studien sind bedeutsam, weil sie uns einen Einblick in die Arbeit und in die Leistungsfähigkeit der Sonderformen geben. In der Regel handelt es sich bei diesen Untersuchungen um Evaluationsstudien, deren Ziel die Praxisentwicklung ist. Der Beitrag der Studien zur Theorieentwicklung kann dagegen weitgehend vernachlässigt werden.

2.2.4 Ersatz- und Ergänzungsfamilienkonzepte

Eine der bedeutendsten Diskussions- und Forschungslinien im Pflegekinderwesen in den letzten Jahrzehnten war geprägt von der Frage nach den zentralen Charakteristiken und Aufgaben der Pflegefamilie. Wie oben bereits angedeutet, entwickelte sich anhand dieser Frage in den 80er Jahren eine scharfe Kontroverse um die Pflegefamilie. Unterschieden wurde zwischen dem Konzept der Ergänzungsfamilie (DJI, 1987) und dem der Ersatzfamilie (Nienstedt/ Westermann, 1989)

Das Ersatzfamilienkonzept basiert insbesondere auf den Erfahrungen und Ideen der Therapeuten Nienstedt und Westermann, die mit schwerst traumatisierten Pflegekindern und deren Pflegeeltern therapeutisch tätig sind. Leitgedanke des Konzeptes ist, dass Kinder in einer Pflegefamilie eine Chance auf einen neuen Anfang in der Beziehung zu ihren neuen Eltern bekommen sollen. Die neuen Erfahrungen können der Idee zufolge die negativen Erfahrungen in der Herkunftsfamilie kompensieren. Das Ersatzfamilienkonzept versteht sich als exklusives Konzept: um den Kindern einen Neuanfang zu ermöglichen, soll die (traumatisierende) Herkunftsfamilie weitgehend aus dem Pflegeverhältnis ausgeschlossen werden, Besuchskontakte sollen – wenn überhaupt – wohl überlegt und wohl dosiert stattfinden. Ziel ist es, die Herkunftsfamilie dauerhaft durch die Pflegefamilie zu ersetzen.

Das als Gegenkonzept bekannt gewordenen Ergänzungsfamilienkonzept vertritt den Ansatz, dass die bestehende Bindung eines Kindes zu seiner Herkunftsfamilie – unabhängig von der Bindungsqualität – gewürdigt und erhalten werden soll. Der Idee zufolge bilden, wenn ein Kind in eine Pflegefamilie kommt, Herkunftsfamilie und Pflegefamilie ein erweitertes Familiensystem. Aufgabe der Pflegefamilie ist es, die Herkunftsfamilie in den Sozialisationsleistungen, die sie selbst nicht erbringen kann, zu ergänzen. Dies erfordert ein hohes Maß an Kooperationsbereitschaft und –kompetenz zwischen Herkunftsfamilie und Pflegefamilie.

Für die konkurrierenden Konzepte wurden von ihren jeweiligen Vertretern vehement gekämpft. Aus dem Streit sind mehrere Forschungsansätze entstanden:

a) Die Frage nach dem „richtigen“ Konzept

Der Theoriestreit wurde überwiegend anhand von Beobachtungen, Vermutungen und Alltagstheorien geführt und wenig auf der Basis empirischer Ergebnisse. Jedoch gab es einige ernsthafte Bemühungen mit den Mitteln der empirischen Sozialforschung die Frage zu beantworten, welches Konzept das Richtige ist.

Sabine Kötter beispielsweise untersucht in ihrem Buch „Besuchskontakte in Pflegefamilien“ aus dem Jahr 1994 die schwierigen Beziehungen zwischen Pflegefamilie und Herkunftsfamilie und sucht anhand der Ergebnisse Ansätze für ein Weiterkommen im Streit um die konkurrierenden Theorien. Die Auswirkungen der Besuchskontakte werden differenziert auf verschiedenen Ebenen untersucht. Dabei werden positive wie negativ Auswirkungen von Besuchskontakten sowohl lang-, mittel- wie auch kurzfristig herausgearbeitet. Außerdem zeigt Kötter Wechselwirkungen zwischen Besuchskontakten und zum Beispiel der Einbettung der Pflegefamilie in private Netzwerke (Familie, Freunde, Verwandte) und den Kontakt zu den betreuenden SozialarbeiterInnen auf.

Ein weniger gelungenes Beispiel für eine Studie, die einen Beitrag zum Theoriestreit leisten will, ist eine Veröffentlichung von Katja Nowacki und Heinzjürgen Ertmer (2001), die unter dem Titel „15 Jahre Vermittlung von Pflegekindern durch den Pflegekinderdienst der Stadt Herten“ erschienen ist. Die Autoren wollen mit ihrer Untersuchung empirisch nachweisen, dass das Nienstedt-Westermann-Konzept sich besser bewährt als Programme, die nach anderen Konzepten – sprich: dem Ergänzungsfamilienkonzept – arbeiten. Wer die Studie aufmerksam liest wird leider recht schnell feststellen, dass die Untersuchung so angelegt war, dass sie kein anderes Ergebnis liefern konnte.

b) Untersuchungen zu Traumatisierungen von Pflegekindern

Der Theoriestreit, insbesondere die Positionen der psychoanalytischen VertreterInnen, eröffneten auch den wichtigen Blick auf ein vorher weitgehend unbemerktes Phänomen: Kinder mit schweren Traumatisierungen in Pflegefamilien.

Beispielhaft für Untersuchungen zu traumatisierten Pflegekinder steht eine Studie von Richard Müller-Schlotmann „Integration vernachlässigter und misshandelter Kinder“ aus dem Jahr 1998, in der er die Betreuung von Kindern mit schweren Vernachlässigungs- und Gewalterfahrungen in Pflegefamilien untersucht. Ähnlich anschaulich ist die Studie „Suche nach Liebe und Inszenierung von Ablehnung“ von Brigitte Steimer (2000). Die Autorin analysiert zehn Erstgespräche mit Pflege- und Adoptiveltern, die sich an ihre psychoanalytische Beratungsstelle gewandt hatten und bearbeitet daran unter anderem Fragen nach möglichen Umgangsformen von Pflegeeltern mit traumatisierten Pflegekindern.

c) Untersuchungen zum Thema Herkunftsfamilie

Da insbesondere die Haltung des DJI die Frage nach der Herkunftsfamilie ins Bewusstsein des Pflegekinderwesens gerückt hat, können auch Studien, die sich mit diesen Fragen befassen als Resultat des Theoriestreits begriffen werden. Beispielfähig steht dafür die Untersuchung von Josef Faltermeier (2001) „Verwirrte Elternschaft? Fremdunterbringung, Herkunftseltern, neue Handlungsansätze“. Er untersucht darin, wie Eltern die Unterbringung ihres Kindes in einer Pflegefamilie erleben und sensibilisiert damit für die Situation der Herkunftseltern.

Große Teile der Forschungsarbeiten, die im Rahmen der Diskussion um Ersatz- und Ergänzungsfamilie entstanden sind, sind stark vom vehementen Streit um die richtige Theorie und Praxis des Pflegekinderwesens geprägt. Dennoch lohnt es sich – zumindest bei einigen dieser Arbeiten – sie näher unter die Lupe zu nehmen, da hochrelevante Phänomene des Pflegekinderwesens in den Blick genommen werden.

Trotz dieses positiven Nebenprodukts muss leider festgehalten werden, dass der Theoriestreit das Pflegekinderwesen in eine Sackgasse geführt hat, aus der es nur langsam wieder herausfinden kann.

Einen wichtigen Beitrag auf dem Weg der Herauslösung des Pflegekinderwesens aus dem Theoriestreit hat Stefanie Sauer (2008) mit ihrer Studie „Die Zusammenarbeit von Pflegefamilie und Herkunftsfamilie in dauerhaften Pflegeverhältnissen“ geleistet. Sie plädiert dafür, die beiden Theorien mit ihrer jeweiligen „partielle[n] Blindheit“ (Sauer, 2008, S. 62) durch eine Empirie zu ersetzen, die sich nicht auf Einzelaspekte beschränkt, sondern die Komplexität von Pflegeverhältnissen in den Blick nimmt, indem sie die Wechselwirkungen zwischen allen beteiligten Akteuren untersucht. Anschaulich hat sie das in ihrer eigenen Studie an einem Pflegeverhältnis gemacht und damit interessante Ergebnisse zur Identität von Pflegekindern sowie zur Bedeutung der leiblichen Väter generiert.

2.2.5 Bindungsforschung im Pflegekinderwesen

Obwohl die Bindungsforschung im Pflegekinderwesen relativ nah am Streit um Ersatz- und Ergänzungsfamilie orientiert ist, soll sie hier aufgrund ihrer Sonderstellung explizit aufgeführt werden.

Sowohl Ersatz- als auch Ergänzungsfamilienkonzept beziehen sich regelmäßig auf die Erkenntnisse der Bindungsforschung. Dabei mutet es immer wieder an, als sei die Bindungstheorie die zentrale Theorie des Pflegekinderwesens.

Wissenschaftliche Untersuchungen zu Bindungen bei Pflegekindern gab es bisher kaum.

Das Fehlen derartiger Studien hat die Produktion zahlreicher Veröffentlichungen jedoch nicht beeinträchtigt.

So forderten beispielsweise Ziegenhain u.a. (2005) die Bindungsqualität von Pflegekindern vor der Vermittlung in Pflegefamilien zu diagnostizieren und Roland Schleifer (2005) plädiert in Aufsätzen, die Bindungsorganisation der Pflegeeltern in den Blick zu nehmen. Auch Brisch (2003), ein therapeutisch tätiger Bindungstheoretiker, weiß aus seiner Praxis über Pflegekinder zu berichten. All diese Veröffentlichungen basieren nicht auf Forschungsarbeiten, sondern auf bindungstheoretischen Ausführungen und therapeutischen Erfahrungen der jeweiligen Autoren.

Die erste mir bekannte deutschsprachige Forschungsarbeit, die sich explizit mit Pflegekindern und deren Bindungsorganisation beschäftigt, wurde erst kürzlich (2007) von Katja Nowacki unter dem Titel „Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim“ veröffentlicht. Bindungsrepräsentationen und Persönlichkeitsmerkmale junger Menschen, die in Pflegefamilien oder Heimeinrichtungen aufgewachsen sind, werden mit verschiedenen psychologischen Methoden untersucht. Die daraus resultierenden Ergebnisse über die Pflege- und Heimkinder werden mit denen von zwanzig jungen Menschen, die in ihrer Herkunftsfamilie aufgewachsen sind – allesamt Studierende der Psychologie - verglichen. Leider ist die Studie so angelegt, dass die Ergebnisse des Vergleichs keine Überraschungen bieten können. Die Untersuchung liefert daher nur bedingt neue relevante Erkenntnisse.

Obwohl die Bindungstheorie einen wichtigen Zugang zum Verständnis bestimmter Fragen des Pflegekinderwesens bietet, stellt sich bei den genannten Veröffentlichungen immer wieder heraus, dass von einer sehr undifferenzierte Vorstellung von Bindungen ausgegangen wird: Nämlich die alleinige Bindung an eine, maximal zwei erwachsene Bindungsperson(en). Damit werden sämtliche andere für das Kind bedeutsamen Beziehungen, zum Beispiel zu Geschwistern oder Großeltern, ausgeblendet. Das führt zu einer verengten Sicht der menschlichen Bindungsorganisation und verstellt den Blick für einen erweiteren (Netzwerk-) Zugang. Die Bindungstheorie kann tatsächlich einen wichtigen Beitrag zur Theorie des Pflegekinderwesens leisten, entscheidend dafür wird jedoch in der Zukunft sein, dass sie nicht ideologisch auf die Mutter-Kind-Beziehung bezogen wird, sondern die breiten menschlichen Beziehungsgeflechte und deren Bedeutsamkeit im Einzelfall in den Blick nimmt.

2.2.6 Neuere Forschungsansätze

Eine neue, sehr viel versprechende und differenzierte Forschungsarbeit soll hier aufgrund ihrer herausragenden Stellung als bedeutsame theoriegenerierende Arbeit im

Pflegekinderwesen besondere Erwähnung finden. Es handelt sich dabei um eine Studie von Bruno Hildenbrand und Walter Gehres, mit dem Titel „Die Genese von sozialisatorischen Kompetenzen in der Pflegefamilie: Salutogenese und Resilienz“, die mit kurzer Unterbrechung von 2001-2005 durchgeführt wurde (Gehres, 2004 und 2005; Hildenbrand, 2002; Hildenbrand/ Gehres, 2006 und 2008). Ausgerichtet war die Studie auf die Untersuchung der Struktur sozialisatorischer Interaktion und anwendungsbezogenen Fragen der Gestaltung von Prozessen in der Kinder- und Jugendhilfe. Die Autoren verfolgten einen fallrekonstruktiven Ansatz, insgesamt wurden sechs Fälle (kontrastierend) ehemaliger Pflegekinder multiperspektivisch betrachtet. Verschiedene Methoden wurden trianguliert. Die Auswertung erfolgte aus einer Kombination von Grounded Theory und Objektiver Hermeneutik. In diesem Rahmen wurde untersucht, wie sich die Konzepte Ersatz- und Ergänzungsfamilie in den Einzelfällen widerspiegeln und welche Bedeutung sie für die Pflegeverhältnisse haben.

Hildenbrand und Gehres entlarven den Theoriestreit als eine Scheindiskussion, die in der Praxis des Zusammenlebens von Pflegefamilie und Pflegekind nur wenig Relevanz hat, da die Konzepte in den einzelnen Pflegefamilien nicht in Reinform umgesetzt werden. In beiden Konzepten identifizieren sie jedoch Chancen und Risiken für das kindliche Aufwachsen.

Als Risiken des Ergänzungsfamilienkonzepts sehen die Autoren mangelnde Orientierungs- und Bindungsangebote insbesondere für Kinder in der vor-adoleszenten Lebensphase, bei denen kein oder nur ein sehr wenig strukturiertes Sozialisationsmilieu in der Herkunftsfamilie besteht. Als mögliche Folgen definieren sie Orientierungslosigkeit, Bindungslosigkeit, mangelnde Bedürfnisbefriedigung und schließen daraus, dass das Ergänzungsfamilienkonzept in Reinform in der Gefahr steht, den Kindern zu wenig zu geben. Als weiteres Risiko definieren die Autoren die Gefahr der Überforderung der Pflegeeltern mit den Erwartungen an die Zusammenarbeit mit den Herkunftseltern.

Chancen im Ergänzungsfamilienkonzepts sehen die Autoren insbesondere für Kinder in der Adoleszenz aufgrund weniger Regeln; Beziehungsangeboten, die auf Freiwilligkeit beruhen und zwanglos sind; geringeren Erwartungen an die Pflegekinder von Seiten der Pflegeeltern; fehlenden Loyalitätskonflikten in Bezug auf die Herkunftsfamilie; erweiterten Autonomiespielräumen. Demnach begünstigt das Ergänzungsfamilienkonzept positive Ablösungsprozesse und bietet einen günstigen Rahmen für Milieusozialisation (im Sinne außerfamilialer Sozialisationseinflüsse).

Das Ersatzfamilienkonzept bietet vor allem für jüngere Kinder die Chance für Orientierung, Bindung, Möglichkeit Normalität zu erlangen (danach ringen laut Autoren alle am Pflegeverhältnis Beteiligten), sowie die Möglichkeit zur Etablierung einer Sozialisation im „als-ob“- Modus. Als Risiken des Ersatzfamilienkonzepts werden die Einschränkung der Autonomieförderung sowie ein großer Loyalitätsdruck definiert. Laut Autoren werden bei

der Anwendung des Ersatzfamilienkonzepts in Reinform Identitätsentwicklungschancen in beiden Familiensystemen vergeben, strukturelle Widersprüche⁵ des Aufwachsens in Pflegefamilien werden negiert, diese tauchen aber im Lebenslauf wieder auf, die Auseinandersetzung damit erfolgt dann unter erschwerten Bedingungen.

Den polarisierenden und weitgehend undifferenzierten Ersatz- und Ergänzungsfamilienkonzepten setzen Hildenbrand und Gehres ihr Konzept der Pflegefamilie als „andere Familie“ entgegen. Zentrales Merkmal dieses Konzeptes ist die Fähigkeit dieser „anderen Familie“ in Abhängigkeit von den Bedürfnissen des Pflegekindes flexibel zwischen beiden Konzepten Ersatz- und Ergänzungsfamilie zu wechseln. In der Betrachtung der Chancen und Risiken beider Konzepte hat sich gezeigt, dass Chancen und Risiken eng mit dem Alter der Pflegekinder verknüpft sind sowie mit den Vorerfahrungen in der Herkunftsfamilie und deren sozialisatorischer Kompetenz. Idealerweise verknüpft die Pflegefamilie anderer Art die Chancen der jeweiligen Konzepte miteinander: Solange die Kinder jünger sind, gibt sie den Kindern Bindung, Normalität und Orientierung. Werden die Kinder älter, erlaubt die Pflegefamilie als „andere Familie“ es sich und ihrem Pflegekind den sozialisatorischen Rahmen neu zu stecken, die Autonomiespielräume des Pflegekindes zu vergrößern und den Pflegekind die Gelegenheit zu geben, seine Identität in beiden Familiensystemen zu entwickeln.

In ihrer Fähigkeit zwischen den beiden Konzepten zu wechseln geht die Pflegefamilie als „Familie eigener Art“ mit den strukturellen Rahmenbedingungen des Pflegeverhältnis sehr bewusst um, das heißt sie negiert die Widersprüche nicht und versucht nicht sie aufzulösen, sondern definiert sich genau als Familie, die mit diesen Widersprüchen lebt. Interessant dabei ist, dass in den biografischen Interviews mit Pflegeeltern deutlich wird, dass die Auseinandersetzung mit diesem anderen Familienbild insbesondere Pflegeeltern gelingt, deren Lebensläufe selbst von den Themen Fremdheit und Ringen gegen soziale Desintegration geprägt sind (z.B. Migrationserfahrungen), und die somit ähnliche biografische Erfahrungen wie Pflegekinder aufweisen.

Als eines der zentralen grundlagentheoretisch bedeutsamen Ergebnisse der Studie stellen Hildenbrand und Gehres heraus, dass Pflegefamilienverhältnisse durch das ständige Ringen um eine Normalisierung der Beziehung zwischen Pflegekind, seiner Herkunftsfamilie und der Pflegefamilie charakterisiert sind. Ein Ringen, das sich im Umgang mit den beschriebenen strukturellen Widersprüchen (die ja genau das Gegenteil von Normalität, nämlich die Ausnahme, konstituieren) verdichtet.

⁵ Als strukturelle Widersprüche definieren die Autoren: Elternschaft wird durch Vertrag begründet als psychosoziale Dienstleistung an einem zunächst fremden Kind; potenzielle Konkurrenz mit anderen Angeboten der Jugendhilfe; Konfrontation des Kindes mit unterschiedlichen Sozialisationsmodellen; im Gegensatz zu leiblichen Familien keine unbedingte Solidarität des gemeinsamen Lebensweges und keine erotische Solidarität auf der Generationenachse

Der Fortschritt des neuen Konzepts von Hildenbrand und Gehres liegt nun darin, dass die strukturelle Widersprüche und die Komplexität von Pflegeverhältnissen offen gelegt werden und die polarisierte Diskussion um Ersatz- und Ergänzungsfamilienkonzept aufgelöst wird. In der Praxis des Pflegekinderwesens bedeutet das, dass Raum für neue Normalitätskonzepte für alle am Pflegeverhältnis Beteiligten entstehen kann. Für die Praxis bedeutet dies unter anderem, dass Pflegekinderdienste sich fragen lassen müssen, wie sie die am Pflegeverhältnis Beteiligten im Aufbau adäquater Normalitätskonzepte unterstützen.

Dennoch ist die theoretische Relevanz der Untersuchung weitaus bedeutender als die praktische: Die Studie bietet einen fundierten Zugang zu einer differenzierten Theorie der Sozialisation von Pflegekindern.

2.2.7 Desiderate

Aus der Darstellung ist deutlich geworden, dass bereits eine Reihe guter und erwähnenswerter Arbeiten zum Pflegekinderwesen vorliegen, dass jedoch gleichzeitig viele Arbeiten bis heute einem relativ einfachen Muster folgen und daher die komplexen Vorgänge im Pflegekinderwesen nicht oder nur eingeschränkt erklären können.

Aufgrund dessen werden unbedingt weitere Untersuchungen benötigt, die ein differenziertes Verständnis der Prozesse im Pflegekinderwesen erschließen.

Es fehlen insbesondere Arbeiten, die das Erleben der Pflegekinder detailliert in den Blick nehmen und Fragestellungen aus der Perspektive der Kinder bearbeiten. Wir benötigen Untersuchungen darüber, wie Pflegekinder Ortswechsel und Übergänge erleben, wie Pflegekinder ihr Leben in der Pflegefamilie und das Zusammenleben mit den Mitgliedern der Pflegefamilie erleben, ebenso wie Untersuchungen zur Bedeutung der leiblichen Geschwister und anderer Personen im Netzwerk der Pflegekinder, die bislang in Forschung und Praxis des Pflegekinderwesens kaum Beachtung gefunden haben.

Für einen maximalen Erkenntnisgewinn müssten idealerweise über die Sozialisationsprozesse von Pflegekindern auch Langzeitstudien mit einem Schwerpunkt auf der Sicht der Pflegekinder durchgeführt werden.

Aber auch andere Akteure im Pflegekinderwesen sind bisher kaum zu Wort gekommen. So liegt beispielsweise bis heute keine Untersuchung über Pflegeväter vor. Pflegemütter wurden regelmäßig befragt. Die Pflegeväter wurden systematisch übersehen.

Auch die leiblichen Kinder der Pflegeeltern sind bisher weit unterrepräsentiert. Die erwähnte Studie von Marmann (2005) untersucht leibliche Kinder in professionellen Settings der Familienerziehung, sprich in professionellen Pflegefamilien. Die Situation von leiblichen Kindern in nichtprofessionellen Pflegefamilien wurde bisher nicht untersucht.

3. Die Akteure im Pflegekinderwesen

Die vorgestellten Studien haben Erkenntnisse über verschiedene Aspekte des Pflegekinderwesens geliefert. Nun sollen die Akteure im Pflegekinderwesen – und die jeweiligen Bewältigungsaufgaben mit denen sie konfrontiert sind - ins Blickfeld genommen werden: das Pflegekind, die Herkunftseltern, die Pflegefamilie, die leiblichen Kinder der Pflegeeltern, die leiblichen Geschwister der Pflegekinder und die Sozialen Dienste, die mit der Vermittlung und Betreuung von Pflegefamilien beauftragt sind. Dabei werde ich jeweils kurz und exemplarisch darstellen, was wir aus den verschiedenen Studien über die Akteure lernen können.

3.1 Das Pflegekind

Pflegekinder befinden sich als Kinder mit zwei Familien in einer Rolle, die gesellschaftlich nicht vorhergesehen ist (vgl. Blandow, 1972), weil sie den gängigen Normalitätsvorstellungen des kindlichen Aufwachsens entgegensteht (z.B. Gehres, 2004). Das kann bei Pflegekindern dazu führen, dass sie in gewissen Entwicklungsstufen spezifische Fragen und Probleme bewältigen müssen, die andere Kinder nicht bewältigen müssen.

Anknüpfend an Wolf (2007) können mindestens fünf Gruppen von Bewältigungsaufgaben definiert werden, die bei Pflegekindern anfallen:

Entwicklungsaufgaben: Dabei handelt es sich sowohl um allgemein- anthropologische Aufgaben, die alle Mensch Kinder bewältigen müssen, als auch um pflegekinderspezifische Aufgaben, wie z.B. die Autonomieentwicklung (Gehres, 2004) oder die Entwicklung eines realistischen Bildes von der Herkunftsfamilie (Müller-Schlotmann, 1998).

Bewältigung der Belastungen vor der Zeit in der Pflegefamilie: Darunter fällt die Bewältigung von Vernachlässigungs- und Gewalterfahrungen (Blandow, 1972; Müller-Schlotmann, 1998); sowie die Bewältigung des Fehlens sicherer Bindungen (Schleiffer, 2004) und die des Erlebens vieler verschiedener Stationen im Lebenslauf (z.B. Heun, 1984).

Bewältigung der Belastungen im Übergang zur Pflegefamilie: Das beinhaltet die Bewältigung verschiedener Verlusterfahrungen (Eltern, Geschwister, aber auch Verlust sonstiger Netzwerkbeziehungen und des vertrauten Wohnorts, vgl. Blandow, 2002), die Neuorientierung und Neugewöhnung in und an Familienstrukturen (Blandow, 1972; Müller-Schlotmann, 1998), Erwartungen der Pflegefamilie (Blandow, 2004), Überwindung von Fremdheit und emotionales Zusammenwachsen (Blandow, 2006; Müller-Schlotmann, 1998).

Aufgaben in der Pflegefamilie: Das Pflegekind muss lernen, mit den Erwartungen der Pflegeeltern umzugehen (Blandow, 1975; Danzinger, 1930) sowie mit zwei Elternpaaren

zu leben und ggf. mit Loyalitätskonflikten umzugehen (Blandow, 2002; Nienstedt/ Westermann, 1989; DJI, 1987). Gemeinsam mit Pflege- und Herkunftsfamilie müssen Pflegekinder einen Weg finden, um ein für das Aufwachsen erforderliches Maß an Normalität zu entwickeln (Gehres, 2004).

Bewältigung weiterer Übergänge: Das kann zum Beispiel die Bewältigung der Rückkehr in eine veränderte Familie beinhalten (Müller-Schlotmann, 1998), in eine andere Pflegefamilie, aber auch – meist wesentlich später – den Übergang in die Selbstständigkeit und die Etablierung einer stabilen Partnerschaftsbeziehung.

3.2 Die Pflegefamilie

Die Pflegefamilie ist die zentrale Institution, die mit der Aufgabe betraut ist in Zukunft die Verantwortung für ein ihnen – in der Regel – bislang fremdes Kind zu übernehmen, es zu versorgen, ihm Zuneigung entgegenzubringen und Bindungsangebote bereitzustellen.

Da ein großer Teil der durchgeführten Untersuchungen sich schwerpunktmäßig mit der Pflegefamilie beschäftigt, haben wir bereits ein sehr ausgeprägtes Wissen über die Aufgaben und Probleme, die Pflegeeltern bewältigen müssen.

Wolf (2007) hat sechs Bereiche zusammengestellt:

Aufgaben im Verhältnis zum Pflegekind: Pflegeeltern stehen vor der Aufgabe, ein Kind kennen zu lernen, über dessen Vorerfahrungen oft nur unzureichende Informationen vorliegen (Blandow, 2003), das möglicherweise nicht so gut zu ihnen passt, wie sie das erwartet haben (Blandow, 1972), dessen Verhalten sie oft nicht verstehen können (Müller-Schlotmann, 1998; Nienstedt/ Westermann, 1989) und das sich „vom Traumkind zum verrückten Kind“ entwickelt (Steimer, 2000, S. 81).

Aufgaben im Verhältnis zur Herkunftsfamilie des Kindes: Die Pflegefamilie muss sich nicht nur mit dem Kind, sondern auch mit dessen Herkunftsfamilie auseinandersetzen (Blandow, 2003) und ggf. mit deren Erwartungen bzgl. einer Rückkehr des Kindes (Kötter, 1997), sowie mit den häufig für alle Seiten belastenden Besuchskontakten (Kötter, 1997).

Aufgaben im Verhältnis zu anderen Familienmitgliedern: Insbesondere die Beziehung zu leiblichen Kindern der Pflegeeltern muss neu geordnet werden, oft auch zu Verwandten und Angehörigen.

Aufgaben in Bezug auf Interventionen von Außen: Die Pflegefamilie muss die Balance finden zwischen Privatheit und öffentlicher Familie, erschwert wird dies bei starken Einmischungen von außen (Danzinger, 1930), wie beispielsweise durch die Herkunftsfamilie des Kindes oder MitarbeiterInnen des Pflegekinderdienstes.

Aufgaben in Relation zum Selbst: Hier geht es insbesondere um eine Reflektion des

Selbstbildes, Untersuchungsergebnisse liegen vor allem für die Pflegemütter vor. Diese müssen lernen ihre Rolle als Pflegemutter (und ggf. gleichzeitig als Mutter von leiblichen Kindern) zu finden, müssen ihre Erwartungen an das Pflegekind reflektieren (Blandow, 1972), sowie die Motive, die zur Aufnahme des Pflegekindes geführt haben (Steimer, 2000; Blandow, 1972), zusätzlich stehen sie vor der Aufgabe zu lernen, sich Schwierigkeiten einzugestehen, um Beratungsangebote annehmen zu können (Blandow, 1972), was häufig durch das Bild der im Vergleich zur Herkunftsmutter besseren Mutter erschwert wird (Steimer, 2000). Und schließlich müssen sie, um die emotionalen Belastungen, die mit der Aufnahme von Kindern mit ausgeprägten negativen Vorerfahrungen einhergehen, bewältigen zu können, Zugang zu eigenen Erfahrungen von Trennung und Zurückweisungen bekommen, ggf. mit professioneller Hilfe (Steimer, 2000).

Aufgaben in Bezug auf das Leben in der Pflegefamilie: Pflegeeltern müssen die oft plötzliche (Steimer, 2000) Lebensumstellung bewältigen, die der Eintritt eines fremden Kindes mit fremden Gewohnheiten (Danzinger, 1930) in die Familie mit sich bringt und die damit einhergehenden Schwierigkeiten (Danzinger, 1930) sowie die Erwartungen an die Toleranz der Pflegefamilie und an deren Flexibilität (Blandow, 1972).

3.3 Die Kinder der Pflegeeltern

Die leiblichen Kinder der Pflegeeltern waren eine bis vor wenigen Jahren in der Forschung vollkommen unbeachtete Gruppe, rücken jedoch zunehmend in das Betrachtungsfeld wissenschaftlicher Untersuchungen. Interessant ist, dass die Ergebnisse internationaler (Höjer, ohne Jahresangabe) und nationaler Forschungsarbeiten (Marmann, 2005) weitgehend ähnliche Ergebnisse produzieren. So fasst Höjer ihre Ergebnisse mit folgender Beschreibung zusammen: "Fostering can make carers less observant of the situation of their own children, and sometimes even have a negative impact on these children, but carers also report fostering to increase emphatic abilities of children."⁶

Müller-Schlotmann (1998) erläutert anschaulich, dass leibliche Geschwister in Pflegefamilien für Pflegekinder insbesondere in den ersten Wochen des Aufenthalts wichtige Ansprechpartner darstellen. Eine Rolle, die leiblichen Kindern einen besonderen Status, sowohl in der Familie als auch in der Beziehung zum Pflegekind verleiht, gleichzeitig aber auch eine mögliche Überforderung darstellen kann.

Marmann arbeitet – noch deutlicher als Höjer und Müller-Schlotmann – die immensen Erziehungsleistungen, die Kinder von Pflegeeltern an ihren Pflegegeschwistern erbrin-

⁶ Höjer, Ingrid (ohne Jahresangabe) The Inner Life of Foster Families. Verfügbar unter www.socwork.gu.se/digitalAssets/779870_Ingrid.Inner_Life.doc, 04.10.07

gen, heraus. Leibliche Kinder müssen folglich nicht nur die veränderte Situation, die mit der Aufnahme eines Pflegekindes und mit einer Verringerung der elterlichen Aufmerksamkeit einhergeht, meistern, sondern werden häufig weit darüber hinaus selbst in der Beziehung zu den Pflegegeschwistern erzieherisch tätig.

3.4 Die Herkunftsfamilie

Die Herkunftsfamilie ist diejenige Institution, über die im Vergleich zu Pflegeeltern und Pflegekindern relativ wenig geschrieben wurde. Herkunftseltern befinden sich in einer in unserer Gesellschaft nicht vorhergesehenen Situation der Eltern ohne Kinder. Mehrere Bewältigungsaufgaben können für die Herkunftseltern definiert werden: Umgang mit den vorhandenen Schwierigkeiten, die zur Herausnahme/ Abgabe des Kindes geführt haben, Reorganisation des Alltags ohne Kind (Faltermeier, 1993), Bewältigung von Selbst- und Fremdstigmatisierung, Etablierung einer neuen Beziehung zum Kind ohne gemeinsamen Alltag, Etablierung einer Beziehung zu den Pflegeeltern.

3.5 Die Geschwister

Die leiblichen Geschwister der Pflegekinder haben in der Forschung und Literatur zum Pflegekinderwesen bislang noch keine Beachtung gefunden. Die Praxis der Jugendämter variiert zwischen zwei polarisierenden Grundsätzen: Auf der einen Seite steht die Überzeugung, dass Geschwister wenn möglich immer zusammenbleiben sollten, auf der anderen Seite die, dass Geschwister – um sich besser in die Pflegefamilie zu integrieren – immer getrennt werden sollten.

Bei beiden Grundsätzen besteht das Risiko, dass die von den Kindern in der jeweiligen Situation zu bewältigenden Aufgaben weitgehend übersehen und übergangen werden.

Eine Geschwistertrennung kann insbesondere bei den älteren Schwestern zu einer beständigen – manchmal jahrelangen – Sorge um die (jüngeren) Geschwister führen.

Das Zusammenleben von Geschwistern in der Pflegefamilie dagegen kann dazu führen, dass sich die in der Herkunftsfamilie erlernten Rollen reproduzieren, eine Integration verhindert wird oder dass ein Geschwister massiv unter den Auffälligkeiten des/ der anderen leidet. In allen Konstellationen stehen die Geschwister der Pflegekinder vor der Herausforderung, ihre individuellen Entwicklungsaufgaben zu lösen und gleichzeitig eine – wünschenswert: positive – Beziehung als Geschwister untereinander zu entwickeln. Diese Herausforderung kann nur in seltenen Fällen selbständig bewältigt werden, sondern bedarf nahezu immer der Unterstützung kompetenter Erwachsener.

3.6 Die Sozialen Dienste

Die erwähnten Strukturhebungen zum Pflegekinderwesen geben einige Informationen über die Arbeit der Sozialen Dienste. Zentrales Strukturmerkmal ist demnach derzeit die Vielfalt oder das Chaos (Blandow, 2006): Viele Pflegekinderdienste sind beim Jugendamt angesiedelt, teils als spezialisierte Dienste, teils als Unterbereich der Arbeit im Allgemeinen Sozialdienst des Jugendamts, andere Kommunen haben den Pflegekinderdienst outgesourct und an freie Träger mit verschiedenen Traditionen und weltanschaulichen Ausrichtungen (konfessionell, privat, gemeinnützig) abgegeben. Die Arbeitsbelastung der einzelnen Mitarbeiterinnen ist regional sehr unterschiedlich, genauso wie die Definition der Aufgaben und die für die jeweiligen Aufgaben verfügbare Zeit. Festgelegte Qualitätsstandards gibt es – wenn überhaupt – nur in einzelnen Diensten oder für bestimmte Regionen.

Trotz aller – zugegebenermaßen: teilweise schwer durchschaubarer - Strukturmerkmale im Pflegekinderwesen kann aus sozialpädagogischer Sicht die zentrale Aufgabe der MitarbeiterInnen im Pflegekinderwesen unter Bezugnahme auf die bisherigen Ausführungen zu den Akteuren im Pflegekinderwesen sehr klar formuliert werden.

Sozialpädagogische Aufgabe wäre die Bereitstellung unterschiedlicher Ressourcen, die die Menschen für die Bewältigung ihrer Aufgaben und Probleme benötigen. Im Fokus sind damit nicht die Störungen oder die Beseitigung der Störungen, die möglicherweise ein Kind in einer Pflegefamilie macht oder die Herkunftseltern bei Besuchskontakten machen, auch nicht Kriseninterventionen, sondern die Frage: Welche Ressourcen benötigt ein Kind, eine Herkunftsmutter, ein Herkunftsvater, eine Pflegemutter oder ein Pflegevater, ein leibliches Kind in einer Pflegefamilie oder das Geschwister eines Pflegekindes um die jeweiligen Aufgaben und Herausforderungen zu bewältigen? Daran anknüpfend stellt sich die Frage nach Resilienzprozessen: Welche Faktoren und Komponenten werden benötigt, um dauerhaft Widerstandsfähigkeit zu entwickeln und zu erhalten?

Angesichts dessen kann als zentrale Anfrage an die Sozialen Dienste formuliert werden: Welche Ressource hat der Pflegekinderdienst zu bieten, die in der Gesellschaft knapp sind, und die die Menschen für die Bewältigung ihrer Aufgaben und Probleme benötigen?

4. Familienkulturen

Im Folgenden soll der Begriff der Familienkultur, der im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit steht, herausgearbeitet werden. Der Familienkulturbegriff wurde meines Wissens bislang noch nicht fundiert definiert. In einer sozialpädagogischen Veröffentlichung zur Familie aus dem Jahr 1996 spricht Hans-Joachim Schulze von Familienkulturen. Er stellt fest, dass der früher in den Sozialwissenschaften verbreitete Schichtbegriff brüchig geworden ist, und resümiert unter Bezugnahme auf unterschiedliche Entwicklungen, dass Unterschiede in Familien heute nicht mehr nur auf Schichtunterschiede zurückgeführt werden können. Mit Verweis auf die funktionalen Teilbereiche, in die die Gesellschaft sich gliedert (Parsons, 1976), formt er seinen Familienkulturbegriff und arbeitet – übrigens sehr anschaulich - neunzehn Einzelaspekte der Familienkultur heraus. Am Beispiel des Essens, das er als zentralen Aspekt der Familienkultur versteht, führt er seine Ideen unter Berücksichtigung empirischer Materialien weiter aus.

Schulzes Ansatz ist sehr interessant. Für eine Nutzung des Begriffs im vorliegenden Zusammenhang bleibt sein Familienkulturbegriff aber noch zu unscharf.

Um den Begriff nun für meinen Zusammenhang brauchbar zu machen, ist es von grundlegender Bedeutung die beiden Begriffe „Kultur“ und „Familie“ zu verstehen und so zusammenzubringen, dass mit Hilfe des begrifflichen Werkzeugs empirische Phänomene detailliert in den Blick genommen werden können.

Zu diesem Zweck werde ich vorweg einen knappen Überblick über die Geschichte des Kulturbegriffs geben. Eine detaillierte Darlegung der Entstehungsgeschichte und der Herausbildung verschiedener Bedeutungsvarianten würde leider den Umfang dieser Arbeit sprengen. Daher werde ich mich im Folgenden auf die wesentlichen Entwicklungslinien beschränken und so einen ersten Einblick in das breite Themenfeld geben.

Anschließend soll der Familienbegriff beleuchtet werden, jedoch deutlich knapper als der Kulturbegriff.

Mit diesem Hintergrundwissen werde ich dann die beiden Begriffe zusammenführen, und meinen Familienkulturbegriff definieren.

Einige Überlegungen zu den Umgangsformen verschiedener Kulturen mit Fremden rundet das Kapitel ab.

4.1 Kulturbegriff

4.1.1 Eine Begriffsgeschichte

Der Kulturbegriff erfreut sich in der Alltagssprache und seit einiger Zeit auch im wissenschaftlichen Bereich großer Popularität, obwohl - oder vielleicht gerade weil - er einer der unbestimmtesten und mehrdeutigsten Begriffe ist, die in der deutschen Sprache kursieren. Viele Menschen hierzulande besitzen einen Kulturbeutel und interessieren sich für die politische Kultur, zum Zwecke der kulturellen Weiterbildung hören sie wahlweise Deutschland Radio Kultur oder Radiosender, die mit deutschem Kulturgut beschallen, essen dabei Joghurt mit ausgewählten Digestivum Essensis Kulturen, besuchen Kultureinrichtungen und Kulturevents, lesen Kulturzeitschriften, diskutieren kontrovers über den Begriff der Leitkultur, haben interkulturelle Freundeskreise, verbringen ihre Urlaube in fremden Kulturen – die Aufzählung könnte nahezu endlos erweitert werden. Zahlreiche Verwendungsbeispiele mit und ohne Kompositabildungen können gefunden werden, in denen der Kulturbegriff immer wieder mit neuen Bedeutungsvarianten grüßt.

Nicht nur aus diesem Grund neigt die Literaturwissenschaftlerin Jutta Heinz (2006) dazu, als zentrales Charakteristikum des Kulturbegriffs seine „Anschmiegsamkeit“ zu definieren. Weniger gütig ging Niklas Luhmann mit dem Begriff um, für ihn war er „einer der schlimmsten Begriffe, die je gebildet wurden“ (Luhmann, 1995, S. 385).

Nimmt man den Kulturbegriff genauer unter die etymologische Lupe, finden sich eindeutige Hinweise darauf, dass Konkretion noch nie zu den Stärken des Begriffs gehörte.

Im römischen und griechischen gab es keinen Begriff für das, was wir heute Kultur nennen⁷. Als verwandte griechische Begriffe werden regelmäßig Politeia (Bildung) und Padeia (Erziehung) genannt. Für das, was die Menschen mit der sie umgebenden Natur tun, gab es in der griechischen Antike keinen Begriff. Sozialgeschichtlich kann dieser Sachverhalt mit der Geringschätzung körperlicher Arbeit in der frühgriechischen Welt erklärt werden. Auch ein Zivilisationsbegriff im engeren Sinne existiert im Altgriechischen nicht. Mit Verweis auf die eigenen – wie wir es heute ausdrücken würden: kulturellen – Leistungen wurden jedoch durchaus stark wertende Abgrenzungsbegriffe eingeführt, beispielsweise wurden all diejenigen als Barbaren (Plapperer) bezeichnet, die der griechischen Sprache nicht mächtig waren. Auch in der römischen Antike findet sich unser Kulturbegriff noch nicht direkt. Es entsteht ein erster Gesellschaftsbegriff – civitas – dessen gesamtes Wortfeld positiv besetzt ist. Im Gegensatz zu den Griechen war bei den Römern agrarische Tätigkeiten gesellschaftlich anerkannt. In diesem Zusammenhang

⁷ Ich beziehe mich hier und im Folgenden – soweit nicht anders vermerkt - auf Heinz, 2006, S. 23 ff

bildeten sich Worte, die als etymologische Wurzel des Wortes⁸ Kultur gelten. Dem Wortstamm liegen zwei Verben zugrunde; colere – betreiben, pflegen, bilden, schmücken – im einfachen wie im übertragenen Sinne –, sowie excolere, das die Bedeutung stärker auf den meliorativen Bedeutungsaspekt legt und häufig mit der Bildung der Persönlichkeit in Zusammenhang gebracht wird. Das daraus abgeleitete Substantiv cultus birgt mehrere aktive Bedeutungsanteile in sich, insbesondere wird es im Sinne von Pflege und Schmuck genutzt und sowohl auf den Bereich des Körperlichen als auch auf den des Geistigen bezogen, ebenso wie auf Individuum und Kollektiv. Die Pluralform cultura bedeutet hingegen Bearbeitung, Urbarmachung, Ackerbau, Landwirtschaft. Cultura wurde in der Regel für die Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur genutzt und ist immer durch die Herkunft zum Ackerbau geprägt. Jedoch findet sich bereits bei Cicero die cultura anima, die Seelenpflege. Das ist ein eindeutiger Hinweis darauf, dass der Begriff bereits in seiner Frühzeit auch metaphorisch auf das Innere des Menschen und dessen Pflege und Bearbeitung angewandt wurde.

Die Etymologie des Kulturbegriffs ist ein breites Betätigungsfeld, in dem seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts immer wieder Wissenschaftler ihr Glück gesucht haben. Interessant bei der Betrachtung der Studien ist die unglaubliche Variationsbreite ihrer Ergebnisse. Exemplarisch kann das an den Studien von Josef Niedermann (1941) und Hartmut Böhme (1996) aufgezeigt werden (vgl. Heinz, 2006).

Niedermann arbeitet als grundlegende Struktur des Kulturbegriffs die frühe Kombination von Persönlichkeitskultur und Kulturleistungen heraus. Die Betonung liegt bei ihm auf der Geistespflege, der höheren Lebensweise, Lebensart im Allgemeinen, die bessere Lebensform, Geisteszier, Bildung.

Für Hartmut Böhme dagegen beinhaltet der Kulturbegriff zu allen Zeiten einen „Blumenstrauß“ von Bedeutungsvarianten. Die wesentlichen Bedeutungskomponenten sind für ihn mit der ursprünglichen, die Menschheit prägenden Erfahrung der Raumnahme verbunden⁹ (Nomadentum vs. Sesshaftigkeit als wesentlicher Einschnitt in die Menschheitsgeschichte), dem Ursprung menschlicher Ansiedlungen und damit auch der Entstehung menschlicher Gemeinschaften, womit er auch die Huldigung übermenschlicher Mächte in Verbindung bringt.

Interessant beim Vergleich der Ergebnisse von Niedermann und Böhme ist, dass sie es

⁸ Ich spreche hier ausdrücklich von Wort und nicht von Begriff, da der Ausdruck „Begriff“ Bedeutungsinhalte impliziert und ich ausdrücklich nicht die Einschätzung teile, dass in der Wurzel des Wortes bereits sämtliche heutigen Bedeutungsinhalte des Kulturbegriffs zu finden sind, auch wenn einige Bedeutungslinien durchaus gezogen werden können.

⁹ Zitat Böhme: „Offensichtlich enthält das Wort Kultur noch Erinnerungsspuren daran, was heute der neolithische Sprung genannt wird: der Übergang vom Nomadischen zum Sesshaften [...] Landbau scheint von solcher Evidenz gewesen zu sein, dass er im Gedächtnis der Sprache mit Kultur überhaupt identifiziert worden ist“ (Böhme 1996, zitiert nach Heinz, 2006; S. 52).

schaffen, ihren jeweiligen Kulturbegriff – bei Niedermann ist dieser recht eindeutig an den normativen Kulturbegriff Kants angelehnt, bei Böhme sehr stark an einen sozialwissenschaftlich orientierten Kulturbegriff – aus der Entstehungsgeschichte des Begriffs zu begründen.

Die Literaturwissenschaftlerin Jutta Heinz (2006) schließt daraus weniger, dass einer der beiden Autoren oder gar beide die Anforderungen wissenschaftlicher Redlichkeit nicht zufrieden stellend erfüllt hätten, sondern resümiert recht (er-)nüchtern(d), was wir aus dem etymologischen Zugriff auf den Begriff lernen können: „Der Verdacht liegt nahe, dass auch bezüglich des etymologischen Zugriffs der Kulturbegriff seine universelle Deutbarkeit letztendlich bewahrt. Ein Wort, das schon bei seiner Geburt so vieldeutig ist, wird auch in seiner Wachstums- und Reifephase diese Proteushaftigkeit nicht aufgeben“ (Heinz, 2006, S. 35).

Der etymologische Zugriff eröffnet im Falle des Kulturbegriffs also keine Möglichkeit zur Präzision des Begriffs, sondern erklärt vielmehr aus der Entstehungsgeschichte die bis heute bestehende Vieldeutigkeit.

Schreitet man von der Antike weiter ins Mittelalter¹⁰ stellt man fest, dass es auch in dieser Epoche noch keinen eigenständigen Kulturbegriff gab. Weiterhin wurden die lateinischen Begriffe *cultus* und *cultura* in der Gelehrtensprache genutzt, jedoch geriet die antike Spannweite des Begriffs in Vergessenheit: *Cultus* wurde gegenüber *cultura* bevorzugt und wurde zu einem auf sakrale Handlungen bezogenen Begriff. Als Grund dafür nennt Heinz (2006) ein gewandeltes Naturbild: War in der Antike die Abgrenzung zwischen dem Menschen und seiner natürlichen Umwelt üblich, verschoben sich im Mittelalter die Grenzziehungen weg vom Natur-Mensch – Gegensatz hin zu einer Unterscheidung zwischen dem Menschen und Gott. Es stand also nicht mehr länger die Beziehung des Menschen zur Natur im Zentrum des Interesses, sondern die des Menschen zu Gott.

Eine erste Rückerweiterung des Begriffs findet sich bei Thomas von Aquin (Heinz, 2006, S. 38). Er bezieht *cultus* nicht nur auf religiöse Handlungen sondern auch auf die Pflege der Eltern, des Vaterlandes, sowie der Tugenden und der Wissenschaft.

In der Renaissance kam es dann zu einem Rezeptionshöhepunkt der Cicero Formel *cultura anima* (Heinz, 2006, S. 38). *Cultura* wurde im Zuge dieser Diskurse zu einem abstrakten und selbständigen Begriff in der Gelehrtensprache und zu einem umfassenden Programm der Persönlichkeitsentwicklung, vor allem zum Wissenserwerb. Insbesondere Francis Bacon vertrat den Kulturbegriff im Sinne dieser Bedeutung (Heinz, 2006, S. 38f): Eine stark innerlich orientiertes Verständnis von Kultur, das vom äußeren Zustand der Kultiviertheit, der zunächst auf Verhaltenscodes beruht, unterschieden werden muss. Bedeutsam hierbei ist, dass der Begriff einzig auf das Individuum bezogen wird und

¹⁰ Im Folgenden beziehe ich mich auf Heinz, 2006, S. 37ff

nicht auf eine Gruppe von Menschen. Es ist also lediglich der einzelne Mensch, der sich kultivieren kann, nicht eine größere Ansammlung von Menschen.

Variiert wurde dieser Zugriff von Samuel Freiherr von Pufendorf¹¹ (Heinz, 2006, S. 39), der ebenfalls zur (Rück-)Erweiterung des Begriffs beigetragen hat: Für ihn kann die *cultura anima* nicht nur auf das Individuum und dessen Vervollkommnungsmöglichkeiten bezogen bleiben, sondern muss auf die ganze Menschheit und ihre Pflicht zur Ausbildung und Pflege von Anlagen, Tugenden und Fertigkeiten angewandt werden. Ergebnis dieser Bemühungen ist bei Pufendorf der Zustand der Kultiviertheit der Menschheit. Damit wurde Samuel von Pufendorf zum Wegbereiter für die moderneren Kulturbegriffe, die sich – wiederum in verschiedenen Bedeutungsvarianten – in der Zeit der Aufklärung herausbildeten.

Trotz der expansiven Begriffsarbeit im philosophischen Diskurs konnte der lateinische Kulturbegriff zu diesem Zeitpunkt noch keine Breitenwirkung entfalten, sondern blieb auf die kleine Gruppe der Gelehrten begrenzt, die die lateinische Sprache beherrschten. Im Gegensatz dazu konnte sich der Zivilisationsbegriff in mehreren europäischen Sprachen verbreiten (vgl. Heinz, 2006, S. 43ff): *Civilitas* galt ursprünglich als Zustand des richtigen Verhaltens am Hofe und der Höflichkeit. Die Entwicklung der Verben im französischen *civiliser* (16. Jahrhundert) und im englischen *to civilize* (17. Jahrhundert) beförderte den prozesshaften Charakter des Zivilisationsbegriffs.

Die effektive Beschäftigung mit dem Kulturbegriff und die Herausbildung des Zivilisationsbegriffs in den europäischen Sprachen spiegeln eine weitreichende Neuerung in Europa im 16. und 17. Jahrhundert wieder, die sich in diesen Begriffen sammelt. Erste Ansätze eines Bürgertums entwickelten sich, die mit den Höfen in Konkurrenz traten. Insbesondere im Bürgertum führte diese Rivalitäten zu einem Bedürfnis nach allgemeiner Sittenverfeinerung. In der Philosophie entwickelten sich stark anthropozentrische Welt- und Menschenbilder, die den theozentrischen Vorstellungen ihren Platz streitig machten. Im Rahmen dieser generalisierten gesellschaftlichen Veränderungen war eine große Offenheit für neue Wortbildungen zu verzeichnen, die das Lebensgefühl und die Vorstellungen der neu entstehenden Schichten erfassen sollten. Im Zusammenhang mit einer allgemeinen Verfeinerung der Sitten erweist sich der Kulturbegriff als einer der Zentralbegriffe der Fortschrittskonzeption der europäischen Aufklärung und markiert gleichzeitig deren zunehmende Verzeitlichung und Verbürgerlichung (Heinz, 2006, S. 45f).

Als zentrale Ideengeber für die Weiterentwicklung des Kulturbegriffs können beispielhaft für eine Reihe weiterer Vertreter, die überwiegend aus der Philosophie stammen, Giambattista Vico, Montesquieu, Boussuet und Voltaire benannt werden (Heinz, 2006,

¹¹ Pufendorf bezieht sich auf Hobbes. Den Kulturbegriff nutzt er im Sinne von Hobbes Staatsbegriff als Gegenbegriff zum Naturzustand

S. 40ff). Aufgegriffen wurden deren Ideen wiederum von Kant, der den Kulturbegriff in seinem aufklärerischen Denken auf das Individuum bezogen hat und dessen sittlicher Verpflichtung zur Kultivierung der Persönlichkeit. Bis heute gilt Kant als der Vertreter eines normativen, bildungsbürgerlichen Kulturbegriffs, der Kultur mit höherer Kultur gleichsetzt¹² (vgl. Heinz, 2006, S.42).

Jean Jaques Rousseau (vgl. Heinz, 2006, S. 44), ebenfalls einer, der die Ideen der oben genannten aufgriff, geht in eine ähnliche Richtung, jedoch mit anderen Nuancierungen, wenn er in seinem „Emil“ den Kulturbegriff auf Bildung und Erziehung bezieht: „Pflanzen müssen kultiviert werden, Kinder müssen erzogen werden“. Darüber hinaus bereitete er jedoch auch mit seinem Gesellschaftsvertrag und der Bedeutung, die er dem Begriff des Volkes zukommen lässt, den Weg für die bis heute bedeutsamste Neudefinition des Kulturbegriffs vor, die durch den Kant-Schüler (und – Kritiker) Johann Gottfried Herder¹³ erfolgen konnte. Herder wird allgemein anerkannt als der Vater des modernen sozialwissenschaftlichen Kulturbegriffs (Hauck, 2006, S. 20). Sein Kulturbegriff ist – im extremen Gegensatz zu Kants Kulturbegriff – ein totalitärer: Kultur versteht er als eine soziale Einheit, den Lebensstil einer Nation. Zur Veranschaulichung seines Begriffs vergleicht er Kulturen mit Kugeln¹⁴. Erstmals wird hier der Begriff der Kultur auf eine Nation bezogen. Die Beziehung zwischen einer Nation und dem Kulturbegriff, die heute im Populargebrauch geradezu als natürliche Verbindung erscheint, zeigt sich bei näherer Betrachtung der Entwicklungsgeschichte folglich als relativ junge Erfindung. Entgegen vieler anders lautender Rezensionen seines bedeutenden Werkes war der Kulturbegriff Herders ein sehr differenzierter¹⁵: Herder war radikaler Vertreter eines Kulturrelativismus¹⁶, wie es in

12 Kants Kulturbegriff ist eng angelehnt an den Bildungsbegriff. So sieht als zur Kultur zugehörig die Belehrung und Unterweisung, die das Ziel hat, Geschicklichkeit zu verschaffen (Eisler, 1930). Dem Menschen als Vernunftwesen steht es nicht frei, seine Naturanlagen – Kant unterscheidet diese in Geistes-, Seelen- und Leibeskräfte – auszubilden. Nach Kant ist es die moralische Pflicht des Menschen gegen sich selbst, sich zu kultivieren, das heißt seine Anlagen in der Gesellschaft auszubilden und damit zu einem dem Zweck des Daseins angemessenem Mensch zu werden, der ein nützliches Glied in der Welt ist (Eisler, 1930).

13 Herder bezieht sich in seinen frühen Schriften explizit auf Rousseau, den er sehr bewunderte. Später äußerte er sich gegenüber vielen Aussagen kritisch und entwickelte sich in eine andere Richtung – die Gemeinsamkeiten der beiden in ihren Ausführungen zu Volk und Nation sind jedoch – trotz vielfältiger Differenzen – unübersehbar.

14 Zitat Herder (2003, S. 35): „Jede Nation hat ihren Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt.“

15 Hauck (2006, S. 20) „Dabei war er [Herder] alles andere als die nationalistische Dumpfbacke, als die ihn bis heute die Chauvinisten vieler Länder für sich reklamieren. Die beherrschende Idee seines gesamten Œuvres war vielmehr der kulturelle Relativismus.“

16 Herders evolutionistisch anmutende Metaphern für den Kulturbegriff (Generationenmetapher, Baummetapher) wurden häufig als Bewertung der Kulturen verstanden und damit als Gegenbeleg zu Herders Kulturrelativismus aufgeführt. Dieser Interpretation widerspricht Hauck (2006, S. 21) vehement: „Eine Höherwertigkeit der verschiedenen Stufen folgt für Herder aus alledem aber gerade nicht.“

vielen Herderzitate belegt werden kann (z.B. Herder, 2003, S. 33: „Machtprüche Lobes und des Tadels, die wir aus einem aufgefundenen Lieblingsvolke ... auf alle Welt schütten – welches Rechtes seid ihr!“). Kulturen sind bei Herder keine in sich geschlossenen, widerspruchsfreien Gebilde, sondern tragen immer ein gewisses Maß an Unstimmigkeit in sich (vgl. Herder, 2003, S. 32: „Die Nation kann ... bei Tugenden der erhabensten Gattung von der einen Seite, von einer anderen Mängel haben, Ausnahmen machen, Widersprüche und Unstimmigkeiten zeigen, die in Erstaunen setzen. [...] Für jeden, der menschliches Herz aus dem Element seiner Lebensumstände erkennen will, sind dergleichen Widersprüche vollkommen menschlich: [...] also gar keine Ausnahme, sondern Regel.“). Auch die Idee der Abgeschlossenheit und Unwandelbarkeit einer Kultur findet sich bei Herder – im Gegensatz zu späteren Vertretern, die angeben sich auf Herder zu beziehen – noch nicht. Laut Herder beeinflussen sich Kulturen gegenseitig und unterliegen einer ständigen Veränderung (vgl. Hauck, 2006, S. 21f). Der Prozess der Kulturan eignung vollzieht sich laut Herder in erster Linie in der Familie und ist eng verbunden mit dem Erwerb der Muttersprache. Die Aneignung erfolgt nicht passiv, sondern vielmehr in einer produktiven Auseinandersetzung des Kindes mit der Umwelt. Nur durch die Kulturan eignung „gewinnt der Mensch seine Identität – die immer sowohl eine persönliche (dessen er auswählt und assimiliert) als auch eine soziale (dessen er sich als integraler Bestandteil des Ganzen fühlen kann) Identität ist“ (Hauck, 2006, S. 23). Die Herdersche Ausweitung des Kulturbegriffs war ab diesem Zeitpunkt aus den Diskussionen rund um Kultur kaum mehr wegzudenken.

Doch auch der Kantsche Kulturbegriff mit seiner Nähe zum Bildungsbegriff und der damit verbundenen moralischen Aufwertung von Kultur lebte weiter und prägte für viele Jahrzehnte vor allem das deutsche Verständnis von Kultur. Wurde im 18. Jahrhundert der deutsche Kulturbegriff nahezu als Äquivalent zum französischen Zivilisationsbegriff gebraucht, veränderte Kants Begriffsdefinition dieses Verhältnis: Zivilisation wurde als äußerliche und künstliche Verfeinerung abgewertet, und in Verbindung mit technischer und ökonomischer Rationalität gebracht; Kultur erlebte als innere Verfeinerung, organische Bildung und Moralität eine Aufwertung. Im deutschen Idealismus besetzten Kultur und Zivilisation eine anti-französische und anti-aristokratische Gegenposition zu Zivilisation, die sich bei Johann Heinrich Pestalozzi und Wilhelm von Humboldt zu einer scharfen Kultur-Zivilisations-Antithese verfestigten¹⁷ (Heinz, 2006, S. 44f).

Parallel zu den Diskussionen über Kultur und Zivilisation bildeten sich langsam verschiedene Kulturdisziplinen mit unterschiedlichen Kulturbegriffen heraus¹⁸ (vgl. Heinz, 2006):

¹⁷ Details zur Kultur-Zivilisations-Antithese vgl. Norbert Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Band 1, 1976

¹⁸ Die Herausbildung begann bereits im 18. Jahrhundert und erstreckt sich z.T. bis ins 20. Jahrhundert. Teilweise entstanden die Kulturdisziplinen aus verschiedenen, vorher existierenden Disziplinen.

Die Kulturgeschichte (bedeutendste Vertreter: Adelung, Jensch): In deren Mittelpunkt steht die Dokumentation tatsächlich nachweisbarer Kulturleistungen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Nationen. Sowie die Kulturphilosophie (bedeutendste Vertreter: Schiller, Kant, Fichte, Schleiermacher) die sich um kulturtheoretische Überlegungen formierte und folgenden Fragen nachging: Wozu benötigt der Mensch Kultur, wie entwickelt sich Kultur, wie ist ihre Stellung zu anderen philosophischen Grundbegriffen? Der Kulturbegriff dieser beiden Disziplinen weist eine Nähe zum Bildungsbegriff und zur Ästhetik auf, also ein bildungsbürgerliches Verständnis.

Gemeinsam ist den Disziplinen Kulturgeschichte und Kulturphilosophie, dass der Kulturträger nicht länger das Individuum ist, sondern das Kollektiv; Kultur umfasst in diesem Sinne menschliche Werke und soziale Handlungen.

Zusätzlich entstanden die Disziplinen Kulturosoziologie - die von ihrem frühem „Vater“ August Comte¹⁹ als Wissenschaft des Fortschritts angelegt war - und die Kulturanthropologie (Ethnologie), die sich um die Erforschung anderer, fremder Kulturen bemühte. Die beiden letztgenannten Disziplinen haben den sozialwissenschaftlichen Kulturbegriff maßgeblich geprägt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwurzelte sich der Kulturbegriffs dann in der Alltagssprache. Unzählige Kompositabildungen auf -kultur entstanden (Heinz, 2006, S. 46f), von denen viele bis heute geläufig sind. Auch im wissenschaftlichen Bereich wird der Kulturbegriff seit Beginn des 20. Jahrhunderts in einer nahezu undenkbar Vielfalt rezipiert. Sigmund Freud schreibt über das „Unbehagen in der Kultur“ und setzt damit den Beginn einer Kulturpsychologie (vgl. Theleweit, 2004). Oswald Spengler schreibt über zulässige und unzulässige Vergleiche verschiedener Kulturen und reduziert den Kulturbegriff auf eine Herrschaftsideologie, in der er die wahre Größe des Begriffs sieht (Hauck, 2006, S. 29ff). Leo Frobenius, wichtigster Vertreter der kulturwissenschaftlichen Schule in der Ethnologie, versteht Kulturen als organische Einheiten und teilt die Welt in verschiedene Kulturkreise ein – die Konstruktion dieser Kulturkreise bleibt jedoch voller Widersprüche und endet in einem borniertem Ethnozentrismus (Hauck, 2006, S. 36ff). Alfred Weber versteht Kultur als die seelische Entelechie eines Volkes und setzt die unterschiedlichen Kulturen recht unverblümt seinen ethnozentrischen Bewertungen aus (Hauck, 2006, S. 44ff). Sein Bruder Max Weber definiert Kultur demgegenüber im Zusammenhang mit Handeln. Ihm zufolge konstituiert sich Kultur durch sinnstiftende Denk-, Sprech- und Handlungsakte und ist eng mit dem Religiösen verbunden (vgl. Gephart, 1998). Georg

¹⁹ Wer der Begründer der Soziologie ist, ist bis heute immer wieder umstritten. In den neueren Diskursen werden meist Emile Durkheim und Max Weber explizit als Begründer aufgeführt. Es besteht jedoch weitgehend Konsens darüber, dass der Begriff „Soziologie“ auf Auguste Comte zurückgeführt werden kann – auch wenn seine Vorstellung von dem, was der Mittelpunkt dieser Wissenschaft sein sollte, recht schnell wieder verworfen wurden.

Simmel wählt wieder einen anderen Weg. Er setzt Kultur und Gesellschaft gleich und sinniert über persönliche und sachliche Kultur (Simmel, 1900; Hoffmann, 2004). Malinowski sieht in der Feldforschung das zentrale Instrument zur Erkundung von Kulturen (Malinowski, 2001), andere Ethnologen folgen ihm, wie zum Beispiel Franz Boas (Hauck, 2006, S. 63ff), der sich als Feldforscher, Materialsammler und –interpret verdient macht. Seine Schülerin Ruth Benedict und deren Freundin und Kollegin Margret Mead interessieren sich – mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten - für den Zusammenhang zwischen Persönlichkeit, Identität und Kultur (Hauck, 2006, S. 71ff). Basis ihrer Arbeiten waren ebenfalls ausgedehnte Feldforschungen. Für die Verwischung der Kulturen und die entsprechenden Theorien (Assimilationstheorien, Primordialismus und Kommunitarismus) interessieren sich – mit Ergebnissen wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten - weitere Figuren aus dem amerikanischen Feld (vgl. Hauck, 2006) wie Robert Park, William Thomas, Milton Gordon, Nathan Glazer, Edward Shils, Harld Isaacs, Clifford Geertz, Charles Taylor und Alasdair McIntyre und nicht zu vergessen der in der Gegenwart stark umstrittene Samuel Huntington (Ostendorf, 2006) und sein „Kampf der Kulturen“. Der Soziologe Parsons wiederum versteht Kultur als soziale Ordnung und interpretiert die Ausdifferenzierung der Gesellschaft als eine Ausdifferenzierung in viele Kulturen (Parsons, 1976). Im deutschsprachigen philosophischen Bereich lebt während all dessen ein normativer Kulturbegriff im Gefolge der Frankfurter Schule (Adorno/ Horkheimer/ Benjamin) wieder auf und entfaltet eine Kulturkritik (Korta, 2004), während die deutschsprachige Soziologie um Niklas Luhmann beginnt, Kultur als einen historischen – spezifisch europäischen – Begriff, eine Antwort auf die Erfahrung der Menschen im Europa des 18. Jahrhunderts, zu verstehen (Luhmann, 1995). Im französischsprachigen Bereich beginnt Ernst Cassirer parallel dazu Kultur als einen Komplex von Sinnsystemen zu verstehen (Villinger, 2004) und in Anknüpfung daran Michel Foucault (Lavangno, 2006) – der unter anderem als Ethnologe der eigenen Kultur gilt – als sinnstiftendes Symbolsystem. Gleichzeitig werden im Zusammenhang mit dem Kulturbegriff Fragen des Konstruktivismus diskutiert - Stichworte: erfundene Traditionen (z.B. Terence Ranger „Invention of Tradition in Colonial Africa“), vorgestellte Gemeinschaften und hybride Kulturen (James Clifford, Ulf Hannerz) (vgl. Hauck, 2006, S.143 ff).

Die Mannigfaltigkeit der Begriffsrezension und –verwendung ist kaum zu übertreffen und führt in eine Unübersichtlichkeit, die ihres Gleichen sucht. Bereits 1952 legten die Amerikaner Kroeber und Clyde Kluckhohn in ihrem Band „Culture - a Critical Review of Concepts and Definitions“ eine Liste von über zweihundert verschiedenen Definitionen des Kulturbegriffs vor (Heinz, 2006, S. 29).

Es existiert also eine unglaubliche Vielfalt an verschiedenen Bedeutungen, die mit dem Kulturbegriff in Verbindung gebracht werden: Nahezu alles ist Kultur, gleichzeitig verliert der Kulturbegriff in den verschiedenen Diskursen immer mehr an Präzision und Gültigkeit.

4.1.3 Neuere Entwicklungen

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts ist ein großes Bemühen festzustellen, den Kulturbegriff und die Disziplinen, die sich mit kulturellen Phänomenen im weitesten Sinne beschäftigen, neu zu formieren.

Eine wichtige Entwicklungslinie, die es in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen gilt, ist eine Veränderung innerhalb der Disziplinen, die sich mit kulturellen Phänomenen beschäftigen. An erster Stelle sei hier die Erneuerung der Ethnologie in der letzten Hälfte des 20. Jahrhunderts genannt (Hauck, 2006, S. 158): Im Zuge der Beendigung der Kolonialzeit fingen die einstmaligen Beforschten an, für sich selbst zu sprechen und sich gegen die Zuschreibung westlicher EthnologInnen zur Wehr setzen²⁰. Disziplinintern wurde Kritik geübt an den Methoden der ethnologischen Forschung, vor allem die zu schnelle Verallgemeinerungen von Einzelercheinungen/-beobachtungen, die ein Kollektivbild vortäuschen, das so nicht haltbar ist, wurde angegriffen. Zusätzlich zwang die zunehmende Vermischung der Kulturen, hervorgerufen durch Globalisierungsschübe, die Ethnologie zu einem Umdenken.

Eine ganz andere Linie, die uns der neuen Beschäftigung mit Kulturphänomenen näher bringt, ist die Legitimationskrise der Geisteswissenschaften im deutschsprachigen Bereich (Fauser, 2004). Eine intensive Beschäftigung mit dem Phänomen Kultur und eine daraus resultierende Neuformierung der Geisteswissenschaften hin zu Kulturwissenschaften werden als Möglichkeit einer Neudefinition des Gegenstandsbereichs und einer neuen Legitimation des eigenen Forschungsbereichs betrachtet.

Ein neues Verständnis des Kulturbegriffs wird in diesem Zusammenhang mit dem Terminus Cultural Turn angedeutet. Der Cultural Turn ist ein Phänomen, das sich in den letzten Jahrzehnten durch sämtliche Disziplinen, die sich mit dem Kulturbegriff beschäftigen, zieht. Obwohl sich in den Einzeldisziplinen wiederum Einzeldefinitionen des Cultural Turn finden, wird dieser in der Regel auf Marcel Mauss und Claude Lévi-Strauss zurückgeführt (Moebius & Quadflieg, 2006). Als gemeinsamer Nenner wird ein veränderter Umgang mit dem Kulturbegriff definiert, in Richtung eines auf Symbole und Bedeutungen orientierten Verständnisses. Dieses Verständnis steht im Gegensatz zu dem in Philosophie, Geschichte und Literaturwissenschaften lange aufrechterhaltenen kantischen Kulturbegriff und einem vor allem in der Ethnologie verbreiteten Kulturbegriff, der auf sichtbare Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturen fixiert war.

Als Ergebnis aus diesen Veränderungen entsteht derzeit die Idee der Kulturwissenschaft-

²⁰ Daraus entstanden u.a. die im anglo-amerikanischen Raum heute verbreiteten Post Colonial Studies. Die Autoren dieser Disziplin beschäftigen sich bis heute intensiv mit dem Kulturbegriff und tragen wesentlich dazu bei, die Vorstellung der Hybridität von Kulturen, sowie Diskurse über Trans- und Interkulturalität zu vertiefen.

ten, als gemeinsame Disziplin aller Fachrichtungen, die sich mit Kultur (-phänomenen) beschäftigen. Obwohl die Kulturwissenschaften eine eindrucksvolle Masse an Literatur produzieren und bereits an vielen Universitäten hierzulande Kulturwissenschaften als Studiengang angeboten wird, kann noch keine Rede davon sein, dass sich die Kulturwissenschaften bereits formiert haben. Zu groß sind die Unterschiede in den Vorstellungen dessen, was die neue Disziplin der Kulturwissenschaften vertreten soll (Heinz, 2006, S. 127ff) – ja ob sie denn als Kulturwissenschaft(en) im Singular (Heinz, 2006, S. 143ff) oder im Plural (Heinz, 2006, S. 146ff) dienen soll, welche Methoden dem Gegenstand angemessen sind und selbst die Frage, was genau ihr Gegenstand ist (Heinz, 2006, S.44), ist noch unklar. Manche VertreterInnen sehen in ihr eine langfristige Weiterentwicklungsmöglichkeit für die Integration der traditionellen Geisteswissenschaften, andere sehen darin nur einen losen trans- oder interdisziplinären Zusammenschluss zur Bearbeitung spezifischer Fragen. Wieder andere hätten die Kulturwissenschaft(en) hierzulande gerne als Äquivalent zu den Cultural Studies, die sich im angloamerikanischen Raum seit einiger Zeit etablieren und die weitgehend auf den Gegenstand der Populärkultur eingegrenzt sind (Heinz, 2006, S. 128). Die Zukunft wird zeigen, in welche Richtung sich die Disziplin weiterentwickelt und inwiefern sie sich etablieren kann.

Ein interessantes Nebenprodukt bei der Entstehung der Disziplin, das für den vorliegenden Zusammenhang äußerst hilfreich ist, ist eine Vielzahl an Publikationen, in denen der Versuch gemacht wird, Ordnung und Verständlichkeit in das Kulturgetümmel zu bringen. Zwei Arten von Publikationen sehe ich hier als besonders bedeutsam an: Sammelbänder von Kulturtheorien, die einen Einblick in das breite Feld bieten, sowie Publikationen, in denen versucht wird, die unterschiedlichen Kulturbegriffe zu typologisieren.

Exemplarisch möchte ich diese beiden Vorgehensweisen an einigen Werken vorstellen. Als neue Standardwerke zum Thema Kulturtheorien gelten insbesondere die Publikationen „Culture Club“ (2004, Martin Ludwig Hoffmann, Tobias F. Korta, Sibylle Niekisch (Hrsg.)) und „Kultur. Theorien der Gegenwart“ (2006, Stephan Moebius, Dirk Quadflieg (Hrsg.)). In Culture Club sammeln die Herausgeber – ohne zu verschweigen, dass die Auswahl durchaus subjektiv ist – Ausführungen zu den Werken fünfzehn verschiedener Autoren, die sich selbst in unterschiedlichen Disziplinen verorten, und schreiben ihnen den Status Klassiker der Kulturtheorie zu. Das Buch bietet eine Orientierung durch einen Überblick in das Werk und Denken zentraler Kulturtheoretiker von Freud, Simmel und Cassirer bis hin zu Luhmann, Bourdieu, Butler und Latour. Neben zentralen Informationen zu den Inhalten der einzelnen Theorien liefert Culture Club auch einen Übersicht über die Spannweite dessen, was unter Kulturtheorien verstanden wird. Erweitert wurde Culture Club durch eine zweite Ausgabe, Culture Club II, in der nochmals fünfzehn – im Vergleich zu Culture Club I: neuere - Autoren und ihre Werke zur Sprache kommen.

Noch breiter angelegt ist der Sammelband „Kultur. Theorien der Gegenwart“. Dort wer-

den vierundvierzig TheoretikerInnen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart präsentiert, die zur Kultur – im weitesten Sinne – etwas gesagt haben oder noch zu sagen haben. Vierundvierzig verschiedene Autoren schreiben über die Theoretiker, jeweils mit einer Kurzbiografie und einer Zusammenfassung dessen, was in dem jeweiligen Werk als Kulturtheorie verstanden werden kann. Dabei wird der Rahmen eines engeren Kulturbegriffes deutlich überschritten um den jeweiligen Denkern folgen zu können. Es resultiert ein Buch, in dem über Kulturtheorie im eigentlichen Sinne hinaus eine Zusammenfassung gegenwärtiger geistes- und sozialwissenschaftlicher Theorien vorgelegt wird. Die verschiedenen Theoretiker werden im Gegensatz zu den Culture Club Ausgaben nicht nur lose aneinandergereiht, sondern werden thematisch gruppiert, mit dem Vorteil, Beziehungen, Differenzen, Positionen und Zusammenhänge verschiedener Kulturfelder im aktuellen Diskurs rascher und vielleicht auch differenzierter erkennen zu können. Bei der Lektüre – die selbstverständlich auch sehr selektiv erfolgen kann – wird einmal mehr der Umfang dessen, was gegenwärtig als Kulturtheorien verstanden wird, deutlich. So finden sich verschiedene Zuordnungen von Symbol – Diskurs – Struktur, über die Dynamiken der Kulturen, Phänomen des Alltags bis hinzu Technik, Körper und Wissenschaft, Populärkultur und Perspektiven auf den Spätkapitalismus und Globalisierung. Auffällig ist, dass als Kulturtheoretiker Personen aufgeführt werden, die sich explizit nicht als solche verstanden haben, ja sich teilweise regelrecht dagegen zur Wehr gesetzt haben, ihr Werk als Beitrag zur Kulturtheorie zu sehen, wie zum Beispiel Erving Goffmann und Thomas Luckmann. Eine weitere interessante Beobachtung ist, dass in einigen neueren Kulturtheorien der Kulturbegriff explizit nicht mehr definiert wird, so zum Beispiel bei Soeffner, der selbst sagt „der Begriff der Kultur, die Frage, wie er erschöpfend zu definieren sei, bewegte mich damals wie heute nicht, vielmehr ging es mir um die Frage nach der Kulturbedeutung gesellschaftlicher Phänomene“ (Soeffner, 2005, S. 9; zitiert nach Kurt, Ronald, 2006, S. 187).

Das deutet darauf hin, dass das, was gegenwärtig unter Kulturtheorien verstanden wird, längst nicht auf das enge Themenfeld der Untersuchung von Kulturen begrenzt ist. Vollkommen unterschiedliche disziplinäre und (erkenntnis-) theoretische Zugänge aus den Sozial- und Geisteswissenschaften werden unter den Großbegriff Kulturtheorien subsumiert. Bedeutsam ist in diese Zusammenhang weniger ein bestimmter methodischer oder theoretischer Zugang, sondern vielmehr die Beschäftigung mit den Phänomenen, die in irgendeiner Form das Phänomen Kultur berühren – und das meist, aber längst nicht immer, im Sinne der Neudefinition von Kultur im Cultural Turn verstanden.

Die Sammelbänder zu Kulturtheorien liefern damit einen interessanten Beitrag zum Verständnis der Breite dessen, was im 20. Jahrhundert im wissenschaftlichen Feld mit dem Kulturbegriff gemacht wurde. Zum besseren Verständnis des Feldes tragen sie jedoch nicht zwangsläufig bei. Wer einen strukturierten Zugang zum Kulturbegriff sucht, sollte

daher besser auf Kulturtypologisierungen zurückgreifen. Ein Werk, das in diesem Zusammenhang herausragt, ist das von Andreas Reckwitz (2000). Auf fast 700 Seiten ordnet er in seiner Dissertation mit dem Titel „Die Transformation der Kulturtheorien“ sämtliche Werke rund um das Phänomen Kultur vier Typen²¹ zu:

1. Normativer Kulturbegriff

Der normative Kulturbegriff ist für Reckwitz die erste Version des Kulturbegriffs, die sich im Kontext der Aufklärung vor allem durch das Werk Immanuel Kants herausbildete und noch im bürgerlichen Milieu der Gegenwart zu finden ist. Zentral für diesen Kulturbegriff ist, dass die wichtigste Unterscheidungslinie zwischen Kultur und Zivilisation verläuft und dass er dezidiert normativ ausgerichtet und untrennbar mit einer bestimmten Werthaltung bei der Bewertung unterschiedlicher Lebensweisen verknüpft wird: „Kultur bezeichnet dann eine ausgezeichnete, letztlich für ‚jedermann‘ erstrebenswerte Lebensform“ (Reckwitz 2004, S. 4). Der Ursprung dieses Kulturbegriffs findet sich im um Hegemonie kämpfenden Bürgertum, das sich gegenüber dem Adel sowie dem Proletariat und Bauernstand moralisch abzugrenzen versuchte und zu diesem Zweck den eigenen Lebensstil mit einem gewissen Universalismus vertrat. Der normative Kulturbegriff geht mit dem differenzialistischen Maßstab kultiviert und nichtkultiviert einher. Er kann als identitätsstiftendes Postulat des sich im 19. Jahrhundert konstituierenden Bürgertums gelten, das seine ideellen Werthaltungen aus einer auf Bildung, Persönlichkeitsentwicklung und Moral abzielende Lebensform gewinnt und diese Werte als universell gültige Kriterien eines guten und erstrebenswerten Lebens betrachtet. Damit ist selbstredend eine gewisse Geringschätzung und Abwertung anderer Lebensformen intendiert.

Als wichtige Vertreter werden benannt: Immanuel Kant, Thomas Mann, Theodor W. Adorno

2. Totalitätsorientierter Kulturbegriff (auch holistischer Kulturbegriff)

Den totalitätsorientierten Kulturbegriff führt Reckwitz auf Johann Gottfried Herder zurück. Kultur und Gesellschaft werden mit einander identifiziert, somit sind Gesellschaften „ganze Lebensformen“ von Gemeinschaften. Im Gegensatz zum normativen Kulturbegriff erkennt das totalitätsorientierte Kulturverständnis die Verschiedenartigkeit von Kulturen an. Die Kopplung von Kultur als Lebensformen an einzelne „Kollektivsubjekte“ – Völker, Nationen, Ethnien und Kulturkreise –,

²¹ Die Bezeichnung der verschiedenen Typen ist bei Reckwitz aus meiner Sicht teilweise etwas unglücklich. Um nicht zu verwirren werde ich jedoch im Folgenden die Begrifflichkeiten beibehalten

und damit an Gemeinschaften, ist für das totalitätsorientierte Kulturverständnis charakteristisch (Reckwitz 2004, S. 5). Es sind nicht einzelne Symbole, Zeichen und Orientierungssysteme, sondern ganze Lebensformen, die von diesem Kulturverständnis unterschieden werden und scheinbar untrennbar an bestimmte Gemeinschaften gebunden sind. Diese Lebensformen sind weder austausch- noch kombinierbar, nach innen homogen und nach außen abgeschlossen (Reckwitz 2004, S. 6). Eine weitere Unterscheidungsebene bildet die Kultur-Natur – Linie: Kultur bezeichnet alles das, was nicht »Natur« ist, also alles vom Menschen Geschaffene. Für die Kultur im totalitätsorientierten Verständnis ist folglich der Mensch, der eine gewisse Kulturbedürftigkeit besitzt, entscheidend. Seine Bedürftigkeit veranlasst ihn dazu, Institutionen zu schaffen, die in der Lage sind, menschliche Mängelsituationen zu kompensieren (Reckwitz, S. 6). Unter dieser Vorbedingung können Kultur und Gesellschaft als Einheit identifiziert werden, die die unterschiedlichen Lebensformen untrennbar an einzelne Kultursubjekte bindet und damit räumlich verortet.

Als wichtige Vertreter dieses Kulturbegriffs werden Johann Gottfried Herder, Samuel P. Huntington, Arnold Gehlen, Charles Tyler benannt.

3. Differenzierungstheoretischer Kulturbegriff

Das differenzierungstheoretische Verständnis des Kulturbegriffs lässt den Bezug auf ganze Lebensweisen hinter sich und bezieht sich auf das enge Feld der Kunst, der Bildung, der Wissenschaft und sonstiger intellektueller Aktivitäten, also auf sozial ausdifferenzierte Teilsysteme der modernen Gesellschaft. Grundlegend besteht hier noch eine Verwandtschaft zum normativen Kulturbegriff, die Differenzierung erfolgt durch die deskriptive begriffliche Ausdeutung bürgerlicher »Hochkultur«, das heißt auf jene hochkulturellen „Objektivationen“ (Theater, Oper, Vernissage usw.), die das Bürgertum konsumiert, um sich von der Massen- oder Volkskultur abzugrenzen. Wo eine eindeutige Zuordnung in ein ästhetisches Teilsystem zweifelhaft erscheint, gilt der differenzierungstheoretische Kulturbegriff nicht mehr als Ausdruck der Hochkultur, sondern wird funktionalistisch umgedeutet als spezifisches soziales Teilsystem, das zum Bestand der modernen Gesellschaft bestimmte funktionale Leistungen erbringt (Reckwitz 2004, S. 6).

Als bedeutende Vertreter werden benannt: T.S. Eliot, Friedrich H. Tenbruck, Talcott Parsons.

4. Bedeutungsorientierter Kulturbegriff

Der bedeutungsorientierte Kulturbegriff geht aus vier kulturtheoretischen Diskursen hervor: Phänomenologie und Hermeneutik, Strukturalismus, Pragma-

tismus und der Sprachphilosophie Wittgensteins. Im Gegensatz zum totalitätsorientierten Kulturbegriff beinhaltet dieses Kulturverständnis eine theoretische Begründung: Verhaltenskomplexe entstehen demnach vor dem Hintergrund einer spezifischen Form der sinnhaften und bedeutungsorientierten Weltinterpretation, reproduzieren sich und verändern sich. Das heißt, Kultur ist ein kollektivverbindliches Zeichen-, Wissens- und Orientierungssystem in Form von expliziten (erklärten) und impliziten (inbegriffenen) Wissensbeständen. Dieses Wissen beinhaltet zum Beispiel Ziele, Regeln (insbesondere soziale Normen und die sie fundierenden Werte) und Geschichten. Vor diesem Hintergrund ist die Welt immer nur als Bedeutungswelt erfahrbar; die Funktion des Symbolischen ist somit die Vorbedingung für alles Erfassen von Gegenständen und Sachverhalten. Diese Sinn- und Unterscheidungssysteme, generiert in Symbolen, stellen somit den notwendigen handlungskonstitutiven Hintergrund aller sozialen Praktiken dar und bilden die sinnhaften Elemente der Kultur (Reckwitz 2004, S. 7).

Als Vertreter nennt Reckwitz: Claude Levi Strauss, Ulrich Oevermann, Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Alfred Schütz, Erving Goffmann, Clifford Geertz, Charles Taylor.

4.2 Familienbegriff

Auf den Familienbegriff – die zweite Komponente des noch zu definierenden Begriffspaares Familienkultur – soll hier nicht so detailliert eingegangen werden wie auf den Kulturbegriff. Dennoch werde ich knapp einige zentrale Merkmale von Familien herausarbeiten, die für die folgenden Ausführungen bedeutsam sein werden.

Die meisten Menschen nehmen gemeinhin an zu wissen, was sich hinter dem Begriff Familie verbirgt. Schließlich ist die Mehrheit der Menschheit mehr oder weniger im Laufe des Lebens mit Familie oder Familien konfrontiert. Unser breites Alltagswissen zum Themenkomplex Familie erleichtert jedoch eine präzise Begriffsbestimmung nicht unbedingt. In der psychologischen, soziologischen und pädagogischen Literatur kursieren zahlreiche Definitionen von Familie. Für den vorliegenden Zusammenhang werde ich die Familie anknüpfend an Karl Lenz und Lothar Böhnisch anhand ihres bestimmenden Merkmals definieren: „Das zentrale Kennzeichen von Familie ist die Zusammengehörigkeit von zwei (oder mehreren) aufeinander bezogenen Generationen, die zueinander in einer Elter-Kind-Beziehung stehen. Von der Kind-Position aus gesehen handelt es sich um die Herkunftsfamilie, von der Eltern-Position aus um die Eigenfamilie“ (Lenz/ Böhnisch, 1997, S. 28). Ergänzt werden kann diese Umschreibung mit einer Definition von Schneewind, der den Fokus auf die Struktur der familialen Beziehungen lenkt: „Familien werden als

Personengruppen mit gemeinschaftlichem Lebensvollzug bezeichnet. Genauer: Familien sind intime Beziehungssysteme, die den Kriterien der raum-zeitlichen Abgrenzung, der Privatheit, der Dauerhaftigkeit und der Nähe genügen“ (Schneewind, 1999).

Diese beiden Definitionen für das, was wir Familie nennen, eröffnen viele Gestaltungsmöglichkeiten. Bei der Betrachtung der Geschichte der Familie ist zu erkennen, dass Familienformen und familiäre Beziehungsstrukturen einem historischen Wandel unterliegen. In unseren Breitengraden war bis vor einigen Jahrhunderten die allgemein verbreitete Familienform – und außerhalb dieser Form existierten kaum gesellschaftlich anerkannte Lebensformen – die des so genannten ‚Ganzen Hauses‘ (vgl. Meyer, 1992). Im ‚Ganzen Haus‘ lebte eine Vielzahl von Personen zusammen, teils Familienangehörige, teils Nichtverwandte, die eine Haus- und Versorgungsgemeinschaft bildeten. Die Beziehungen waren kühl-distanziert, das ‚Ganze Haus‘ war eine Zweckgemeinschaft, keine emotional verbundene Gruppe. Es war eine Produktions-, Erwerbs-, Arbeits-, Besitz-, Verbrauchs- und Versorgungsgemeinschaft, erfüllte also bedeutsame ökonomische Aufgaben. Darüber hinaus erfüllte das ‚Ganze Haus‘ rechtliche, sozialisatorische und religiöse Aufgaben.

Erst mit der zunehmenden Industrialisierung und der Herausbildung des Bürgertums ab dem 18. Jahrhundert entstand die Idee einer auf emotional-intime Funktionen ausgerichteten Kleinfamilie. Das in diesem Zusammenhang entstandene Ideal der Liebesheirat und die Idee der Kleinfamilie mit ihrer ganz spezifischen Geschlechterrollenverteilung gewann im 19. Jahrhundert eine enorme ideelle Breitenwirkung, konnte aber aufgrund ökonomischer Zwänge nur im Bürgertum umgesetzt werden (Peuckert, 2004). In Folge des so genannten Wirtschaftswunders, der Entfunktionalisierung der Familie durch staatliche Absicherung gegen sämtliche Lebensrisiken, einer auf die Kleinfamilie ausgerichteten Politik und einer deutlichen Verbesserung der Lebensverhältnisse setzte sich zum Ende der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts die auf emotional – intime Funktionen spezialisierte Kleinfamilie als Massenphänomen durch, bestehend aus einem verheirateten Ehepaar und dessen Kinder. Geprägt ist diese Art der Kleinfamilie von einer spezifischen Geschlechterrollenaufteilung – der Familienvater als Hauptverdiener, die Mutter als Hausfrau, maximal als Zuverdienerin (Peuckert, 2004). Nach Parsons (1976) ist die Herausbildung dieser Familienform als Resultat eines komplexen gesellschaftlichen Modernisierungs- und Evolutionsprozesses anzusehen, in dem die funktionale Ausdifferenzierung das zentrale Gliederungsprinzip darstellt. Nach Meyer (1992) bildete die Kleinfamilie die Vorstufe für die Pluralisierung und Differenzierung privater Lebensformen. Seit Mitte der 60er Jahre ist zu beobachten, wie diese Ausdifferenzierung stattfindet (Meyer, 1992). Aufgrund verschiedener gesellschaftlicher Entwicklungen sind neben der traditionellen Kleinfamilie vermehrt andere gesellschaftlich akzeptierte Lebens- und Familienformen entstanden, die heute nicht mehr wegzudenken sind und den gegen-

wärtigen Diskurs über Familie prägen. Unter dem Begriff Familie verstehen wir heute Kleinfamilien – die vielfach andere als die traditionellen Geschlechterrollenverteilungen hervorgebracht haben -, genauso wie Ein-Elternfamilien, Familien mit Elternteilen des gleichen Geschlechts, Stief- und Fortsetzungsfamilien, Inseminationsfamilien, Adoptivfamilien und vieles mehr.

Diese strukturelle Beschreibung der Familienformen ist für den vorliegenden Zusammenhang hilfreich, weil sie den Blick für die Vielgestaltigkeit der Lebensform Familie öffnet und bereits erahnen lässt, dass es große Unterschiede zwischen verschiedenen Familien gibt.

Noch bunter wird das Bild, wenn wir uns bewusst machen, dass der familiäre Alltag – unabhängig von der Familienform – von einer Vielzahl von Gewohnheiten, im Sinne von „Erinnerungssedimenten, die nicht im Gedächtnis, sondern in den immer gleichen täglichen Rhythmen, in Körperbewegungen und Interaktionen gespeichert sind“ (Kaufmann, 1994, S.11), geprägt ist, um die herum das Leben organisiert wird. Wunderbar anschaulich herausgearbeitet hat dies der Soziologe Jean Claude Kaufmann in mehreren Veröffentlichungen (1994, 1997). Anhand einer Vielzahl von Interviews mit Paaren (Kaufmann, 1994) zeigt er, wie um die Verrichtung bestimmter Haushaltstätigkeiten – insbesondere um den Umgang mit der schmutzigen Wäsche – bestimmte, teils für Außenstehende absurde Gewohnheiten in Paarbeziehungen etabliert werden, die den Alltag und das Zusammenleben strukturieren. Die Gewohnheiten ergeben für die einzelnen Akteure Sinn, entziehen sich jedoch größtenteils rationaler Begründungen: Warum es für das eine Paar unverzichtbar ist, Socken und Unterwäsche zu bügeln, für ein anderes Paar nur die Vorstellung davon bereits grotesk ist, kann nur aus den Beziehungsstrukturen, Denkmustern und sozialen Hintergründen der Akteure verstanden werden – dem „Gewebe“ der Paarstruktur (Kaufmann, 1994, S. 13). Ein bedeutsamer Bestandteil dieses Gewebes sind die Strukturen der Beziehungen, die die einzelnen Akteure untereinander pflegen.

Mit der Untersuchung der Beziehungen zwischen Familienmitgliedern beschäftigt sich insbesondere die familienpsychologische Forschung. Deshalb soll im Folgenden zusätzlich ein an den Erkenntnissen der Familienpsychologie orientierter Zugriff auf Familie gewählt werden. Zur Erklärung der psychologischen Perspektive auf Familie und der Beziehungsstrukturen in Familien haben sich inzwischen mehrere theoretische Modelle etabliert. Die Familiensystemtheorie beispielsweise eröffnet eine Perspektive auf die Familie als Gruppe von Menschen, die von einer Vielzahl an Wechselwirkungen, einer bestimmten Formation von Binnenstrukturen und Außengrenzen, einem Ziel, bestimmten Regeln und Ritualen, etc. gekennzeichnet ist. Die Familienentwicklungstheorie verweist auf die Rollen der einzelnen Mitglieder einer Familie und auf Rollenveränderungen im Verlauf der Entwicklungsspanne der Familie. Die Familienstresstheorie gibt Einblicke in die Frage,

wie Familien Krisen und Stress bewältigen. Die Bindungstheorie eröffnet Erkenntnisse über die Qualität der Bindungen zwischen den Familienmitgliedern, insbesondere der Eltern-Kind-Beziehung.

Alle diese Theorien bilden ein wichtiges Instrumentarium für die Erfassung und Darstellung verschiedener Familienrealitäten. Unter den Stichworten Familiendimensionen und Familientypen wurden unter Zuhilfenahme der genannten Theorien verschiedene Konzepte zur empirischen Erfassung familiärer Beziehungsstrukturen herausgearbeitet, die dazu dienen sollen, die verschiedenen Ausformungen innerfamiliärer Beziehungsstrukturen zu systematisieren. Drei dieser Konzepte werden in deutschsprachigen familienpsychologischen Veröffentlichungen häufig zitiert. Diese möchte ich hier exemplarisch vorstellen:

a) Familienklima (vgl. Schneewind, 1999, S. 105f)

Der Familienklimaansatz geht zurück auf den amerikanischen Familienpsychologen Moos. Die Idee des Ansatzes ist, dass es einige zentrale Dimensionen gibt, nach denen Familienklimata unterschieden werden können. In der deutschen Adaption seiner Arbeit werden die ursprünglich zehn Aspekte in drei übergeordnete Strukturdimensionen zusammengefasst, auf denen das Familienklima jeweils in Form einer Skala erfasst werden kann:

1 Positiv – emotionales Klima

Harmonisches, auf wechselseitiges Verständnis und emotionaler Zuwendung beruhendes Familienleben, in dem auch Konflikte in einer weitgehend befriedigenden Weise geregelt werden können

Geringe Familiensolidarität, hohes Konfliktpotential, Umgang mit Konflikten wird als wenig befriedigend erlebt

2 Anregendes Klima

Offenheit der Familienmitglieder nach Innen und Außen, Austausch über Erfahrungen komplikationslos möglich, aktive Bemühungen, neue Erfahrungen im sozialen, kulturellen und Freizeitbereich zu sammeln

Familienleben durch hohes Maß an Eintönigkeit geprägt, gekennzeichnet von Passivität und emotionaler Ausdruckslosigkeit

3 Normativ-autoritäres Klima

Stark ausgeprägte Normorientierung, starre Einhaltung und Überwachung familieninterner Regeln, geordneter und vorhersehbarer Ablauf des Familienlebens, starke Orientierung an Leistung und Erfolg

Geringe Normorientierung, Umgang mit Familienregeln flexibel und wenig konsequent. Weniger Wert auf Zusammenleben, in dem Ordnung, Planung und Leistungsethos dominante Prinzipien sind

Die jeweiligen kennzeichnenden Familienmerkmale lassen sich nicht nur auf das Gesamtsystem der Familie übertragen, sondern auch auf Subsysteme, wie die Partnerbeziehung oder die Geschwisterbeziehungen.

b) Circumplex-Modell (Schneewind, 1999, S. 106f)

Ein anderes Modell zur Klassifizierung und Typisierung stellt das von Olson und Mitarbeitern entwickelte Circumplex Modell dar.

Olson unterscheidet zwischen drei Dimensionen (in späteren Veröffentlichungen fügt er teilweise noch eine vierte Dimension zu):

- Kohäsion bezeichnet das Ausmaß an emotionalen Bindungen, die die Familienmitglieder untereinander haben. Innerhalb dieser Dimension werden wiederum vier Kategorien unterschieden: losgelöst, getrennt, verbunden, verstrickt. Anhand dieser Dimension und ihren Kategorien werden verschiedene Beziehungsaspekte und Lebensbereiche der Familienmitglieder betrachtet: Emotionale Bindungen, Gegenseitige Abhängigkeiten, Familiäre Grenzen, Koalitionen, Zeit, Freiraum, Freunde, Entscheidungen treffen, Interessen und Erholungsmöglichkeiten
- Anpassungsfähigkeit (in neueren Veröffentlichung bezeichnet Olson diese Dimension als Flexibilität) bezeichnet die Fähigkeit eines Ehe- oder Familiensystems, seine Machtstruktur, Rollenbeziehungen und Beziehungsregeln im Hinblick auf situations- und entwicklungsbezogenen Stress zu verändern. Olson unterscheidet zwischen vier Abstufungen: chaotisch, flexibel, strukturiert, rigide, und wendet diese wiederum auf beziehungsrelevante Variablen an: Durchsetzungsvermögen, Kontrolle, Disziplin, Aushandeln, Rollen, Regeln, Systemfeedback
- Kommunikation bezeichnet die dritte Dimension, die quer liegt zu den beiden vorhergehenden. Olson bezeichnet Kommunikation als unterstützendes Moment der anderen beiden Dimensionen.

Aus den Dimensionen Anpassungsfähigkeit und Kohäsion kombiniert Olson sechzehn Typen von Paar- und Familiensystemen, die unter anderem in familiendiagnostischen Verfahren Verwendung finden.

c) Familienparadigma (Schneewind, 1999, S. 109f)

Einen dritten Ansatz wählt Constantine (1986,1993 zit. nach Schneewind, 1999, S.109f). Er interpretiert Familientypen als Paradigmen, nach denen Familien ihre zentralen Wertvorstellungen ausrichten und die Wirklichkeit ihres Verständnisses von Familie und ihre sozialen Beziehungen konstruieren. Er beschreibt vier Familienparadigmen:

1. Das geschlossene Paradigma

Die Familienidentität steht an erster Stelle, erst danach kommt die Identität des Individuums

2. Das Zufallsparadigma

Antithese zum geschlossenen Paradigma, gekennzeichnet durch kreative Individualität und egalitäre Autonomie. Das Individuum hat Vorrang, „die kollektiven Bedürfnisse werden durch eine spontane Synergie von individueller Initiative und Einfallsreichtum befriedigt“ (Constantine, 1993, S. 46, zit. nach Schneewind, 1999, S. 109)

3. Das offene Paradigma

Synthese aus geschlossenem und offenem Paradigma; modernes, kommunikationsorientiertes, demokratisches Familiensystem. Bedürfnisse und Interessen einzelner Familienmitglieder werden mit den kollektiven verbunden. Gemeinsames Aushandeln widersprechender Tendenzen und intensive Kommunikation besitzen einen hohen Stellenwert.

4. Das synchrone Paradigma

Ruhiges, harmonisches Familienleben, beruhend auf unausgesprochenem Verständnis von Familienregeln, die von allen Mitgliedern unwidersprochen und ohne Aushandeln akzeptiert werden. Constantine verortet dieses Paradigma weniger in westlich individualistischen Kontexten, sondern verstärkt in kollektivistischen Gesellschaften.

Familien variieren also in Bezug auf ihrer äußere Form, sie weisen unterschiedliche, teils nur aus der Innensicht der Akteure verständliche Gewohnheiten auf, und bilden verschiedene Beziehungsstrukturen aus, verknüpft mit verschiedenen Vorstellungen darüber, wie Familie sein soll.

Damit kommt man dem Phänomen Familie bereits sehr nahe. Das alles erklärt jedoch noch unzureichend, warum für die meisten Individuen die Familie – auch in unserer Gesellschaft – einen zentralen Stellenwert besitzt. Diese Erscheinung kann nur aus der identitätsstiftenden Funktion der Familie für die Individuen erklärt werden. Die Familie stellt die erste Primärgruppe dar, in die ein menschliches Wesen nach der Geburt eintritt. In dieser Primärgruppe werden unvermeidbar normative Verhaltensmuster und kognitive Weltinterpretationsmuster vermittelt (vgl. Hauck, 2006, S. 116), die, zumindest vorerst, relativ unvoreingenommen geteilt werden. Nur aus der sozialen Interaktion mit den Mitgliedern dieser ersten Primärgruppe – später modelliert durch die Interaktion mit und in anderen Primärgruppen und die Übernahme der Perspektiven der Anderen, entstehen Selbstbewusstsein und Ich-Identität (vgl. Mead, 1975). Die Familie erweist sich bei näherer Betrachtung also als eine der zentralen Instanzen der Identitätsbildung der Individuen.

Verstärkt wird die Annahme der identitätsstiftenden Funktion der Familie – nicht nur in der Kindheit und Jugend, sondern auch im Erwachsenenalter – auch durch neuere sozialpädagogische Forschungsergebnisse (vgl. Stauber, 2007, S. 129ff).

4.3 Der Begriff der Familienkultur

Im Folgenden soll nun das aus „Familie“ und „Kultur“ gebildete Begriffspaar Familienkultur definiert werden. Bei der Definition des Begriffs handelt es sich nicht um eine dogmatische Begründung, sondern vielmehr um eine Erklärung der Absicht, wie der Begriff für die Untersuchung der Übergänge bei Pflegekindern gebraucht werden soll. Genau für diesen Zweck muss er von anderen Begriffen und Vorstellungen die – aus der wissenschaftlichen genauso wie aus alltäglichen Nutzung hervorgehen können – abgegrenzt werden. Ziel der Definition ist – anknüpfend an Wittgenstein – die Nutzbarmachung eines Begriffs. Wittgenstein selbst formuliert das in einem fiktiven Dialog sehr anschaulich: „Wir können für einen besonderen Zweck eine Grenze ziehen. Machen wir dadurch den Begriff erst brauchbar? Durchaus nicht! Es sei denn für diesen besonderen Zweck.“ (Wittgenstein, 1977, S. 59, zit. nach Hauck, 2004, S. 94).

Zurückgreifend auf die genannten Familiendefinitionen von Lenz und Böhnisch (1999) sowie von Schneewind (1999), sind Familien durch ihre Generationenbeziehung charakterisiert, sowie durch raum-zeitliche Abgrenzung, Privatheit, Dauerhaftigkeit und

Nähe. In sämtlichen anderen Dimensionen können sie, wie Schneewind (1999) mit Hilfe seiner verschiedenen Charakterisierungen der Familientypen und Familienklimata sehr anschaulich aufzeigt und wie wir auch aus der historischen Entwicklung der Institution Familie feststellen können, große Unterschiede aufweisen.

Wenn nun eine Komponente des Kulturbegriffs anknüpfend an Luhmann (1994) als Medium verstanden wird, Differenzerfahrungen zu umschreiben, liegt es nahe, auch die Differenzerfahrungen, die Menschen in der Begegnung mit verschiedenen Familien erleben, mit dem Kulturbegriff zu beschreiben.

Zu diesem Zweck muss ein Ansatz für die Beschreibung von Kultur gewählt werden, in dem sämtliche Differenzen, die für die Akteure wahrnehmbar sind, erfasst werden. Eine an den totalitätsorientierten Kulturbegriff angelehnte Definition scheint für die Erfassung verschiedener Dimension auf den ersten Blick einleuchtend, erweist sich aber in seiner Anwendung als äußerst problematisch, weil er das Bild einer einheitlichen und vor allem in sich abgeschlossenen Kultur suggeriert. Die Familienkultur stellt im Parsonsen Sinne eine Teilkultur der Gesellschaft dar, in der die Familienmitglieder sich neben anderen Kulturen bewegen. Das Verständnis der Familienkultur als Teilkultur führt jedoch für die Analyse der Kultur und der kulturellen Differenzen wenig weiter.

Wenn das Erleben der Akteure erfasst werden soll, dann muss ein bedeutungsorientierter, semiotischer Kulturbegriff gewählt werden, mit dessen Hilfe die subjektiven innerkulturellen Relevanzsysteme der Akteure und ihre Differenzerfahrungen beim Eintritt in eine neue Kultur erfasst werden können.

Bevor ich diesen semiotischen Kulturbegriff näher bestimmen kann, möchte ich die in der Familiendefinition von Lenz und Böhnisch vorgenommene Unterscheidung zwischen der aus der Kind-Position bestehenden Herkunftsfamilie und der aus der Eltern-Position bestehenden Eigenfamilie noch einmal aufgreifen. In die Herkunftsfamilie wird ein Kind hineingeboren. Die Eigenfamilie dagegen bedarf eines Gründungs- oder Entstehungsprozesses, der sich entweder im Laufe der Entstehung der Paarbeziehung zwischen dem Elternpaar vollzieht, oder, bei Alleinerziehenden ohne Partner, mit dem Eintritt des Kindes in das Leben des Elternteils beginnt. In diesem Entstehungsprozess etablieren sich, wie Kaufmann (1994, 1997) beschrieben hat, bestimmte Gewohnheiten, die sich aus dem, was die verschiedenen Mitglieder mitbringen, zu einem Gewebe verdichten.

Dieses Gewebe werde ich im Folgenden als Kultur bezeichnen, anknüpfend an Geertz' bedeutungsorientierte Kulturdefinition. Er bestimmt Kultur als ein „historisch überliefertes System von Bedeutungen, die in symbolischer Gestalt auftreten, ein System überkommener Vorstellungen, die sich in symbolischer Form ausdrücken, ein System mit dessen Hilfe die Menschen ihr Wissen vom Leben und ihre Einstellung zum Leben mitteilen, erhalten und weiterentwickeln“ (Geertz, 1997, S. 145). Kultur in diesem Sinne unterliegt immer wieder neuen Interpretationen und Bedeutungen, sie ist niemals objektiv und

zeigt sich in den alltäglichen Handlungen der Menschen.

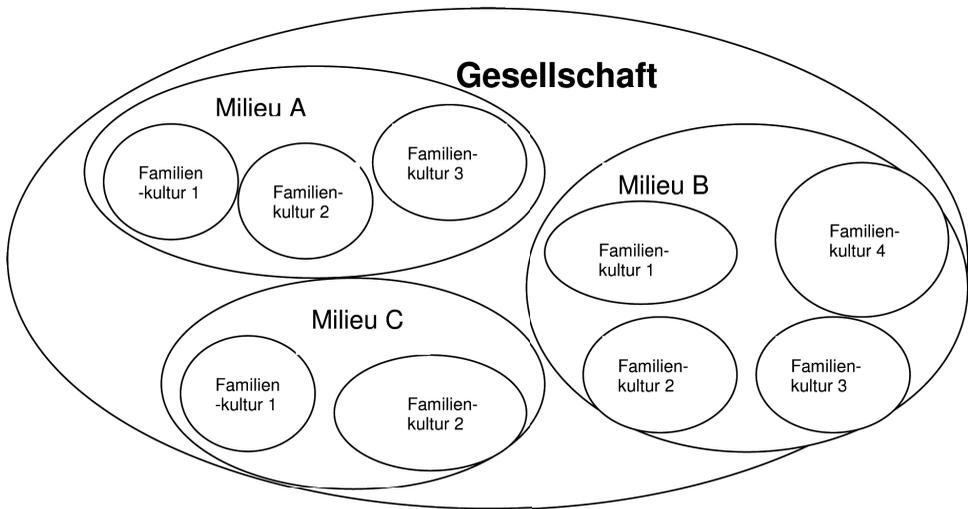
Eine Familienkultur kann daran anknüpfend als ein relativ dauerhaftes, aus dem Bedeutungssystem und den Vorstellungen, die die verschiedenen Mitglieder und Akteure mitgebracht haben, gemeinsam entwickeltes System von Bedeutungen definiert werden. Die Bedeutungen treten in symbolischer Gestalt auf und drücken sich in symbolischer Form aus. In den Handlungen der Mitglieder realisiert sich die Familienkultur. Abhängig von der Dauer und Intensität des gemeinsamen Lebensvollzugs sowie den Vorerfahrungen der Mitglieder und Akteure kann sich eine Familienkultur mehr oder weniger einheitlich bzw. widersprüchlich darstellen. Als Akteure werden all diejenigen Personen bezeichnet, die über einen längeren Zeitraum in der Kultur anwesend sind. Der Mitgliedsstatus dagegen ist an das subjektive Empfinden der Person gebunden, kurz: Mitglied ist, wer sich selbst als solches definiert. Familienkulturen sind subjektive Größen, das heißt, sie können sich aus der Sicht der verschiedenen Akteure und Mitglieder sehr unterschiedlich darstellen.

Symbole sind in diesem Zusammenhang in einem radikalkonstruktivistischen Sinne zu verstehen, das heißt, als Symbol kann all das dienen, mittels dessen sich die Mitglieder mitteilen und das auf grundlegende Bedeutungen hinweist. Symbole können sowohl stofflicher Natur sein (z.B. Wohnungseinrichtung), als auch nicht-stofflicher (z.B. Zeiteinteilung oder Kommunikation).

Mit der Verbindung der Idee eines Bedeutungsgewebes und den Handlungen der Menschen, in dem sich dieses Gewebe ständig symbolisch realisiert, grenzt sich der hier definierte Familienkulturbegriff in Anlehnung an den Geertschen Kulturbegriff ganz klar von einem rein psychologischen Verständnis von Kultur ab, das Kultur als mentale Repräsentationen versteht (laut Geertz: missversteht), die das Verhalten von Menschen lenken (vgl. Geertz, 1987, S. 17/18).

Zum besseren Verständnis des Familienkulturbegriffs ist es bedeutsam zu beachten, dass jede Familienkultur in eine bestimmte Gesellschaft, und innerhalb dieser Gesellschaft wiederum in ein bestimmtes Milieu eingebettet ist und von dieser Gesellschaft und dem einbettendem Milieu beeinflusst wird.

In einer Graphik veranschaulicht kann dies folgendermaßen aussehen:



Bei allen Unterschieden, die zwischen Familienkulturen bestehen können, ist davon auszugehen, dass eine Familienkultur nie in sich abgeschlossen und auch nie vollkommen einheitlich sein kann, sondern immer Überschneidungen mit anderen Kulturen ihrer Gesellschaft und ihres Milieus in hohem Maße aufweist sowie innere Unstimmigkeiten. Verschiedene Familienkulturen in einer bestimmten Gesellschaft weisen ein bestimmtes Maß an Überschneidungen auf, diese Überschneidungen nehmen mit der Beheimatung im selben Milieu tendenziell zu.

Der Familienkulturbegriff, der sich als das gemeinsame Bedeutungsgewebe der Mitglieder der Kultur versteht, bietet die Chance, Familien und ihre Bedeutungsstrukturen ganzheitlich zu betrachten, und damit wegzukommen von einer Aneinanderreihung verschiedener Faktoren, in denen Familien sich unterscheiden können. Die Erforschung einer Familienkulturen erfolgt dementsprechend in Form einer interpretierenden Suche nach Bedeutungen. Anknüpfend an das was Geertz über die Erforschung von Kulturen im allgemeinen festgehalten hat, geht es auch bei der Erforschung einer Familienkultur „um Erläuterungen, um das Deuten gesellschaftlicher Ausdrucksformen, die zunächst rätselhaft erscheinen“ (Geertz, 1987, S. 9).

Die Verbindung von Familie und Kultur birgt jedoch auch Risiken und der Familienkulturbegriff hat damit auch Grenzen. Je weniger Mitglieder eine Familienkultur hat, desto problematischer wird es, von einer Kultur zu sprechen. Im vorliegenden Zusammenhang

werde ich, auch anknüpfend an Kaufmann (1994, 1997), davon ausgehen, dass zwei Personen ausreichen, um mit ihren Gewohnheiten ein gemeinsames Gewebe und damit eine gemeinsame Kultur zu bilden.

4.4 Wie gehen Kulturen mit Fremden um?

Anknüpfend an die vorangegangene Definition von Familienkulturen lautet eine für die vorliegende Untersuchung wichtige Fragestellung, wie Pflegefamilien damit umgehen, wenn zu ihrer Familienkultur neue Akteure aus anderen Kulturen zustoßen und für kürzere oder längere Zeit am Leben der Kultur teilhaben oder gar dauerhaft Mitglieder der Kultur werden.

Bevor ich zur empirischen Untersuchung dieser und anderer Fragestellung anhand der Interviews mit Pflegekindern komme, möchte ich einen kurzen theoretischen Zugriff auf diese Fragen wagen.

Prinzipiell sind vier große Umgangsformen mit der Konfrontation mit anderen Kulturen denkbar:

1. Exklusion
2. Integration durch Assimilation
3. Vermischung der Kulturen oder Schmelztiegel
4. Verschiedene Kulturen existieren nebeneinander (Idee des Multikulturalismus)

Die dargestellten Formen gleichen Prototypen. Wie alle Typologisierung sind sie vereinfachend. Selbstverständlich lassen sich Abweichungen, Abschwächungen, sowie Zwischen- und Mischformen in unterschiedlichen Schattierungen finden.

Es ist anzunehmen, dass sich diese und ähnliche Umgangsformen mit neu hinzukommenden Pflegekindern auch in den Kulturen der Pflegefamilien wieder finden werden. Bevor diese untersucht werden sollen, möchte ich die vier Prototypen und deren Bedeutung für Pflegekinder kurz erläutern.

1. Exklusion und
2. Integration durch Assimilation sind Gegensatzpaare. Es ist jedoch davon auszugehen, dass genau diese Gegensätze in relativ starren und an Regeln orientierten (Familien-)kulturen regelmäßig gemeinsam zu finden sind. Exklusion bedeutet, dass Fremdes ausgeschlossen wird. Im Gegenzug muss der oder die Neuhinzukommende sich zum Zwecke der Integration sehr stark an die bestehende Kultur

anpassen, also sich durch ein hohes Maß an Assimilationsleistungen in die Kultur integrieren. Exklusions- und Assimilationskonzepte finden sich insbesondere in Kulturen, in denen Fremdes ein Bedrohungspotential für das Eigene aufweist. Als historisches Beispiel für eine Kultur mit einem hohen Maß an Exklusions- und Assimilationsmechanismen kann die jüdische Kultur des Alten Testaments dienen: Fremde mussten sich in dieser Kultur entweder in sämtlichen Lebensbereichen, insbesondere dem der Religion, assimilieren oder wurden komplett ausgeschlossen (Feldmeier, 1992, 1994).

Für Pflegekinder, die in eine Familie mit einem Exklusions- und Assimilationskonzept vermittelt werden, kann dies bedeuten, dass sie sich in einem sehr hohen Maße und in sehr kurzer Zeit an die Kultur der Pflegefamilie anpassen müssen und dann aber, wenn sie dies möchten, eine Integration in sehr hohem Maße erleben. Gelingt einem Pflegekind die Integration in die neue Familienkultur aus verschiedenen Gründen nicht, oder weigert es sich gar diese Anpassungsleistung zu erbringen, dann droht der Ausschluss aus der Pflegefamilie.

- 3.** Grundlegendes Merkmal des Vermischungskonzepts, das auch als Schmelztiegelkonzept bezeichnet werden kann, ist die Vermengung von Elementen der bestehenden Kultur und Elementen der Herkunftskultur des Fremden. Fremdes wird in diesem Konzept nicht als Bedrohung gesehen, sondern im Gegenteil, als Chance zur Bereicherung des Eigenen. Als historische und gegenwärtige Beispiele für Kulturen mit einem Schmelztiegelkonzept werden regelmäßig die Kultur des römischen Reichs (Gschössl, 2006) und die US-amerikanische Gegenwartskultur aufgeführt. Gemeinsam ist ihnen die Überzeugung, dass sich die eigene Kultur durch Einflüsse anderer Kulturen zum Besseren entwickeln kann.

In Bezug auf Pflegefamilien setzt das Schmelztiegelkonzept eine flexible Familienkultur voraus, die bereit ist für Wandel. Für Pflegekinder kann ein derartiges Konzept der Aufnahmekultur zu einem sanfterem Übergang verhelfen, bei dem sie langsam in das neue hineinwachsen können, eigenes Einbringen und auch dauerhaft in der neuen Kultur wieder finden können.

- 4.** Das Multikulturalismuskonzept geht von der Idee aus, dass verschiedene Kulturen nebeneinander existieren können. In Abgrenzung zur Schmelztiegel – Vorstellung, die davon ausgeht, dass die verschiedenen Kulturen sich einander zunehmend annähern und zusammen eine Neues, Gemeinsames formen, ist die bestimmende Idee des Multikulturalismus die bestehenden Kulturen zu erhalten (in Form eines Mosaiks – ein Stein am anderen) und von der Vielfalt der Verschiedenheit dauerhaft zu profitieren. Ein gegenwärtiges Beispiel ist für einen

multikulturellen Staat ist Kanada (Geißler, 2003).

Für Pflegekinder und Pflegefamilien würde ein Multikulturalismuskonzept bedeuten, dass dauerhaft verschiedene Familienkulturen nebeneinander leben. Für Pflegekinder kann dies den Vorteil bieten, dass sie ihre eigene Herkunftskultur weiter praktizieren können. Inwiefern eine Integration der Pflegekinder und ihrer Kultur in die Kultur der Pflegefamilie stattfinden kann, ist weitgehend abhängig davon, ob und in welchem Ausmaß die beiden Kulturen Überschneidungen aufweisen und mit diesen Gemeinsamkeiten einen kollektiven Grundbestand ausbilden können.

5. Der Übergang in die Familienkultur der Pflegefamilie: Belastungen und Entwicklungschancen

Wenn wir nun den Eintritt in die Pflegefamilie unter der Perspektive des Übergangs in eine neue Familienkultur betrachten, dann wird der Blick für die subjektive Bedeutung der Übergangssituation für die Pflegekinder und auch der anderen Akteure geschärft.

Die Perspektive der Familienkulturen, die hier auf die Bewältigungsaufgaben des Pflegekindes eingenommen wird, soll dazu dienen, die Aufgaben, die im Übergang auftreten, nicht nur in Form von Erfahrungen, die mit dem Verlust bestimmter Menschen und Dinge verbunden werden, zu betrachten. Sie geht auch weit über eine auf die Etablierung neuer Objektbeziehungen gerichteten Betrachtung der Übergänge hinaus, wie sie in der Integrationstheorie²² von Nienstedt/ Westermann (1999) beschrieben wird. Deutlich vielschichtiger sollen die kulturellen Brüche, der Verlust von Wert- und Orientierungssystemen, sowie das Unwissen des Pflegekindes um die symbolischen Formen und ihre Bedeutung für die Mitglieder der Pflegefamilie ins Blickfeld genommen werden.

Wenn wir die Aufgaben der Pflegeeltern und ihrer leiblichen Kinder unter einer Kulturperspektive betrachten, bedeutet dies, dass sie die Aufnahme eines Kindes aus einer anderen Kultur bewältigen müssen, in der andere Symbole und Bedeutungen vorherrschen als in der eigenen Kultur. Dies erfordert in der Regel eine enorme Offenheit für fremdes Verhalten, viel Geduld, Toleranz und Sensibilität für die Wahrnehmung der bei allen Beteiligten entstehenden Irritationen. Möglicherweise kann der Eintritt eines Pflegekindes in die Pflegefamilie die Infragestellung oder gar Veränderung bestimmter Dimensionen der Familienkultur mit sich bringen.

Für die Herkunftseltern und die leiblichen Geschwister der Pflegekinder bedeutet der Übergang des Kindes in eine neue Familie möglicherweise eine mit dem Leben in einer anderen Familienkultur einhergehende Entfremdung, sowie eine Infragestellung der eigenen Kultur beim Zusammentreffen.

Welche Bedeutung der Übergang von einer Familienkultur in eine andere für die Pflegekinder selbst hat und wie sie ihn erleben, soll im Folgenden näher untersucht werden.

Es sollen insbesondere die in der Übergangssituation entstehenden Belastungen und

²² Die Integrationstheorie von Nienstedt/ Westermann formuliert in Anlehnung an bindungstheoretische Erkenntnisse und psychotherapeutische Prozesse einen sehr standardisierten Verlauf der Integration eines Pflegekindes in die Pflegefamilie, bei dem auf eine erste Phase der Anpassung und Annahme die Wiederholung früherer familialer Beziehungsformen in der Übertragungsbeziehung folgt und darauf hin eine Phase der Regression, in der das Kind die Pflegeeltern als neue Eltern akzeptiert und wie ein kleines Kind beginnt Wünsche und Bedürfnisse zu äußern (vgl. Nienstedt/ Westermann, 1999, S. 791-798). Diese rein auf die Etablierung von Objektbeziehungen ausgerichtete Perspektive versperrt den Blick für die kulturellen Brüche und die Reorganisationsprozesse, die ein Kind beim Eintritt in die neue Kultur bewältigen muss.

Ressourcen betrachtet werden. Anknüpfend an das Modell der Belastungs–Ressourcen-Balance (Wolf, 2007) wird die Bewältigung von Belastungen in Situationen erschwert, in denen nicht ausreichend Ressourcen zur Verfügung stehen.

Das Modell der Belastungs-Ressourcen-Balance hat den Vorteil, dass es sowohl für die Theoriearbeit als auch für die praktische Implikation der Ergebnisse anwendbar ist.

Mit einer eher theoretisch ausgerichteten Perspektive ist von Interesse, wie genau Prozesse entstehen, die Belastungen hervorbringen, wie und welche Ressourcen den Belastungen entgegenwirken können und welche Wechselwirkungen zwischen Belastungen und Ressourcen beim Eintritt in die Pflegefamilie identifizierbar sind. Bei der Beobachtung der Prozesse, die Ressourcen hervorbringen, ist von Interesse, welches die für die Pflegekinder zentralen Ressourcen im Übergang sind, wie diese Ressourcen sich im Übergang zu positiven Prozessen verdichten können und welche neuen Entwicklungschancen daraus für Pflegekinder hervorgehen, die ihnen in ihren Herkunftsfamilien – oder an den anderen Orten, an denen sie sich vor dem Eintritt in die Pflegefamilie befunden haben – nicht offen standen.

Die praktischen Implikationen, die damit aus der Untersuchung der Übergänge folgen, beschäftigen sich folglich mit der Frage, welche spezifischen Ressourcen professionelle Soziale Dienste den Akteuren zur Bewältigung der Übergangssituation bereitstellen müssen – und auch welche besonderen Ressourcen Pflegeeltern ihren Pflegekindern im Übergang geben können, damit neue Entwicklungschancen für das Kind entstehen.

6. Empirisches Vorgehen

6.1 Rekonstruktive Verfahren

Unter dem Überbegriff qualitative Forschung werden sämtliche Forschungsansätze subsumiert, bei denen es um „eine Rekonstruktion sozialer Abläufe und die Herausarbeitung von Sinnstrukturen geht“ (Jakob, 1997, S. 125).

Die qualitativen Verfahren zeichnen sich methodologisch dadurch aus, dass die Forschenden möglichst wenig in den Prozess eingreifen und so den Beforschten die Gelegenheit geben, ihre individuellen Relevanzsysteme zu entfalten.

Mit dem Zusatz rekonstruktiv werden diejenigen qualitativen Methoden versehen, bei denen explizit keine Hypothesen an das Material herangetragen werden. Forschende lassen sich in der Analyse einzig durch das von den Beforschten gelieferte oder mit ihnen gemeinsam erarbeitete Material leiten.

Als Voraussetzung dafür wird in der Regel die ethnographische Perspektive der Forschenden angesehen. Sie stellt eine „grundlegende Erkenntnishaltung des empathischen Fremdverstehens“ (Schütze, 1994, S. 201) dar. Schütze definiert den Begriff der Ethnographie als „[im] weiten Sinne einer (grundlegenden) frageoffenen, szenisch-interaktiven, Primärmaterial-bezogenen, symbolisierungsinterpretativen, empathisch fremdverstehenden Erkenntnishaltung“ (Schütze, 1994, S. 201).

Prinzipielle Offenheit gegenüber den zu erforschenden Phänomenen und ein verfremdender Blick auf zu erkundende Phänomene gelten als Fundamente der ethnographischen Sichtweise.

Das beinhaltet folgende zentralen Prinzipien:

Abwehr von Einvernahme (Nostrifizierung)

Nostrifizierung bedeutet hier die Andersartigkeit der Untersuchten und ihren Lebenswelten und -realitäten zu dementieren und beobachtete Erscheinungen und vom Untersuchten gemachte Aussagen im Rahmen des eigenen Bezugs- und Wertesystems zu interpretieren.

Abwehr von verdinglichender Fremdmachung

Verdinglichende Fremdmachung bedeutet hier, jegliche Gemeinsamkeiten mit den Erforschten zu dementieren, diese einzig in ihrer absoluten Andersartigkeit darzustellen und im extremsten Fall die Erforschten vom Subjekt zum Objekt zu degradieren. Dabei wird jeglicher Verständniszugang sowie die Möglichkeit eines Perspektiventauschs unmöglich.

Da die Lebens- und Erfahrungswelten von SozialwissenschaftlerInnen und ihren Erforschten in der Regel sehr gegensätzlich sind, kann es zu einer „Rätselhaftigkeit und Verslossenheit der Lebensrealität“ (Schütze, 1994, S. 193) der Erforschten bei den SozialwissenschaftlerInnen kommen. Ethnographische Methoden dienen dazu, die Welt-sicht der Betroffenen zu erfassen. Ziel ist es, Handlungsschemata der Erforschten sowie ihre Systeme sozialer Kategorisierung herauszuarbeiten. So kann das, was die Lebenswelt und Lebensführung der Betroffenen prägt (Wissenshorizont im Lebensmilieu, Haltung zu Anderen, zur Gemeinschaft, zu Außengruppen sowie zur Welt; zusätzlich: zur Verfügung stehendes Handlungsinventar, das zur Lösung von Krisen und Problemen bereitsteht) aufgedeckt und analysiert werden.

Ziel jeder Anwendung ethnographischer Methoden ist die ganzheitliche Erfassung der Lebenswelt der Erforschten im Unterschied zur partiellen Erfassung.

Dies impliziert die Erfassung des Lebensmilieus, der sozialen Netzwerke und der Verflechtungen mit Institutionen sowie die Erfassung des kulturellen Orientierungsrahmens. In der Analyse soll eine ganzheitliche Sichtweise der Menschen und Phänomene und deren Lebenswelten, Sinn- und Wertbezüge erlangt werden.

Als besonders häufig angewandte Methoden werden teilnehmende Beobachtung, Interaktionsanalyse, narrative Interviews und Gruppendiskussionen diskutiert. Diese erscheinen gemeinhin besonders geeignet um die unterschiedlichen Realitätsbezüge der Erforschten offen zu legen. Bei hoher Sensibilität der ForscherInnen stellen sie darüber hinaus Materialien dar, die die Betroffenen und ihre Sinnggebung zu Wort kommen lassen, und den Einfluss der ForscherInnen auf ein Minimum reduzieren können. Jedoch dienen auch beispielsweise ethnographische Berichte, Aktualtexte und Experteninterviews als reichhaltige Quellen zur Erfassung der vielschichtigen Lebenswelten von Menschen. Für Fritz Schütze spielen darüber hinaus, was übrigens in der klassischen ethnologischen und sozialanthropologischen Forschung sehr umstritten ist, biographieanalytische Forschungsverfahren eine bedeutende Rolle für die ganzheitliche ethnographische Aufnahme, da diese zur Erfassung der Lebensgeschichte als Entfaltungsgeschichte der eigenen Identität dienen.

6.2 Übergangsforschung

Als Klassiker der Übergangsforschung gilt bis heute der Ethnologe Arnold van Gennep. Er erforschte zu Beginn des 20. Jahrhunderts Übergangsriten in verschiedenen außereuropäischen Kulturen. Fortwährend betonte er, dass menschliche Biographien durch Übergänge strukturiert werden. Nach van Gennep „ist es das Leben selbst, das die Übergänge von einer Gruppe zur anderen nötig macht“ (van Gennep, 1986, S. 15). Weiterentwickelt wurde

van Genneps Ansatz von Glaser und Strauss (1971) im Konzept der Statuspassage. In der gegenwärtigen Lebenslaufforschung stellt der Begriff des Übergangs ein Leitkonzept dar. Sackmann und Wingens (2001, S. 19) definieren Übergänge im Kontrast zum Ereignisbegriff „nicht nur als punktförmigen Zustandswechsel, sondern prozesshaft [...] also [als Veränderungen im Lebensverlauf], die mehr oder weniger Zeit in Anspruch nehmen [können]“. Aufgrund der guten Operationalisierbarkeit des Übergangskonzeptes bezeichnen die genannten Autoren die gegenwärtige Lebenslaufforschung als Übergangsforschung. Aus einer sozialwissenschaftlich geprägten Perspektive beschreiben Walter und Stauber (2007) in ihren neusten Studien Übergänge „als Vermittlungsaufgabe zwischen individuellem menschlichen Leben und gesellschaftlicher Struktur“ (Stauber/Pohl/Walther, 2007, S. 19). Sie stellen heraus, dass die Untersuchung von Übergängen aus zwei Perspektiven erfolgen muss: a) aus einer strukturellen Perspektive (Übergangsstrukturen) und b) aus der Innensicht der Individuen (subjektives Erleben des Übergangs). Im Prozess gesellschaftlicher Wandlungen verändern sich die Strukturen des Übergangs. Veränderte Übergangsstrukturen wirken wiederum auf das subjektive Erleben des Übergangs zurück. Die Bedeutung des subjektiven Erlebens von Übergängen spiegelt sich insbesondere im Zusammenhang zwischen Identität und Übergängen wieder. Diesen hat der französische Philosoph Michel Serres in seinen – teilweise sehr poetisch anmutenden – Werken immer wieder betont. Ihm zufolge bringt jeder Übergang eine Identitätsentwicklung und -veränderung mit sich. Gleichzeitig basiert menschliche Weiterentwicklung und die individuelle Bildungsgeschichte unumgänglich auf - nicht immer einfachen - Übergängen: „[...] Aucun apprentissage n'évite le voyage. Sous la conduite d'un guide, l'éducation pousse à l'extérieur. Pars: sors. Sors du ventre de ta mère, du berceau, de l'ombre portée par la maison du père et des paysages juvéniles. Au vent, à la pluie: dehors manquent les abris. Tes idées initiales ne répètent que des mots anciens. Jeune: vieux perroquet. Le voyage des enfants, voilà le sens nu du grec pédagogie. Apprendre lance l'errance“ (Serres, 1991, S. 28).

Aus einer weniger philosophischen und mehr sozialwissenschaftlichen Sicht lassen sich verschiedene theoretische Verankerungen für die Erforschung von Übergängen herausarbeiten (vgl. Sackmann/ Wingens, 2001, S.22):

- Übergänge können im Zusammenhang mit der Rollentheorie als Eintritt in neue Rollen und Verlassen alter Rollen verstanden werden;
- im Zusammenhang mit der Stresstheorie werden Übergänge auf ihren stressverursachenden Charakter untersucht;
- in der Lebenslaufsoziologie werden Übergänge im Zusammenhang mit dem „Timing“ von Ereignissen untersucht und Verschiebungen des „Timings“ analysiert;

- in der Bildungsforschung werden Übergänge als Statuswechsel betrachtet, die sozial normiert sind und mit einem zu bewältigendem Wechsel von Identitätssegmenten verbunden sind

Die gegenwärtige hiesige Übergangsforschung, die sich explizit als solche versteht, beschäftigt sich nahezu ausschließlich mit der Untersuchung des Übergang zum Erwachsensein²³. Aus den Ergebnissen dieser Übergangsforschung werden dann Theorien des Übergangs abgeleitet. Der positive Effekt ist, dass wir durch diese Studien ein sehr detailliertes Bild des Übergangs zum Erwachsensein erhalten haben und methodische Anforderungen für die Übergangsforschung herausgearbeitet wurden. Bedauerlich ist, dass andere relevante Übergänge in der Sozialforschung bisher nicht ausreichend beachtet wurden. Bei der Erforschung des Übergangs zum Erwachsensein handelt es sich um einen normativen Übergang, den alle menschlichen Individuen – selbstverständlich mit großen interindividuellen Unterschieden und noch größeren interkulturellen Unterschieden – erleben.

In Abgrenzung dazu handelt es sich bei der vorliegenden Studie um die Untersuchung eines nicht-normativen Übergangs. Nur ein sehr geringer Anteil der Kinder in unserer Gesellschaft erlebt diesen Übergang. Bis heute wurde das subjektive Erleben bei nicht-normativer Übergängen kaum erforscht. Methodisch kann die Untersuchung nicht-normativer Übergänge an die Untersuchung normativer Übergänge anschließen, indem sie Übergangsstrukturen und subjektives Erleben der Akteure in den Blick nimmt.

Gleichzeitig ist es bedeutsam bei der Erforschung der Übergänge bei Pflegekindern immer mitzudenken, dass es sich nicht um einen gesellschaftlich vorgesehenen Übergang handelt. Die Abweichung von der Normalität, das Besondere und die daraus entstehenden Belastungen für die Akteure müssen bei der Analyse in hohem Maße Beachtung finden. Darüber hinaus soll durch die hier erfolgte Rahmung als kulturelle Übergänge die Möglichkeit entstehen, verschiedene Aspekte des Übergangs zu beleuchten: Status- und Rollenwechsel der Akteure; Verhalten der in die Kultur Eintretenden sowie der Akteure der Aufnahmekultur; Stress und Belastungen beim Kulturwechsel; Ressourcen, die im Übergang neue Entwicklungschancen eröffnen.

23 Vgl. hierzu Strauber/ Pohl/ Walter, 2007

6.3 Forschungsmethoden²⁴

Die Datenerhebung für die Studie erfolgte in einer Kombination mehrerer Interviewverfahren (Triangulation). Im Mittelpunkt standen mehrteilige Interviews mit ehemaligen, heute erwachsenen Pflegekindern. Darüber hinaus wurde gemeinsam mit den drei Gesprächspartnern, mit denen die Interviews für die vorliegende Arbeit geführt wurden, eine Gruppendiskussion geführt.

6.3.1 Das biographisch-fokussierte Interview

Das biographisch – fokussierte Interview umfasste zwei Teile²⁵:

1. ein narrativer Interviewteil, in dem die gesamte Lebensgeschichte nach einer Erzählaufforderung erzählt werden soll, einschließlich des immanenten Nachfrageteils, der weitere Narrationen auslösen soll und anschließend
2. ein fokussierter Interviewteil, in dem die Stationen der Lebensgeschichte auf einem Zeitstrahl visualisiert werden und die InterviewpartnerInnen hinsichtlich der Merkmale und Prozesse gezielt befragt werden (besondere Belastungen und Ressourcen, kritische Lebensereignisse, eigene Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten, Netzwerkbeziehungen und weiteres).

Da die Zeit in der Pflegefamilie in ihrer Einbettung in die gesamtbiografischen Verläufe betrachtet werden soll, sind narrative Interviews besonders gut geeignet, komplexe Daten insbesondere zum Erleben hervorzubringen. Den erwachsenen Gesprächspartnern gelang es relativ leicht biographische Linien bei der Rekonstruktion ihrer Erfahrungen zu zeichnen.

Im fokussierten Interviewteil sollen weitere, spezifische Informationen zu den wichti-

²⁴ Die Daten wurden im Rahmen der Pilotstudie „Aufwachsen in Pflegefamilien aus der Sicht der Pflegekinder“ erhoben. Die Ausführungen zur Datenerhebungen sind daher stark angelehnt an die Beschreibungen im Untersuchungsdesign der Pilotstudie, siehe: <http://www.foster-care-research.org/documents/Pilotstudie%20Pflegekinder.pdf> , 04.10.07

²⁵ Aufgrund der Einbettung der vorliegenden Arbeit in die o.g. Studie, bei der die Entwicklung von Methoden zur Befragung ehemaliger Pflegekinder im Mittelpunkt stand, wurden die hier dargestellten Erhebungsmethoden bei den drei InterviewpartnerInnen teilweise variiert: Bei der Interviewpartnerin Iris erfolgte die Erhebung in abgekürzter Form (ohne visuelle Darstellung im Zeitstrahl), bei Matteo fanden das biographische und das fokussierte Interview – auch aufgrund eines technischen Problems - im Rahmen von zwei Interviews statt, nur bei Kusuma wurde das Interview vollständig nach dem beschriebenen Vorgehen durchgeführt.

gen Ereignissen gewonnen werden. Die vorliegenden Interviews haben deutlich gezeigt, dass dies sehr ergiebig sein kann und einzelne Dimensionen - wie zum Beispiel Veränderungen in den privaten Netzwerkbeziehungen - nur so hinreichend systematisch erfasst werden können.

Da alle InterviewpartnerInnen mit einem rein biographischen Interview nach Schütze überfordert waren, wurde nach Schlüsselstationen in ihrem Leben – unter anderem als Pflegekind - gefragt. Durch diese Art von Fragen sollten Erlebnisinhalte aktiviert werden, und Narrationen ausgelöst werden. Gleichzeitig sollte den Befragten das Gefühl eines für sie überschaubaren Erzählabschnitts vermittelt werden.

Als Schlüsselerlebnisse zum Leben in der Pflegefamilie wurden thematisiert: letzter Tag in der Herkunftsfamilie, erste Begegnung mit der Pflegefamilie, erste Mahlzeit in der Pflegefamilie, erster Tag in der Pflegefamilie, erste Begegnung mit der Herkunftsfamilie nach der Inpflegegabe, Gestaltung der Besuchskontakte, erster Geburtstag in der Pflegefamilie, Situationen, in denen die „doppelte Elternschaft“ erklärt werden musste (z.B. in der Schule, im Vorstellungsgespräch, in Freundschaften, o.ä.), schwierige Situationen in der Beziehung zur Pflegefamilie, z.B. in der Pubertät (v.a. bei ansonsten positiven Verläufen).

Bei der Interviewpartnerin, die zum Zeitpunkt des Interviews schon längere Zeit nicht mehr bei der Pflegefamilie wohnte zusätzlich: Auszug bei den Pflegeeltern, Entwicklung der Beziehung nach dem Auszug.

Der narrative Teil wurde in allen Interviews mit einem immanenten Nachfrageteil abgeschlossen. Hier wurden die im Interview angesprochenen Belastungssituationen wieder aufgegriffen und die Interviewten wurden darum gebeten, nochmals detaillierter über die Situationen zu berichten, ohne dass die Interviewerin eine Deutung als Belastungssituation vorgab.

Im darauf folgenden fokussierten Interviewteil wurde eine graphische Visualisierung des Lebenslaufes angeregt: Die einzelnen Stationen wurden auf einem Zeitstrahl eingezeichnet und hinsichtlich der vorher dargestellten Dimensionen abgefragt. Außerdem wurde eine Eigenbilanz der Interviewten zum Pflegeverhältnis angeregt.

Folgende Fragen standen dabei im Zentrum:

- Von welchen Erfahrungen, Ereignissen und Situationen würden Sie jetzt im Rückblick auf Ihren Lebenslauf sagen, dass sie eine Belastung darstellten?
- Gibt es Belastungen in Ihrem jetzigen Leben, die Sie auf frühere Erfahrungen zurückführen?
- Welche Faktoren haben aus Ihrer Sicht dazu geführt, dass das Leben in der Pflegefamilie für Sie eher positiv/ eher negativ war?

- Können Sie sich selbst vorstellen ein Pflegekind aufzunehmen? Was würden Sie anders machen als Ihre Pflegeeltern, was genauso?

Vor Beendigung des Interviews wurden die InterviewpartnerInnen gefragt, ob sie noch etwas berichten möchten. War dies nicht der Fall, wurde mit ihnen die weitere Verwendung des Materials besprochen. Mit den InterviewpartnerInnen wurden außerdem Absprachen darüber getroffen, ob sie ggf. für ein weiteres Interview zur Verfügung stehen und ob sie evtl. bereit wären an einer Gruppendiskussion mit anderen jungen Erwachsenen, die ebenfalls in Pflegefamilien aufgewachsen sind, teilzunehmen.

6.3.2 Gruppendiskussion

Ziel der Gruppendiskussion war die Validierung einiger vorläufiger Ergebnisse der Pilotstudie „Aufwachsen in Pflegefamilien aus der Perspektive der Pflegekinder“ durch die Diskussion mit einigen InterviewpartnerInnen. Zusätzlich sollten neue Aspekte und zusätzliche Informationen über die Lebensgeschichte der InterviewpartnerInnen gewonnen werden, und herausgefunden werden, welche geteilten Erfahrungen und Sinnkonstruktionen identifiziert werden können, bzw. welche Unterschiede die Befragten im Gespräch gemeinsam konstruieren. Die Fragestellungen zielten zum Teil auf Narrationen ab, zum Teil auf Eigenbilanzierungen des Pflegeverhältnisses.

Im Mittelpunkt der Gruppendiskussion standen folgenden Themen:

- Zusammentreffen mit anderen Pflegekindern – Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Verbindungen: Stellt Pflegekind-Sein einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund, vielleicht sogar eine Sozialklasse dar?
- In eine Pflegefamilie kommen: Haben ältere Pflegekinder beim Eintritt in die Pflegefamilie mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen? Welche Rolle spielt die Persönlichkeit und Verhalten der Pflegeeltern/ -mütter?
- „Ich habe mich in der Pflegefamilie verändert“: Die TeilnehmerInnen sollten dazu ermutigt werden, noch mehr über die Veränderungen zu erzählen, die der Eintritt in die Pflegefamilie mit sich gebracht hat. Weiterführende Bilanzierungsfragen: Was führte zur Veränderung (Selbstbewertung: äußerer Druck zur Veränderung vs. eigene Entscheidung)? Bewertung: Ist eine Veränderung beim Eintritt in eine Pflegefamilie zwangsläufig? Oder stellt sie eine individuelle Angelegenheit dar?
- Thema Partnerschaft/ Freundschaften: Inwiefern fließt die Erfahrung, Pflegekind gewesen zu sein in die heutige Partnerschaft/ in heutige Freundschaften ein?

- Rolle der Geschwister
- Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen: Was bedeutet das, aus der Sicht derer, die es erlebt haben? Welche Belastungen gab es in der Kindheit, welche halten bis heute an? Was macht Aufwachsen unter schwierigen Bedingungen aus, was bedeutet es für das Kindsein? Wie erklären sich die TeilnehmerInnen der Gruppendiskussion selbst ihre Entwicklung in der Pflegefamilie?

6.3.3 Datenaufbereitung und Datenauswertung

Die Datenauswertung erfolgte in Anlehnung an das themenzentriert-komparative Auswertungsverfahren von Lenz (1986). Die Methode der themenzentrierten-komparativen Auswertung enthält fünf Arbeitsschritte. Anhand dieser Arbeitsschritte werde ich jeweils kurz skizzieren wie ich selbst vorgegangen bin. Dabei wird deutlich werden, dass aufgrund des Materials und meines Erkenntnisinteresses die Methode einigen Variationen unterzogen werden musste.

1. Kontrolle der Transkription anhand der Tonbandaufnahmen

Die Interviews und die Gruppendiskussion wurden von mir selbst geführt, digital aufgezeichnet und nach den gängigen Transkriptionsregeln transkribiert. Im Anschluss wurde die Transkription auf ihre Vollständigkeit und Richtigkeit überprüft. Neben der Kontrolle der Transkription wurde durch das wiederholte Anhören des Textes das Interview im Gedächtnis „verankert“ (vgl. Lenz, 1986, S. 145). Diese Verankerung, die gute Kenntnis des Materials und der sprachlichen Nuancen an wichtigen Stellen war eine große Hilfe für den weiteren Auswertungsprozess.

2. Identifizieren von Themenkomplexen in der Transkription

Ziel der Interviewführung war es, von den Beforschten Informationen über die gesamte Biographie und über bestimmte Themen zu bekommen. Um eine Detailanalyse der Transkripte zu gewährleisten mussten die einzelnen Textpassagen größeren Themenkomplexen zugeordnet werden. Wichtig ist bei diesem Vorgehen, dass sich verschiedene Textstellen zu mehreren Themenkomplexen zuordnen lassen können (vgl. Lenz, 1986, S. 145).

Aufgrund meines Interesses an den Familienkulturen und Übergängen standen bereits im Vorfeld diese Themenkomplexe fest. Darüber hinaus haben sich bei der Sichtung des Materials einige zusätzliche Kategorien als wichtige Hilfskonstrukte für die Bearbeitung der Forschungsfrage herausgestellt.

Codiert wurden die Transkripte computergestützt mit dem Programm MAXQDA®.

Mehrere Codes wurden zur Vorbereitung der Auswertung bei allen Interviews gebildet:

- Alle relevanten Personen und Äußerungen zu den Personen (jeweils einzeln)
- Kulturen, in denen das Pflegekind gelebt hat
- Belastungen
- Ressourcen

Die Gruppendiskussion wurde ebenfalls mit MAXQDA® codiert. Die Codes umfassten die Themen:

- Zuordnung der Gesprächsbeiträge zu den einzelnen Gesprächspartnern
- Kulturen, in denen die Gesprächspartner gelebt haben
- Belastungen
- Ressourcen

3. Themenanalyse: Erstellung von Substraten

Ziel dieses Arbeitsschritts ist es, „schrittweise nachzuvollziehen und zu rekonstruieren, was der/die Gesprächspartner/in mit den Äußerungen zu einem bestimmten Themenkomplex ‚eigentlich gemeint‘ hat und diese textimmanenten Bedeutungsinhalte in Form eines ‚Substrats‘ festzuhalten“ (Lenz, 1986, S, 145). Diesen Arbeitsschritt habe ich für meine Analyse in mehrere Unterpunkte gegliedert. Für das gesamte Vorgehen war die Kontextualisierung der Textstellen bedeutsam.

Das Verfahren wurde für jedes Interview separat durchgeführt, so dass im ersten Zugang für bestimmte Textstelle Hypothesen entstanden, die durch die Suche nach affirmativen und ablehnenden Fällen modifiziert wurden. Auf diese Weise entstand ein immer konkreteres Bild der einzelnen Lebensgeschichte, indem die „überprüften Hypothesen zu einem Substrat zum jeweiligen Thema zusammengefasst“ (Wolf, 1999, S. 48) wurden. Die schriftliche Abfassung des Substrats orientieren sich stark an den sprachlichen Ausdrucksweisen des jeweiligen Interviews und enthalten im ersten Zugriff keine Interpretationen (vgl. Lenz, 1986, S. 147). Diese Substrate tauchen im Folgenden in Form der Lebensgeschichten der einzelnen InterviewpartnerInnen auf.

Um Lesenden einen besseren Überblick über die Lebensgeschichte zu verschaffen wurde zusätzlich der Lebenslauf in Form einer Graphik dargestellt.

Durch die Erstellung solcher Substrate wurden zunächst die einzelnen Interviews und die darin enthaltenen Lebensgeschichten in ihrer Einzigartigkeit gewürdigt.

Im zweiten Schritt wurden dann die Textstellen zu den einzelnen Kulturen einer

Detailanalyse unterzogen. Zu diesem Zweck wurden die Beschreibungen über die jeweilige Kultur und das Handeln der Akteure in der Kultur Satz für Satz analysiert. Die Aussagen wurden dann auf die Sinnstrukturen hin ausgewertet, die sich hinter den Aussagen über die Kultur und den Handlungen in der Kultur verbergen (vgl. Geertz, 1987). So wurde zum Beispiel bei Berichten über Gewalt in der Familie analysiert, welche Funktionen diese Handlungen in diesem spezifischen Einzelfall, in dieser Kultur, erfüllen. Bei der Analyse einzelner Textpassagen wurden Hypothesen aufgestellt, die wiederum an sämtlichen anderen Textstellen zum Thema überprüft und bei der Entdeckung ablehnender Fälle modifiziert wurden. Als Ergebnis liegen detaillierte Analysen über die Perspektive der jeweiligen Interviewpartner auf die verschiedenen Kulturen vor, die sehr aufschlussreiche Informationen über das subjektive Erleben der Kulturen meiner InterviewpartnerInnen geben.

Im letzten Schritt wurden die jeweiligen Übergänge zwischen den Kulturen analysiert.

Die Analyse erfolgte auf zwei Ebenen: a) strukturelle Bedingungen des Übergangs (woher kamen die Kinder, wie wurde der Übergang eingeleitet) und b) wie wurde der Übergang von den Erzählenden erlebt. Als Ausgangsmaterialien diente nach wie vor das Interviewmaterial, genauso jedoch die bereits vorhandenen Analysen der Kulturen und die Codes zu den Belastungen und Ressourcen.

4. Bestimmung von Grundmustern auf der Basis thematisch geordneter Substrate

In diesem Arbeitsschritt wurden die Analysen aller Interviews in Bezug auf die Familienkulturen und die Übergänge miteinander verglichen. „Gerade dadurch, dass Differenzen und Ähnlichkeiten in der spezifischen Abarbeitung eines Themenkomplexes nebeneinander gestellt werden, wird eine emergente Konzeptualisierung von [...] Grundmustern und der Relation zwischen den Grundmustern möglich“ (Lenz, 1986, S. 148). Grundmuster wurden identifiziert und Ähnlichkeiten, Unterschiede, Zusammenhänge und Abgrenzungen herausgearbeitet.

5. Konstruktion deskriptiver Modelle

Nach Lenz soll der letzte Arbeitsschritt dem Aufspüren typischer Kombinationen von Grundmustern dienen. Diese sollen überprüft und in Form von Modellen formuliert werden. Da es in meiner Untersuchung gerade nicht um die Überprüfung einer Hypothese geht und auch nicht um die Entwicklung einer Typologie, bestanden begründete Zweifel daran, dass dieser Schritt in Bezug auf meine Ergebnisse gewinnbringend wäre. Die Datenmenge ist mit drei Interviews und einer

Gruppendiskussion eindeutig zu gering, um konkrete Modelle oder gar Typologierungen herauszuarbeiten. Erste feststellbare Muster von Kombinationen und Wechselwirkungen, die sich aus dem Vergleich ergeben, werden zum Abschluss der Arbeit skizziert. Die Generierung valider Modell würde jedoch den Rahmen sprengen.



7. Darstellung und Interpretation der Ergebnisse

Für die Darstellung und Interpretation der Ergebnisse werde ich im Folgenden die drei aus den empirischen Materialien gewonnene Fallgeschichten vorstellen.

Im ersten Zugriff wird jeweils die Lebensgeschichte eng angelehnt an die biographischen Interviews und mit Originalzitatzen unterstrichen nacherzählt.

Danach werden die verschiedenen Familienkulturen, in denen die Gesprächspartner gelebt haben, ins Blickfeld genommen und aus der Perspektive der Erzählenden dargestellt. Es handelt sich dabei nicht um allgemeingültige Aussagen über die jeweiligen Familienkulturen, sondern allein um eine Analyse der Kulturen aus den Aussagen der InterviewpartnerInnen. Würden andere Akteure oder Mitglieder einer bestimmten Kultur befragt werden, könnte sich möglicherweise das Bild, das uns aus der Perspektive der InterviewpartnerInnen von dieser Kultur vorliegt, drastisch anders darstellen.

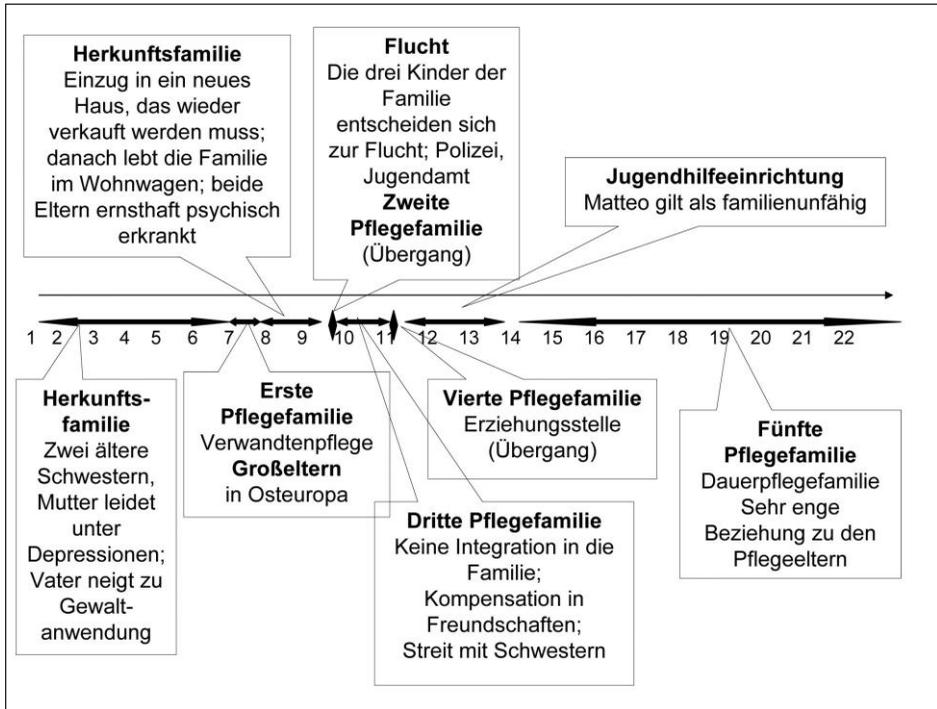
Im Anschluss an diese Analysen werden wiederum die Übergänge zwischen den Kulturen detailliert betrachtet.

7.1 Matteo

7.1.1 Matteos Lebensgeschichte

Ein sehr beeindruckender Interviewpartner war Matteo, ein intelligenter junger Mann, der einen großen Teil seines bisherigen Lebens in verschiedenen Pflegefamilien und in einer Heimgruppe verbracht hat. Aus heutiger Perspektive kann Matteo sagen, es hat sich „eigentlich alles zum Guten gewendet“. Matteos Formulierung deutet bereits an, dass seine Lebensgeschichte einige Tiefpunkte in sich birgt, die jedoch eine – vielleicht für ihn selbst unerwartete – positive Wendung erfahren haben.

Die folgende Grafik soll den Überblick über Matteos Lebensgeschichte erleichtern:



Bei den leiblichen Eltern – „ja, also wir ham uns sehr gut verstanden als Geschwister“

Matteo ist gemeinsam mit seinen beiden älteren Schwestern und den Eltern, beide Immigranten, die Mutter aus Osteuropa, der Vater aus Italien, bis zu seinem sechstem Lebensjahr in einer deutschen Großstadt aufgewachsen. Die Familie war gut integriert, beide Eltern berufstätig. Allgemein beschreibt Matteo seine Kindheit als „schöne Zeit“, die insbesondere von der engen Beziehung zu den älteren Schwestern geprägt war. Er erzählt jedoch auch von schwierigen Aspekten im Familienleben. Aufgrund der hohen Arbeitsbelastung der Mutter und einsetzender Depressionen war diese für Matteo nur wenig emotional verfügbar.

Aus der Beschreibung des Vaters wird deutlich, dass dieser in der Kindheit eine wichtige Person für Matteo war,

„ja, mein Vater hab ich mich ähm sehr gut verstanden ähm (..) ja, war eigentlich immer gerne mit ihm zusammen“,

obwohl die Beziehung von großen Ambivalenzen gekennzeichnet war:

„Also er war, er war halt oft unberechenbar. Es war dann oft so, dann ähm war irgendwie n kleiner Anlass, irgendwie n Glas is runter gefallen, dann is er halt ausgerastet, dann ähm wurde zum Beispiel meine älteste Schwester regelrecht ähm zusammengeschlagen, und ich hab dann das gesehen, konnte halt auch sehr liebevoll sein, aber auch sehr brutal, sag ich jetzt mal, auch gegenüber meiner Mutter. Hab das natürlich alles voll mitbekommen. Ähm kann mich auch ähm sehr gut dran erinnern (..), also ich selber hab eigentlich ähm an Gewalt sehr wenig erfahren, weil ich halt ähm der Jüngste war und halt auch der einzige Sohn und eigentlich auch so das ähm, ja so das Wunschkind von ihm. Und meine ähm mittlere Schwester ähm eigentlich auch nich so viel, weil meine älteste Schwester hat eigentlich das meiste abgehalten“.

Beim Großvater – „da hab ich eigentlich so zum ersten Mal erlebt, wie das eigentlich sein kann, wenn Leute mal normal sind“

Kurz nach Matteos Einschulung spitzte sich die finanzielle Situation der Familie stark zu: Matteos Eltern mussten ihr Haus verkaufen, die Kinder wurden – bis eine neue Bleibe gefunden war – für ein Jahr bei den Großeltern in Osteuropa untergebracht. Dies wird hier als Verwandtschaftspflege codiert. Die Zeit beim Großvater verbindet Matteo mit vielen positiven Erinnerungen. Gekennzeichnet war der Aufenthalt für ihn insbesondere durch das Erleben von Normalität und dem sehr „demokratischen“ Erziehungsstil des Großvaters, „jeder durfte irgendwie was mitbestimmen“.

Zurück bei den leiblichen Eltern – „so n Dreiländer –Pendeln“

Nachdem die drei Kinder der Familie wieder bei den Eltern in Deutschland waren, begann eine von Instabilität geprägte Phase: Vorübergehend bezogen Eltern und Kinder ein Eigenheim in Deutschland, das jedoch nach kurzer Zeit wieder verkauft werden musste. Es folgte eine Zeit des Pendelns im Wohnmobil zwischen Italien, Ungarn und Deutschland. Das Leben im Wohnmobil hat für Matteo zwei Seiten: Zum einen genoss er den Lebensstil, „als Kind und so hab ich das immer als Abenteuer empfunden“, zum anderen berichtet er von der zunehmenden psychischen Labilität der Mutter und der sich vermehrt manifestierenden Gewaltbereitschaft in der Familie, „eigentlich zu dem Zeitpunkt fing das dann eigentlich richtig ähm (..) an, dass es schlimm wurde mit meinen Eltern so, mit den Umgangsformen also gegenüber meiner älteren Schwester, also dass dann auch äh die Gewalt ähm (..) ja auch z- bis zu mir dann vorgedrungen is, also dass ähm meine Eltern dann so ähm überfordert warn, dass auch ich manchmal geschlagen worden bin“.

Matteo berichtet, wie er die Nähe des Vaters suchte,
„hab mich dann eigentlich eher an mein Vater gehalten äh ähm ähm gehalten, in der Zeit war eigentlich so mein Vater eher so, den ich als normal äh empfunden habe“,

und gleichzeitig

„hab ich dann aber auch gemerkt ähm, ja dass mein Vater immer komischer wurde, hab auch immer mehr Angst vor ihm bekommen, weil er sich auch ähm wie meine Mutter immer mehr verändert hatte, also so dass praktisch so sein ähm paranoiden Phasen immer länger wurden“.

Als wichtiges Merkmal dieser Phase stellt Matteo die soziale Isolation der Familie heraus.

Im Winter folgte dann der Umzug in ein Hotel. Dort wurde die Familiensituation für die Kinder so unerträglich, dass die drei Geschwister beschlossen, sich gemeinsam in einer Nacht- und Nebel – Aktion von den Eltern weg zur nächsten Polizeistation zu flüchten, „ja und da haben wir praktisch beschlos- äh beschlossen, weil der Lebenswandel immer unetlicher wurde[...], dass wir dann um 12 Uhr [...] Nacht Mittag gegessen haben, und tagsüber praktisch von Notar zu No-Notar gerannt sind um irgendwelche Formalitäten zu erledigen oder irgendwelche Häuser zu suchen, was ja total utopisch war, weil wir ja gar kein Geld hatten, noch nich mal für ähm Gas [...] ham wir dann beschlossen ähm, dass wir uns selber anzeigen bei der Polizei, also meine älteste Schwester hat das initiiert. Ähm, wir ham an dem Abend davor, bevor wir ähm ja praktisch mitten in der Nacht äh losgegangen sin, ham das besprochen (.) (räuspert sich) meine Schwester hat gesagt jeder ähm kann seine Meinung ganz offen sagen und wenn jemand das nicht möchte, ja, dann bleiben wir alle hier, wir gehn nicht einzeln [...] ja, dann ham wir uns dann selbst angezeigt bei der Polizei (.) hatten natürlich Angst ähm, dass mein Vater uns dann ähm, weil die sehr in der Nähe war vom Hotel, diese Polizeistation, dass er uns praktisch entdeckt, und so und wenn der uns entdeckt hätten dann wärn wir glaub ich alle (.) grün und blau geschlagen worden“.

Zweite Pflegefamilie – „kam ich halt zu dieser Übergangsfamilie, womit ich eigentlich auch keine positiven Erfahrungen gemacht habe“

Von der Polizei wurde das Jugendamt eingeschaltet, das die Kinder in eine Übergangspflegefamilie vermittelt. Zu diesem Zeitpunkt war Matteo neun Jahre alt. Eindrücklich berichtet er von den ersten Momenten mit der Pflegefamilie:

„Wir kamen dann dahin, und ich weiß noch, mir war das ganz peinlich also, ich w- ähm war da eigentlich auch eher schüchtern und so, weil ich eigentlich in der ganzen, den ganzen Jahren eigentlich, äh, abgesehen von meiner Familie eigentlich ähm kein Kontakt hatte, äh Kontakt hatte zu anderen Leuten großartig, und meine Eltern, die ham auch sehr für sich gelebt, auch ähm (atmet tief ein), ja, ich war halt sehr schüchtern, eigentlich auch eingeschüchtert, ähm, ich weiß noch ganz genau, ähm, dann ähm ham die uns halt begrüßt und wir warn halt in der Küche und die hatten vier Kinder und n Hund, so war alles sehr lebhaft und äh kannt ich halt überhaupt nicht, ähm ja und dann sollt ich mir n Nutellabrötchen schmiern, weiß ich noch. Und dann war mir das so peinlich, weil ich irgendwie gedacht hab ich würde das nicht richtig machen, und dann hab ich mich irgendwie geschämt mir das Brötchen zu schmiern und hat dann praktisch meine älteste Schwester mir das Brötchen geschmiert, ja das war für mich schon, ähm war komisch“.

Die strengen Regeln des Zusammenlebens in dieser Pflegefamilie und die neue Situation war für Matteo nur unter großen Belastungen zu bewältigen.

Die dritte Pflegefamilie – „theoretisch ham die versucht uns zu integrieren, aber praktisch sah’s halt immer anders aus “

Nach kurzer Zeit hatte sich eine andere Pflegefamilie – ein älteres Ehepaar mit einer Tochter – gefunden, die bereit war, die drei Geschwister dauerhaft aufzunehmen. Trotz gegenseitiger Sympathien konnte keine echte Integration in die Familie erfolgen. Die Pflegekinder lebten eher neben der Familie her als mit der Familie:

„Auch ähm bezogen auf das äh Wohnzimmer war das eigentlich immer für uns als Pflegekinder immer tabu gewesen. Eigentlich, es war dann so, dass in der Küche ähm (.) das war dann eigentlich unser Wohnzimmer, war so ne (.) Essküche praktisch, und da wurden, wurde dann n zweiter Fernseher angeschafft, Fernseher und da durften wir halt Fernseh’n kucken und ähm ja, die leibliche Tochter von denen und die ham dann drüben Fernseh’n gekuckt (.) ja (.) also ja, als Kind kannt ich das jetzt nich anders, ich hab gedacht es wär normal“.

Die nicht erfolgte Integration in die Pflegefamilie konnte Matteo jedoch durch Freundschaftsbeziehungen kompensieren, „ja, hatte aber sehr viele Freunde gehabt und das

war dann auch ähm so n Ausgleich für mich“.

Erstmals wurden in Matteos Geschichte an dieser Stelle außerfamiliale Kontakte bedeutsam. Gleichzeitig veränderte sich die Beziehung zu seinen Schwestern. Die neue Situation, die den Geschwistern erstmals einen Rahmen relativer Sicherheit bot, führte dazu, dass sie „zum ersten mal nicht aufeinander angewiesen sind“ und dass die Geschwister aufgrund der neu erworbenen Unabhängigkeit „sich auch öfter mal gestritten“ haben, eine Situation, die für die Pflegeeltern nur schwer zu bewältigen war.

Nach zwei Jahren wurde das Pflegeverhältnis beendet, Matteo liefert uns mehrere Begründungen dafür:

„Ich denke, die wussten eigentlich nicht so, was es bedeutet Pflegekinder aufzunehmen, und denen so praktisch ein Zuhause zu schaffen“,

und „die waren äh mit uns äh drei lebhaften Geschwistern, also auch Italiener, ich mein is ja schon lebhaft sehr, ja, warn die überfordert gewesen und das Jugendamt hat eigentlich auch nicht so sehr danach geschaut eigentlich sind die geeignet, die warn einfach nur froh, dass sie ähm, eine Pflegefamilie gefunden ham“.

Es folgten eine kurze Zeit – einige Wochen – in einer vierten Pflegefamilie, einer professionellen Erziehungsstelle, in der sich Matteo sehr wohl fühlte, die ihn auch aufnehmen wollte, was das Jugendamt jedoch nicht erlaubte,

„also sollte ursprünglich anders laufen, aber wurd dann wie gesagt abgeschmettert vom Jugendamt aus irgendwelchen Gründen“.

Im Heim – „ich hab das so empfunden als ob mit mir gespielt worden wäre“

Mit der Begründung „familienuntauglich“ wurden die drei Kinder – so berichtet Matteo – voneinander getrennt in verschiedenen Einrichtungen untergebracht: Die älteste Schwester, kurz vor der Volljährigkeit, kam in ein Internat, die beiden jüngeren Geschwister in eine Einrichtung der Jugendhilfe, in unterschiedliche Wohngruppen,

„ja und dann wurden wir halt äh mit diesen (.) Diagnose sag ich jetzt mal, in Führungsstrichen, ins Heim überführt, meine Schwester und ich und auch getrennt“.

Für Matteo ist der Eintritt in die Wohngruppe unweigerlich mit der Trennung von seinen Schwestern verbunden und dem Abschneiden der Kontakte zu früheren Pflegefamilien und Freunden in deren Umfeld. Insgesamt verbrachte Matteo drei Jahre im Heim – die schlimmste Zeit seines Lebens, wie er selbst resümiert. Mit dem Heimleben verknüpft er in erster Linie ständig wechselnde Bezugspersonen,

„also war sehr turbulent, also je nachdem was für ne, was für ne ähm Besetzung, Führungsstriche, von Jugendlichen da warn wars halt äh toll und wenn wieder ähm sehr auffällige Jugendliche da warn dann wars halt nicht so schön, und dann die

letzten zwei Jahre, die ich dann in der Gruppe gewesen bin, wurden eigentlich diese Wechsel immer häufiger, dass sich, dass sich das dann praktisch in, nach Wochen oder im Wochenrhythmus eigentlich sich ähm ja eigentlich so abgewechselt hat, dann is wieder jemand gekommen, dann is der eine wieder weg“.

Eine zentrale Erfahrung in der Heimgruppe war für Matteo die des Vertrauensmissbrauchs und des Nicht-Ernstgenommen-Werdens durch erwachsene Bezugspersonen sowie das Ausgeliefertsein an diese Menschen und deren Entscheidungen über seinen weiteren Lebensweg. Hier spielen mehrere Personen eine wichtige Rolle, zum Beispiel eine von der Einrichtung angestellte Therapeutin, die Matteo über mehrere Jahre betreut hat, „hat mir sehr gut gefallen (.) ähm, ja bin ich eigentlich gerne hingegangen, aber äh letztendlich, hab ich dann erfahren, dass das eigentlich ähm (...), ja dass eigentlich so praktisch mein Vertrauen ausgenutzt worden is von dieser Psychologin, find ich, also ich hab das so empfunden, also ich weiß nicht ob das so is, aber meine äh meine persönliche Empfindung, ich hab mich da so hinter(.)gangen gefühlt, und so weil ich mir gedacht hab, ja die Erwachsenen kann man ja eh nicht ernst nehmen, weil ähm die Psychologin hat vorne rum das gesagt zu mir und hintenrum hat sie ähm ganz andere Diagnosen gestellt“, nämlich dass er familienuntauglich sei.

Auch die Reaktionen einiger Heimerzieher hat er als Belastung erlebt,

„ja, die Erzieher ham mir auch ähm, auch äh praktisch über mich gespottet, ähm weil ich da an dieser Hoffnung festgehalten habe, dass ich zu dieser Pflegefamilie hinkomme, haben dann gesagt ja, ich würd ja eh nicht hinkommen, ähm (..) ja auch teilweise Wetten drüber abgeschlossen, ähm ob ich hinkomme oder nich, hab das auch mitbekommen ähm, ja, also war sehr negativ was ich erlebt habe“.

Als größte Belastung bezeichnet Matteo jedoch die Beziehung zur Sozialarbeiterin des Jugendamtes. Ihr wirft er Unehrlichkeit, Psychoterror, Unzuverlässigkeit und hier Machtmissbrauch vor,

„dass sie eigentlich, ähm weiß nicht, um irgendwie ihre Stellung zu sichern oder sich zu behaupten, ähm (.) ja eigentlich so (.) uns äh dazu benutzt hat, so ne, sie hat eigentlich sehr (räuspert sich) so ihre Macht spielen lassen, ihre M- Muskel praktisch so gezeigt, so was sie machen kann und was sie für ne Macht hat, also ich f- fand das war eine sehr machtgierige Frau, fand ich, und hat immer sehr das raushängen lassen“.

Matteo kritisiert Zuschreibungen und Unterstellungen der Mitarbeiter im Heim und beschreibt seine Reaktion darauf:

„Ja ich weiß auch nich warum, also mir wurden ähm auch Sachen unterstellt, ähm ja ich würde andere unterdrücken in meiner Wohngruppe oder ähm ja, also ich bin natürlich auch ähm auffällig geworden, weil äh mir man unter diese Sachen unterstellt habe und habe praktisch dann ähm ja, so als ähm Anfang, anfangender Teenie

dann gedacht, ja gut, wenn man mir das dann so sagt, dann werd ich mal zeigen wie das dann so is, wenn ich äh, wenn es wirklich so ist, ne, wenn mer mir, das über mich sagt, ja, wie gesagt, ähm hab dann wirklich ähm dann Leute auch äh teilweise in der Gruppe traktiert, so jetzt nich irgendwie geschlagen, aber halt, äh (.) ja, n bisschen äh subtiler, subtilere Sache angewendet“.

Matteo berichtet, wie sich diese Verhaltensauffälligkeiten im Laufe der Zeit immer mehr steigerten, bis hin zu ersten ernsthaften Anzeichen von Devianz, „jo und dann war das auch so, dass ich ähm angefangen habe, hab äh zu klauen auch ähm ja Gras ausprobiert habe, angefangen hab zu rauchen ähm ja auch äh wenn mir Sachen nich gepasst haben auch bei Leuten oder so, dann bin ich dann auch äh handgreiflich geworden, auch teilweise“.

Die neuen Pflegeeltern – „wie als ob ich nach Hause gekommen wär“

Bereits im ersten Jahr seines Heimaufenthalts lernte Matteo seine späteren Pflegeeltern kennen. Sein heutiger Pflegevater, ein Musiker, war als Gitarrenlehrer seiner älteren Schwester tätig und entschied sich gemeinsam mit seiner Ehefrau, die Gitarrenschülerin als Pflegekind aufzunehmen. Als die Familie Matteo kennen lernte stimmten sie darin überein, auch für ihn eine Pflegeerlaubnis zu beantragen. Da Matteo aber als „familienuntauglich“ galt – und die Diagnose ständig wiederholt wurde – bedurfte es einer langen Prozedur und eines harten Kampfes, auch über gerichtliche Instanzen, bis Matteos Anliegen Gehör fand und er bei der Pflegefamilie einziehen durfte. Obwohl es sein ausdrücklicher Wunsch war mit dieser Familie zu leben und er bereits während des Aufenthalts in der Wohngruppe regelmäßig Wochenenden und Feiertage dort verbracht hatte, beschreibt er, dass der Beginn in der Pflegefamilie nicht einfach war. Die Gewöhnung an Regeln und Strukturen des Zusammenlebens und der Aufbau einer innigen Vertrauensbeziehung nahmen – für Matteo eine Selbstverständlichkeit – viel Zeit in Anspruch. Seine Pflegeeltern waren jedoch bereit ihm diese Zeit zuzugestehen:

„Das find ich auch sehr wichtig ähm, dass man Pflegekinder am Anfang nich sofort ähm (.) ja irgendwie so, so überbemmert oder ähm erwartet äh man hat dann so n total inniges Verhältnis was ja gar nich sein kann, das (.) muss sich erst mal entwickeln und das war auch der Fall, dass meine Eltern ähm ja ähm mich entwickeln lassen haben (.) ja in ihrem Verhältnis äh zu ihnen“.

Matteos Lebenssituation hat sich in den letzten Jahren nicht nur stabilisiert, sondern hat tatsächlich eine sehr positive Wende genommen: Bis heute lebt er in einer sehr innigen Beziehung mit den Pflegeeltern, die ihm in zentralen Lebensfragen mit Rat und Tat zur Seite stehen, ihm aber gleichzeitig viel Raum zur Entfaltung und Entwicklung geben und es ihm ermöglichen, die Beziehung zu ihnen in einem hohen Maß zu steuern. Vor

zwei Jahren konnte er sein Abitur erfolgreich ablegen und absolviert inzwischen mit großem Engagement eine Ausbildung im sozialen Bereich. Darüber hinaus konnte er intensive Peerbeziehungen aufbauen sowie eine beständige Partnerschaft. Seit einiger Zeit besteht zudem ein loser Kontakt zur leiblichen Mutter, der es Matteo ermöglicht, die zurückliegenden Erfahrungen mit seiner leiblichen Familie zu bearbeiten und die Beziehung zu klären.

Trotz aller positiven Entwicklungen sollten nicht aus dem Blick geraten, dass Matteo die Bewältigung einiger besonderer Entwicklungsaufgaben noch vor sich hat. Da er sehr reflektiert ist, sich in manchen Teilen des Interviews geradezu selbst analysiert, konnte er manche Aufgaben sehr klar benennen, beispielsweise die anstehende Loslösung von den Pflegeeltern,

„weil ähm (.) ja dann eigentlich so die Loslösung von den Eltern ja schon (.) äh vollständig stattgefunden ähm ja stattgefunden hat, aber mi-, bei mir is das so, dass ich halt viele Sachen noch nachholen muss [...], dass ich vielleicht manche ähm (.) in meiner Beziehung zu ihnen äm teilweise n bisschen kindlich bin“.

Ähnlich wie die Ablösung von den selbstgewählten Pflegeeltern ist die Etablierung einer stabilen Partnerschaftsbeziehung in Matteos Geschichte von einigen Belastungen und Unsicherheiten geprägt.

7.1.2 Matteos Darstellung seiner Familienkulturen

7.1.2.1 Die Kultur der Herkunftsfamilie in Matteos Kindheit

Die Kultur der Herkunftsfamilie teilte Matteo in seiner frühen Kindheit mit seinen beiden älteren Schwestern und seinen leiblichen Eltern.

Die Mitglieder dieser Kultur können an der Generationenlinie entlang in zwei Untergruppen unterschieden werden.

Die Gruppe der älteren Generation ist für die Sicherung des Lebensunterhalts für die Gesamtgruppe zuständig. In der Elterngeneration zeigen sich große Unterschiede in den männlichen und weiblichen Rollenzuweisungen. Während der Vater als Patriarch für die Sicherung des Lebensunterhalts der Familie zuständig ist, befindet sich die Mutter in der Rolle einer passiven, distanzierten Arbeitskraft,

„weil meine Mutter, die ähm war Krankenschwester und hat äh voll gearbeitet und war deswegen auch nich so oft zuhause“,
und

„als ich geboren wurde, da fing das schon an ähm mit den Depressionen, also bei meiner Mutter und ähm konnte eigentlich sehr wenig mit meiner Mutter früher an-

fangen, so war ähm (.) ja, war immer so ähm distanziert so n bisschen“.

Die Sicherung des Lebensunterhalts manifestiert sich in dieser Kultur insbesondere am Besitz des eigenen Hauses. Für dieses Haus setzt der Vater einen großen Teil seiner Arbeitskraft ein,

„mein Vater, ähm der hat viel an dem Haus noch gemacht weil ähm ja er hat das praktisch selber ausgebaut das Haus, hat halt auch nebenbei viel gearbeitet oder war oft weg, und so arbeiten“.

Das Patriarchat wird regelmäßig durch öffentlichen Gewalteininsatz gegenüber allen anderen Mitgliedern der Familie gefestigt. Die Gewalt erstreckt sich auf mehrere Lebensbereiche und umfasst sowohl die scharfe Kontrolle der Beziehungssysteme der Familienmitglieder,

„also m ja auch meine Mutter die durfte auch keine Freundinnen oder so was mitnehmen, mit nach Hause, weil mein Vater der is ja paranoisch, also Paranoia, der hat immer gedacht, ja die könnten irgendwie Spitzel sein oder irgendwelche Spione“,

als auch den Einsatz körperlicher Gewalt. Insbesondere gegenüber der ältesten Tochter und der Mutter kommt massive körperliche Gewalt zum Einsatz,

„und dann kann ich mich an eine Szene erinnern, ähm da war irgendwie ne Kleinigkeit ähm is mein Vater dann ausgerastet bei meiner ältesten Schwester dann is der der mit so nem nem Küchenmesser da hinterhergelaufen, ich hab echt gedacht in dem Moment der bringt die um, ja und ähm aber irgendwie hat mich das nicht so beru-, ich weiß auch nich, also es hat mich irgendwie ähm ich hätte schon Angst um sie gehabt“.

Der Sohn der Familie und damit Nachfolger des Vaters in der patriarchalen Linie wird vom Einsatz körperlicher Gewalt weitgehend verschont,

„also ich selber hab eigentlich ähm an Gewalt sehr wenig erfahren, weil ich halt ähm der Jüngste war und halt auch der einzige Sohn und eigentlich auch so das ähm, ja so das Wunschkind von ihm“.

Die kulturell vorgegebenen Geschlechterrollen – weibliche Passivität, männliche Aggressivität und Kontrollzwang – werden durch diagnostizierte psychische Erkrankungen verstärkt: Die Mutter leidet demnach unter Depressionen, die ihre distanzierte Beziehung zu den restlichen Mitgliedern der Kultur begründen, der Vater leidet unter Paranoia.

Die Beziehung der älteren Generation zur jüngeren Generation zeichnet sich durch eine hohe Funktionalität und niedrige emotionale Involviertheit aus. Einzig in der patriarchalen Linie treten Momente auf, die ein gewisses Maß an persönlicher Beziehung erahnen lassen, „ja, mein Vater hab ich mich ähm sehr gut verstanden ähm (.) ja, war eigentlich immer gerne mit ihm zusammen“.

Im Gegensatz dazu bestehen in der Gruppe der jüngeren Generation, unter den drei Ge-

schwistern, sehr dichte persönliche Beziehungen. Die Geschwisterbeziehungen weisen zeitweilig eine sehr hohe Abhängigkeit auf, die es den Kindern nicht erlaubt, Konflikte untereinander auszuleben,

„deswegen ham wir auch früher kaum so gestritten, als wir bei meinen leiblichem Eltern gewohnt ham“.

Das Geschwistersubsystem gliedert sich hierarchisch. An der Spitze steht die älteste Schwester, die als „Mutterersatz“ beschrieben wird. Sie ist diejenige, die mit dem jüngeren Bruder eine emotionale Beziehung lebt und ihn in seiner Sozialisation begleitet, unter anderem indem sie ihm Begründungen für das seltsame Verhalten der älteren Generation liefert,

„ich hab die eigentlich immer gefragt bei irgendwelchen Sachen, wenn ich die nich verstanden hab, aber hab ich irgendwie gesagt, ja warum is das denn so und warum sind die denn nicht anders und die hat mir das dann immer so erklärt also so dass ich das verstanden hab“.

Die Familie als Gesamtes weist ein hohes Maß an sozialer Isolation auf.

Die Isolation kann auf zwei Komponenten zurückgeführt werden: zu einem bestimmten Grad ist sie vom Patriarchen durch die beschriebenen Kontaktverbote erzwungen, zum anderen unterscheidet sich diese Familienkultur offensichtlich so stark von den umliegenden Kulturen, dass die Mitglieder, insbesondere die der jüngeren Generation, bereits im frühen Alter Abweichungen feststellen und aus Angst vor Stigmatisierung den Rückzug auf sich selbst wählen,

„ich wusste eigentlich als Kind immer, dd - ähm dass meine Eltern eigentlich nich so normal sind also schon, eigentlich so als dreijähriger, also hört sich jetzt irgendwie blöd an, aber in meinen Erinnerungen die gehn schon ziemlich weit zurück“,
und

„war eigentlich eher selten, also dass ich irgendwie jemand mitgebracht hatte schon alleine irgendwie weil mer hat sich irgendwie geschämt da hab ich mir gedacht ja der könnt ja dann wieder ausrasten dann denken die, die sin ja auch bescheuert“.

Als Reaktion auf diese Kultur entwickelt Matteo Tagträume, die ein positives Aufwachsen sicherstellen sollen,

„ich hab mir auch früher als Kind hab ich mir die Sachen immer passend geträumt oder so, hab dann irgendwie mein Vater so eigentlich unterbewusst immer so in Schutz genommen, hab das irgendwie versucht zu erklären, sein Verhalten, ähm (..) ja von daher hab ich das ähm durch diese Verdrängungssachen, Verdrängungsmechanismen ähm ja hab ich das eigentlich nich so negativ erlebt, erst im Nachhin- im Nachhinein hab ich dann so gemerkt, ähm wie negativ das eigentlich so ähm (..) ja war für meine Entwicklung“.

7.1.2.2 Die Kultur beim Großvater

In der Familienkultur, in der Matteo während seiner Zeit beim Großvater gelebt hat, treten die beide Großeltern sowie Matteo und seine beide Schwestern auf.

Die Kultur gliedert sich in zwei Untergruppen: Auf der einen Seite steht die Großmutter, eine als distanziert beschriebene Akteurin, die schizophrene Züge aufweist. Auf der anderen Seite stehen die drei Geschwister und der Großvater - oder Opa, wie ihn Matteo nennt.

Matteos Beschreibungen der Kultur beziehen sich einzig auf die Untergruppe, in der er selbst Mitglied ist. Die Großmutter wird vollständig ausgeschlossen und taucht nicht einmal am Rande auf.

Generationenunterschiede spielen in dieser Kultur keine wesentliche Rolle. Die dichten Abhängigkeitsbeziehungen unter den Geschwistern können in dieser Familienkultur nicht aufgelöst werden. Auch in der Zeit beim Großvater streiten sich die Geschwister nicht. Es ist daher nahe liegend, anzunehmen, dass der Großvater zu einem selbstverständlichen obgleich prägenden Teil der Geschwistergruppe wird. Er stellt also nicht eine außenstehende Bezugsperson für die einzelnen Geschwister dar, die die gegenseitigen Abhängigkeiten vermindern könnte, sondern wird vielmehr Teil des engen geschwisterlichen Beziehungssystems.

Die Beziehungen in der Gruppe werden als akzeptierend, positiv emotional, demokratisch und partizipativ, vertraut und wohlwollend beschrieben. Diese Haltungen spiegeln sich in einer Fülle von Ausdrucksformen im Alltag der Kultur wieder,

„jeder durfte irgendwie was mitbestimmen, irgendwie, was gekocht wurde, wurde oder was eingekauft wurde, war sehr gut, also es wurd auch sehr offen geredet (..) ja, es war sehr gut“.

Neben der egalitären Beziehungsstruktur ist die Bildungsorientierung ein zentraler Gegenstand der Kultur. Es findet eine intensive schulische Förderung auch unter Einbezug der Mitglieder des erweiterten Familiensystems (Onkel, Tante) statt, die es Matteo erlaubt, trotz einer neuen Sprache schulisch voranzuschreiten. Die Bildungsorientierung wird vom Großvater auch religiös begründet,

„und mein Opa hat immer gesagt, ja äh ver- verschwendet nicht nicht eure Gaben, also hat immer gesagt, ja das wat was Gott euch gegeben hat hat äh das sollt ihr einsetzen irgendwie“.

7.1.2.3 Die Kultur der Herkunftsfamilie nach der Zeit beim Großvater

Nach der Zeit beim Großvater kehrte Matteo in die Kultur seiner Herkunftsfamilie zurück.

Die zentralen Merkmale dieser Kultur sind weiterhin vorzufinden. Nach wie vor ist der Vater das Oberhaupt der Familie und insbesondere für die familiären Finanzen zuständig. Der Besitz des eigenen Hauses steht im Zentrum des Strebens. Doch es stellt sich heraus, dass die Mitglieder an den eigenen Ansprüchen scheitern: Der Traum vom eigenen Haus zerfällt, „war von den Finanzen her schlecht, deswegen musste mein Vater es [das Haus] wieder verkaufen“.

Das was in der Folge in dieser Situation geschieht, kann als Streben nach Wiederherstellung der zentralen kulturellen Standards betrachtet werden: Alle Aktivitäten der älteren Generation sind darauf ausgerichtet, wieder ein eigenes Haus zu bekommen. Ob der Kauf eines Eigenheims realistisch ist oder nicht, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle mehr,

„meine Eltern halt nich genug Geld hatten für n neues Haus, (räuspert sich) ne Wohnung wollten sie anscheinend nicht, weil äh deren Traum war halt immer das Haus und ähm ja so ging eigentlich so zwei Jahre ins Land“,
und

„tagsüber praktisch von Notar zu No-Notar gerannt sind, um irgendwelche Formalitäten zu erledigen oder irgendwelche Häuser zu suchen, was ja total utopisch war, weil wir ja gar kein Geld hatten, noch nich mal für ähm Gas für den Wohnwagen“. Je weiter sich die Familie von dem Erwerb eines eigenen Hauses entfernt, desto stärker manifestieren sich psychische Auffälligkeiten: Die Mutter wird zunehmend depressiver, der Vater immer paranoischer. Die Gewaltbereitschaft, die inzwischen von beiden Eltern als Ausdruck der psychischen Erkrankung ausgeht, nimmt stetig zu und „dringt auch zu Matteo“ vor, die „Umgangsformen werden schlimm“, und der Tagesablauf in der Familie wird zunehmend abweichender.

Sämtliche Veränderungen in der Familiensituation werden auf das Fehlen des Hauses – der Ausdruck „schlechter Rahmenbedingungen“ – zurückgeführt.

7.1.2.4 Die Kultur der zweiten Pflegefamilie (Übergangspflege)

Mit dem Eintritt in die zweite Pflegefamilie wird Matteo Akteur in einer bereits bestehenden Familienkultur. Die Mitglieder der Kultur sind das Pflegeelternpaar und deren vier leibliche Kinder. Von Matteo und seinen Schwestern wird eine Anpassung an die bestehende Kultur erwartet.

Zentrales Merkmal der Kultur ist ihre Regelerorientierung, die das geordnete Zusammenleben der neun Personen sicherstellen soll.

Die Regelerorientierung manifestiert sich in einem strukturierten Tagesablauf, der unter anderem ordnet, welche Zeiten die Familienmitglieder gemeinsam und getrennt verbringen („Ruhezeit mittags“). Regelverstoß wird - ohne die Suche nach Gründen für den Regelverstoß - mit harten Sanktionen bestraft, die sich insbesondere auf die Aktivitäten des Kindes beziehen,

„dann ähm war dann so also, dass eine Tochter von denen mich geärgert hatte ähm, die hatte mir irgendwie n Saft gebracht und da drin war halt ganz viel Salz. Und weil es eklig war bin ich auf die Toilette gerannt und hab dann halt die- diesen Saft ausgespuckt, und weil ich halt aus m Zimmer gegangen bis zu dieser Ruhezeit hab ich dann in der Zeit, in der ähm in der ähm, in der wir da verblieben sind, den restlichen, die restliche Zeit ähm Zimmerarrest bekommen (..) also praktisch ähm (..) ja und dann ham die auch jede, jeden Abend eigentlich auch n Spieleabend gemacht, und da durft ich auch nich teilnehmen, ja weil ich ja Zimmerarrest hatte“.

Die Einhaltung der Regeln steht über dem Respekt vor der kindlichen Persönlichkeit,

„ja und da warn halt auch, war halt auch ähm Nikolaus gewesen am vorletzten Tag und dann kam ich halt ähm, dann durft ich halt gnädigerweise mit dran teilnehmen an diesem Abend und dann wurd dann, äh hat der Nik-, also dieser Bekannte von dieser Familie mir gesagt ich wär angeblich sehr tyrannisch und hat mich sehr (..) niedergemacht, also nix Positives gesagt und dann sollt mich auch in so n Sack stecken und so mit dem Kne- äh ähm, wie heißt das noch mal, Knecht Ruprecht und so, ich wär n unartiges Kind und irgendwie nur so und irgendwie fand ich das alles doof“.

Die Hierarchien sind in dieser Kultur klar geregelt: ganz oben steht der Pflegevater als unhinterfragter Patriarch,

„ich hab gemerkt das war sehr ähm so patriarchisch muss ich sagen, also der Mann hatte so das Sagen (räuspert sich) da musste irgendwie alles so floppen und alles fluppen was er gesagt hat, das war halt Gesetz“.

Die Pflegekinder sind weitgehend entrechtet, auch über die wenigen Besitzstücke, die Matteo mitgebracht hat, kann er nicht selbst verfügen:

„Und mir wurde dann das Radio weggenommen, was wir dann da hatten und mein Gameboy, den ich halt von meinen Eltern noch mitgenommen hatte. Ja, war sehr heftig für mich, also war nicht einfach“.

7.1.2.5 Die Kultur der dritten Pflegefamilie

Das „bisschen ältere“ Pflegeelternpaar und deren leibliche Tochter sind die Mitglieder der Kultur der dritten Pflegefamilie, Matteo und seine beiden Schwestern treten als Akteure in dieser Kultur auf.

Zwischen der bereits bestehenden Familienkultur und den neu eintretenden Akteuren kommt es trotz einiger Integrationsversuche, die Matteo als „theoretisch“ kennzeichnet, nicht zur Entstehung einer gemeinsamen Kultur. Es bilden sich – selbst räumlich – voneinander abgegrenzte Parallelkulturen: Während die Mitglieder der älteren Generation mit ihrer leiblichen Nachfahrin im Wohnzimmer fernsehen, bleibt dieser Raum über die gesamte gemeinsame Zeit für die neu eingetretenen Akteure, die Pflegekinder, „tabu“. Als Ersatz erhalten diese ihren eigenen Fernseher in der Küche. Auch bei Familienfeiern, Besuchen und bei Gelegenheiten, bei denen es Geschenke gibt, manifestiert sich die klare Trennung der beiden Kulturen.

Am deutlichsten wird die Unterscheidung wenn Matteo sich und die Schwestern als „lebendige Italiener“ im Gegensatz zur „ruhigen deutschen“ Pflegefamilie beschreibt. Die verschiedenen Kulturen werden hier mit ethnischen Zuschreibungen typischer Charakteristika untermauert.

Es ist offensichtlich, dass die Kultur der Pflegefamilie die Leitkultur darstellt. Die Pflegekinder und ihre Parallelkultur werden nur geduldet, solange sie die Leitkultur nicht stören. Das führte soweit, dass Matteo und seine Geschwister kaum Gleichaltrige in ihr Zuhause bringen können.

Dennoch bieten die Mitglieder der Leitkultur den Akteuren der Parallelkultur einen sicheren Versorgungsrahmen. Dieser mindert die gegenseitigen Abhängigkeiten, so dass Konflikte unter den Akteuren der Parallelkultur ausgetragen werden können. Diese Konflikte werden von den Mitgliedern der Leitkultur jedoch nicht als positive und altersgemäße Entwicklungsschritte begriffen, sondern wohl vielmehr als weiterer Grund für ethnische Zuschreibungen und als Störfaktor.

7.1.2.6 Die Kultur der vierten Pflegefamilie (Übergangspflege)

Über die Kultur der vierten Pflegefamilie liegen relativ wenige Informationen vor. Das ist vermutlich insbesondere durch Matteos kurze Aufenthaltsdauer in der Familie bedingt. Dennoch können einige Grundzüge dieser Familie skizziert werden.

Matteo und seine „mittlere“ Schwester – die älteste Schwester wurde getrennt unterbracht - werden von den Mitgliedern, dem professionellen Pflegeelternpaar, deren leiblichen Kindern und einigen anderen Pflegekindern trotz der kurzen Dauer stark integriert.

Die Integration umfasst Privilegien und Pflichten. Matteo wird genauso wie alle anderen in der Kultur Anwesenden positiv-warmherzig behandelt, schulisch stark gefördert und findet ein hohes Maß an Akzeptanz und Zuneigung. Gleichzeitig wird von ihm die Einhaltung bestimmter Regeln erwartet.

Es findet keine Besonderung der Pflegekinder statt, sondern eine Gleichbehandlung aller in der Familie Anwesenden. Matteo und seine Schwestern stellen für diese Familie keine Überforderung dar. Die erwachsenen Mitglieder der Aufnahmekultur – die Matteo als „Professionelle“ kennzeichnet – sind kompetent und „qualifiziert“ genug um Matteo und auch andere „schwierige Kinder“ in ihre Kultur zu integrieren.

Die Familienkultur zeichnet sich folglich durch ein hohes Maß an Akzeptanz und Integrativität aus. Untermalt werden diese Eigenschaften durch eine von Matteo positiv erlebte christliche Orientierung, die der Kultur möglicherweise als Leitvorstellung gedient hat. Schwierigkeiten der jüngeren Generation und Schwierigkeiten, die die Akteure und Mitglieder der jüngeren Generation machen, werden nicht bagatellisiert oder übergangen. Anstatt dessen wird – auch aus Perspektive der jüngeren Generation – professionell damit umgegangen.

7.1.2.7 Die Kultur in der Wohngruppe des Heims

Obwohl die Heimgruppe keine Familienkultur im ursprünglichen Sinne ist, soll sie aus strukturlogischen Gründen in der Reihe der Familienkulturen aufgeführt werden.

Bei der Kultur der Heimgruppe handelt es sich um die Kultur einer institutionellen Lebensform, und nicht um die einer privaten Lebensform. Der institutionelle Charakter dieser Kultur manifestiert sich darin, dass ein Teil der Mitglieder und Akteure – alle Angehörige der älteren Generation – seinen Wohnort außerhalb der Heimgruppe hat. Für diesen Teil – die Professionellen – ist die Heimgruppe nicht der Lebensort, sondern der Ort, an dem pädagogische Arbeit gegen Bezahlung geleistet wird. Die Arbeit wird – um eine rund um die Uhr Betreuung zu sichern – in Form von Schichtdienst geleistet. Für die Kultur bedeutet dies, dass die Mitglieder und Akteure der Erwachsenengeneration zwar kontinuierlich in ihrer Funktion als pädagogische Fachkräfte zur Verfügung stehen, aber dass sie personell abwechselnd anwesend sind und ihren privaten Bereich an einem anderen Ort haben. Die Tatsache, dass es sich um einen Arbeitsplatz für die Akteure der Erwachsenengeneration handelt, spiegelt sich darüber hinaus in einer hohen Fluktuation dieser Personengruppe wieder.

In der Kultur gibt es wenige bis keine persönlichen Beziehungen. Die Personen werden anhand ihrer Funktionen wahrgenommen, als „Erzieher“ oder „Therapeuten“, nicht jedoch als Individuen, Matteo nennt durchgängig keine Namen.

Im Hintergrund der Kultur der Heimgruppe ist die Institution Jugendamt ständig präsent. Sie verleiht der Erwachsenengeneration im Heim die Verantwortung für die jüngere Generation und hat das Recht, bei Fragen zur konkreten Lebensgestaltung mitzusprechen, „sie [die Mitarbeiterin im Jugendamt] hat dann eigentlich immer so gefragt, ja was wünschst du dir denn gerne für deine Zukunft, und da hab ich das halt gesagt mit der Pflegefamilie, aha, hat sich das notiert oder auch in den Hilfeplangesprächen (räuspert sich) hab ich das halt immer gesagt und ähm (.) oder auch ähm (.) ja einfach Wünsche die ich dann hatte, zum Beispiel in Verein zu gehn oder das zu machen, dann hat sie auch gesagt, ja, ähh ich weiß ja nich, äh, wär es denn nich besser so was zu machen oder das zu machen, hat eigentlich immer so ihre Vorstellungen gehabt, hatte eigentlich nie so ernst genommen was ich gerne wollte ja, also es war, ich wurd eigentlich immer so n bisschen übergangen“.

Der Umgang der Erwachsenengenerationen mit den Akteuren und Mitgliedern der jüngeren Generation findet seine Ordnung über Regelsysteme, Sanktionen, Diagnosen und Zuschreibungen, nicht über persönliche Beziehungen. Matteo erlebt diesen Umgang oft als respektlos, er berichtet sogar von konkreten Verratsereignissen. Es bestehen keine Anhaltspunkte dafür, dass in dieser Kultur die Bedürfnisse und Wünsche der Angehörigen der jüngeren Generation gehört werden. In der Regel werden über ihre Köpfe und zum Teil auch über die konkret geäußerten Wünsche hinweg Entscheidungen gefällt.

Die Akteure und Mitglieder der jüngeren Generation widersetzen sich diesen Regulationen der Erwachsenengeneration regelmäßig. Ihre Verhaltensweisen werden deshalb von den Erwachsenen mit Zuschreibungsmacht als schwierig, krank und gestört gedeutet. Das Widersetzen gegen die expliziten und impliziten Regeln kann für die jüngere Generation bis zum Ausschluss aus der Kultur führen, über den vom Jugendamt und der Erwachsenengeneration entschieden wird,

„hab gedacht ähm wenn ich äh (.) so unmöglich werde (.) ähm dass ich nich mehr in der Gruppe bleiben kann, dann müssen die ja was anderes suchen und ähm, ja hab das dann auch so gemacht, hab dann oft auch angerufen beim Jugendamt, hab mich beschwert und so, dass ich äh nicht da (räuspert sich), dass ich nicht ähm in der Gruppe sein möchte“.

Die Angehörigen der jüngeren Generation haben alle ihren Wohnort in der Wohngruppe. Für viele unter ihnen ist die Wohngruppe jedoch kein kontinuierlicher Wohnort, sondern vielmehr ein Durchgang zwischen anderen institutionellen oder familiären Lebensfeldern:

„Also war sehr turbulent, also je nachdem was für ne, was für ne ähm Besatzung Anführungsstriche von Jugendlichen da warn wars halt äh toll, und wenn wieder ähm sehr auffällige Jugendliche da warn, dann wars halt nich so schön. Und dann die letzten zwei Jahre, die ich dann in der Gruppe gewesen bin, wurden eigentlich

diese Wechsel immer häufiger, dass sich, dass sich das dann praktisch in, nach Wochen oder im Wochenrhythmus eigentlich sich ähm ja eigentlich so abgewechselt hat, dann is wieder jemand gekommen, dann is der eine wieder weg“.

Unter den Akteuren und Mitgliedern der jüngeren Generation findet sich indes eine Art Teilkultur, die zum Teil einen Ausgleich zu den nicht vorhandenen Beziehungen zur älteren Generation herstellt. Die Angehörigen dieser Teilkultur bilden gemeinsam ein hierarchisches System aus, bei dem der Stärkste an der Spitze steht. Den Aufstieg müssen sich die einzelnen Akteure hart erarbeiten,

„letztendlich is des so, dass ich mich in Führungsstrichen nach oben gearbeitet hab, also es gibt immer so in, zumindest in dieser Gruppe, immer so ne Spitze, also Führungsstriche Elite, Spitze, die eigentlich so alles bestimmt so, Führungsstriche, ähm ja, die eigentlich so zusammen hält und so, die anderen so n bisschen kurz hält, ne also is dann so, dass man auch so sich gegenseitig erzogen hat, bis ich dann halt aufgestiegen bin und so hat dann auch schon so n paar Monate gebraucht, ja, so dass man halt nicht immer alles abbekommt oder nich immer der Doofe is, wenn irgendwie was verschüttet worden is, dass man das weg-, also dass ich das dann wegmachen muss oder so“.

In dieser Teilkultur findet eine gegenseitige Erziehung statt, die dem Einfluss der Erwachsenengeneration weitgehend entzogen ist.

Psychische Auffälligkeiten stellen unter den Jugendlichen keine Ausnahme dar, sondern Normalität.

7.1.2.8 Die Kultur der fünften Pflegefamilie

Die Mitglieder der fünften Pflegefamilie sind ein Pflegeelternpaar, Matteos mittlere Schwester, die bereits zwei Jahre vor ihm in dieser Familie gelebt hat, und Matteo selbst. In größeren Abständen stoßen weitere Akteure zur Kultur dazu. In der Regel handelt es sich dabei um eine Art Passanten, die vorübergehend hilfebedürftig sind und vom Pflegeelternpaar unterstützt werden.

Die Kultur der fünften Pflegefamilie zeichnet sich durch ein hohes Maß an Beziehungsorientierung der Mitglieder der älteren Generation aus. Diese manifestiert sich in einem hohen persönlichen Einsatz für die jüngere Generation, positiv erlebten Umgangsformen und Hilfestellung auch mit und für andere Personen im Umfeld der Familie. Der hohe persönliche Einsatz für die Angehörigen der jüngeren Generation wird ohne konkrete Erwartung von Gegenleistung erbracht, das beinhaltet, dass er weitgehend unabhängig vom Verhalten der Kinder ist.

Zusätzlich ist eine großen Opferbereitschaft der Mitglieder der älteren Generation, ins-

besondere der Pflegemutter, für die Bedürfnisse anderer, insbesondere der Pflegekinder, festzustellen,

„ja und die ham auch sehr drauf geachtet, dass ich halt ähm viele Ruck- Rückzug- ähm -mö-, -möglichkeiten habe, ham auch ihre ähm ihren Besuch, also die ham halt eigentlich sehr viel Besuch, weil sie nen großen Bekanntenkreis haben, sehr eingeschränkt für mich, damit ich ähm, Zeit habe, ähm ja mich einzufinden in der Familie, ja (.) da ham die schon sehr viele ähm Einschnitte in Kauf genommen (räuspert sich) ja das hat mich auch sehr beeindruckt“.

Zur Beziehungsorientierung kommt eine Orientierung am Kind. Die Mitglieder der jüngeren Generation erleben die ältere Generation als Ratgeber und Helfer in der Entwicklung,

„also meine Eltern warn wie so Wegweiser, meine Pflegeeltern ham ham halt gesagt, okay, du kannst halt das machen, äh du mußt halt ähm bedenken, das kann halt so und so enden ähm, die ham halt vielleicht mehr Erfahrung und ähm ja, es is eigentlich deine Entscheidung, aber es wär vielleicht gut, wenn du das und das machen würdest, und ähm hab das auch getan, also zum Beispiel auch mit dem Gymnasium, mit dem Wechsel, da hab ich mir gar nicht zugetraut, ich wollte eigentlich ähm die ähm Fachhochschulreife machen, meine Eltern ham gesagt ja ähm, d- dass ja eigentlich ähm (.) ja ei-eigentlich in mir mehr sehn würden, wie ich das äh sehe (.), also dass ich mehr könnte, und deswegen auch aufs Gymnasium (.) gehen könnte. Und die würden mich auf jeden Fall in allen Sachen unterstützen also wenn die nich gewesen wärn, dann hätt ich auch kein Abitur gemacht“.

Als übergeordnetes kulturelles Muster kann dementsprechend eine strikte Trennung zwischen älterer und jüngerer Generation in Bezug auf die Verantwortungsbereiche identifiziert werden: Die Mitglieder der älteren Generation sind für die Jüngeren und für die Förderung von deren Entwicklung verantwortlich und setzen ihre Zeit und Energie dementsprechend ein.

Dabei weisen sie ein hohes Maß an Zuneigung, Vertrauen und Offenheit auf, das mit den Mitgliedern der jüngeren Generation kommuniziert wird. Kommunikation besitzt einen hohen Stellenwert und beinhaltet ein hohes Maß an Transparenz. Sie erlaubt einen offenen Umgang mit den eigenen Schwächen und denen der anderen. Dementsprechend sind die Beziehungen der Mitglieder untereinander von einem ausbalancierten Realismus geprägt. Die Mitglieder werden realistisch eingeschätzt, Konflikte werden bei Bedarf getragen, ohne die Beziehungen jemals fundamental zu gefährden.

Die Verantwortung der älteren Generation für die Jüngeren beinhaltet die Vermittlung altersangemessener lebenspraktischer Fähigkeiten. In Matteos Fall sind dies zum Beispiel Fragen des Umgangs mit finanziellen Mitteln oder eine angemessene Thematisierung der Beziehung zur Freundin.

Die erwachsenen Mitglieder weisen eine hohe formale Bildungsorientierung auf. Die positive schulische Förderung der Jüngeren sowie die Förderung in anderen Gebieten, beispielsweise Musik, unterliegt auch ihrem Verantwortungsbereich.

7.1.2 Analyse der Übergänge

7.1.2.1 Herkunftsfamilie – Großvater

Seinen ersten Übergang erlebte Matteo im Alter von sechs Jahren, kurz nach seiner Einschulung. Der Ausgangspunkt für den Übergang war, dass die Erwachsenengeneration in seiner Herkunftsfamilie ihre Funktionen zumindest zeitweilig nicht mehr erfüllen konnten. Da die Beziehungen zwischen älterer und jüngerer Generation in der Herkunftsfamilie maßgeblich durch ihre Versorgungsfunktion charakterisiert war, die sich im Besitz eines Hauses manifestiert hat, ist es aus der Innensicht der Mitglieder verständlich, dass die Kinder beim Verlust des Hauses an einen Ort gebracht wurden, an dem die Versorgungssituation sichergestellt war.

Zwischen Matteo und seinen Eltern kam es während der gesamten Zeit beim Großvater nicht zu einem Beziehungsabbruch. Es bestand ein ständiger Kontakt zu den Eltern. Beim Umzug zum Großvater handelte es sich folglich um ein zeitlich befristetes Übereinkommen zwischen Matteos Eltern und seinem Großvater.

Obwohl Matteo bei diesem Übergang immense Veränderungen zu bewältigen hatte (neue Sprache, neues Land, neue Menschen) und aus seinen Berichten zu schließen ist, dass er nicht an der Entscheidung über den Umzug zum Großvater beteiligt wurde, kennzeichnet er den Umzug zum Großvater nicht als Belastung. Die Ressourcen, die ihm in dieser Zeit insbesondere durch die Person des Opas und die Beziehung zu ihm bereitgestellt wurden, wogen die Belastungen um ein Vielfaches auf.

In der Zeit beim Großvater hatte Matteo die Möglichkeit, in seiner eigenen Wahrnehmung eine Normalität zu erleben, die er bei den leiblichen Eltern seit seiner frühen Kindheit vermisste, „da hab ich eigentlich so zum ersten Mal äh erlebt wie das eigentlich sein kann, wenn Leute mal normal sind“.

Die Normalität spiegelte sich insbesondere in einer positiven emotionalen Beziehung zum Großvater wieder. Die positive Emotionalität des Großvaters stellte für Matteo eine vorher nicht gekannte Ressource dar. Der Großvater erwies sich darüber hinaus als ein Genie in der Gestaltung partizipativer Strukturen im Alltag: Matteo wurde an sämtlichen Entscheidungen beteiligt und fühlte sich vom Großvater durchgängig ernst genommen, „ja es war aber sehr gut, es war sehr dem- demokratisch sag ich jetzt mal im Erziehungsstil ähm ja so, jeder durfte irgendwie was mitbestimmen, irgendwie, was

gekocht wurde, wurde oder was eingekauft wurde, war sehr gut, also es wurde auch sehr offen geredet (..) ja, es war sehr gut“.

Im Übergang entstanden folglich neue Entwicklungschancen für Matteo. Die Zeit mit dem Großvater erweist sich im Rückblick als Lebensabschnitt, in dem Matteo zentrale Schutzfaktoren entwickelt hat. Die Kultur beim Großvater war darüber hinaus ein wichtiges Lernfeld auf mehreren Gebieten: Matteo hatte beim Großvater die Möglichkeit, die früher ersehnte Normalität erstmalig zu erleben. Dass er diese Möglichkeit ausgerechnet bei seinem Großvater, also einem Familienmitglied, bekam, erweist sich langfristig als wichtiger Schutzfaktor für die eigene Identitätsentwicklung und die Beantwortung der Frage nach der eigenen Normalität. Beim Großvater lernte er darüber hinaus mit seinen Schwestern gemeinsam demokratisch Entscheidungen zu treffen. Die Kompetenz, Entscheidungen gemeinsam auszuhandeln und das Entschiedene dann umzusetzen erweist sich in einem späteren Übergang noch als überlebenswichtig für die Geschwistergruppe. Die Beziehung zum Großvater, einer als normal verstandenen, konstanten Bezugsperson, erweist sich in der folgenden Lebensgeschichte ebenfalls als außerordentlich wichtig. In allen Stationen, mit allen Personen, die auf Matteos Lebensbühne auftauchen und verschwinden, erweist sich der Großvater als konstante Person, die Matteo über die gesamte Lebensspanne ein enormes Sicherheitsgefühl vermittelt.

7.1.2.2 Großvater – Herkunftsfamilie

Bei Matteos zweitem Übergang, vom Großvater zurück zu den Eltern, handelte es sich um einen lange im Voraus geplanten Übergang. Bereits als Matteo zum Opa kam, stand fest, dass er wieder zu den Eltern zurückkehren würde. Die Rückkehr wurde daher nicht als ein besonderes Ereignis erlebt, sondern hat einen sehr selbstverständlichen Charakter. Der Großvater blieb trotz der Rückkehr zu den Eltern eine wichtige Person.

Erst im Prozess des Übergangs, nachdem Matteo bereits einige Zeit mit seinen Eltern verbracht hatte, stellten sich erhebliche Belastungsmomente ein. Das Verhalten der schon vorher als nicht normal erlebten Eltern erschreckte den Jungen zunehmend. Trotz früher wahrgenommener seltsamer Verhaltensweisen bei den Eltern wurde die Rückkehr als Übergang in eine veränderte Familie erlebt.

Die zentralen Belastungen traten nicht direkt in Folge des Übergangs auf, sondern steigerten sich sukzessive durch die zunehmend schlimmer werdenden psychischen Erkrankungen der Eltern und deren damit einhergehendes abweichendes Verhalten.

Der Verkauf des Hauses, die Instabilität der Familie und zunehmend chaotischer werdende Lebensverhältnisse brachten weitere Belastungen mit sich. Normalität wurde zu einer zunehmend knappen Ressource. Über einen bestimmten Zeitraum konnte sie noch beim

Vater wahrgenommen werden, „in der Zeit war eigentlich so mein Vater eher so, den ich als normal äh empfunden habe“, später nur noch in der Beziehung zu den Schwestern. Die Entwicklungschancen wurden durch die Lebenssituation in dieser Kultur immer mehr abgeschnitten. Als Prozess verstanden entwickelte sich der Übergang vom Großvater zur Herkunftsfamilie dauerhaft in eine Abwärtsspirale für Matteo. Die Eltern waren für die Kinder keine Quelle von Ressourcen, weder materiell noch emotional. Die Familie hatte keinen festen Wohnsitz, das Verhalten der Eltern war in höchstem Maß abweichend und unberechenbar, die Familie lebte sozial isoliert, selbst der Schulbesuch wurde den Kindern untersagt. Als Ressource dienten nur noch die zurückliegende Zeit beim Großvater und das dort erlernte sowie die Beziehungen der Geschwister untereinander.

7.1.2.3 Herkunftsfamilie – zweite Pflegefamilie

Der nächste Übergang, von den leiblichen Eltern zur zweiten Pflegefamilie, kann als eine Flucht aus höchster Gefahr verstanden werden. Die Bedingungen in der Herkunftsfamilie waren für die Geschwister äußerst belastend. Der Übergang war mit langem Atem von den Geschwistern heimlich geplant und ausgiebig diskutiert worden,

„wir ham an dem Abend davor, bevor wir ähm ja praktisch mitten in der Nacht äh losgegangen sin, ham das besprochen (.) (räuspert sich) meine Schwester hat gesagt, jeder ähm kann seine Meinung ganz offen sagen und wenn jemand das nicht möchte, ja, dann bleiben wir alle hier, wir gehn nicht einzeln, und Anfang war das, war das so, anfangs ähm wollt ich des eigentlich nicht, ähm ja, hat sich das dann wieder eigentlich hinausgezögert, genau, es waren eigentlich zwei Treffen, also nich ein Treffen, sondern zwei, ja und dann nach zwei Wochen war, hab ich dann aber auch gemerkt ähm, ja dass mein Vater immer komischer wurde, hab auch immer mehr Angst vor ihm bekommen, weil er sich auch ähm wie meine Mutter immer mehr verändert hatte, also so dass praktisch so sein ähm paranoischen Phasen immer länger wurden, ja, und ja, dann ham wir uns dann selbst angezeigt bei der Polizei (.) hatten natürlich Angst ähm, dass mein Vater uns dann ähm, weil die sehr in der Nähe war vom Hotel, diese Polizeistation, dass er uns praktisch entdeckt, und so und wenn der uns entdeckt hätte, dann wärn wir glaub ich alle (.) grün und blau geschlagen worden“.

Die Flucht war mit großen Risiken verbunden und war von den Kindern selbst initiiert und forciert, entsprach also dem einvernehmlichen Willen der Geschwister.

Da es sich um eine heimliche Flucht vor den Eltern handelte, bedeutete der Übergang einen kompletten Bruch mit den Eltern. Für die Geschwister war klar, dass es danach kein Zurück mehr geben könnte. Vor dem Übergang war den Kindern bewusst gewesen,

dass mit der Flucht ein neuer Lebensabschnitt ohne die Eltern beginnen würde. Von der Polizei wurden die Kinder an das zuständige Jugendamt vermittelt und von diesem in eine Übergangspflegefamilie. Es war für alle Seiten von Anfang an beschlossen, dass diese Pflegefamilie kein dauerhafter Lebensort sein würde.

Der Eintritt in diese Pflegefamilie bedeutete für Matteo einen starken Kontrollverlust, „und dann war mir das so peinlich, weil ich irgendwie gedacht hab, ich würde das nicht richtig machen und dann hab ich mich irgendwie geschämt mir das Brötchen zu schmiern und hat dann praktisch meine älteste Schwester mir das Brötchen geschmiert, ja das war für mich schon ähm war komisch, also“.

Dafür liegen mehrere Gründe vor: Beim Eintritt in die neue Familie realisierte Matteo den Bruch und den Neuanfang durch die Konfrontation mit der neuen Kultur. Seine alten kulturellen Muster erwiesen sich als unbrauchbar, er musste neue Regeln und neue Gepflogenheiten erlernen sowie die dahinter stehenden Denksysteme begreifen. Das gesamte Setting wirkte fremd auf ihn.

Die gesamte Übergangszeit entwickelte sich für Matteo zu einer großen Belastung. In der neuen Kultur fand Matteo wenig Bekanntes, an das er anknüpfen konnte. Seine wenigen für ihn wertvollen Mitbringsel wurden ihm weggenommen. Die Hoffnung, mit der Flucht vor den als nicht normal erlebten Eltern wieder in ein von Normalität und Beziehungsorientierung geprägtes Umfeld zu kommen wie beim Großvater, erwies sich als trügerisch. Die Pflegefamilie zeigte in dieser Situation keine Sensibilität für Matteos besondere Situation. Sie forderte vollständige Anpassung an ein starres Regelsystem ein, das Matteo nicht kannte, „weil ähm fremdes Kind und so ähm kennt natürlich nicht alle Gepflogenheiten“. Mitsprachemöglichkeiten boten sich Matteo hier nicht. Für die Organisation der neunköpfigen Familie war dieses Regelsystem möglicherweise funktional, aus der Sicht der Pflegefamilie also erklärbar. Für Matteo war es jedoch kontra indiziert. Matteos Schwestern gelang die Anpassung, ihm selbst nicht. Sein Regelverstoß führte zum Ausschluss. Seinem Bedürfnis nach Beziehung zu normalen Menschen wurde nicht begegnet. Durch die nicht vorhandene Empathie für Matteos Situation und das starre Festhalten der Pflegefamilie an den in ihrer Kultur geltenden Regeln wurden Matteos weitere Entwicklungsmöglichkeiten in dieser Kultur versperrt. Die wenigen Wochen verbrachte er überwiegend mit Zimmerarrest. Was Matteo hier lernte ist, dass das Leben in einer Pflegefamilie anders ist, als das Leben mit den leiblichen Eltern. Daran konnte er in anderen Pflegefamilien, in denen er zu späteren Zeitpunkten lebte, wieder anknüpfen.

7.1.2.4 Zweite Pflegefamilie – dritte Pflegefamilie

Matteos vierter Übergang ist der Wechsel von der Kurzzeitpflegefamilie, in der Matteo die meiste Zeit mit Zimmerarrest verbrachte, in ein Pflegeverhältnis, das als ein dauerhaftes angelegt war.

Die Vermittlung erfolgte vom Jugendamt nach Vorschrift. Die drei Geschwister sollten gemeinsam in eine Pflegefamilie kommen. Es fanden erste Kennenlernetreffen zwischen den Geschwistern und der künftigen Pflegefamilie statt, die Beteiligten fanden sich sympathisch. Die zuständige Jugendamtsmitarbeiterin fragte die Kinder, ob sie es sich vorstellen könnten, zukünftig mit dieser Familie zu leben. Aus Matteos Ausführungen geht nicht eindeutig hervor, ob es sich um eine echte Partizipation an der Entscheidung handelte. Es liegt nahe, davon auszugehen, dass es sich vielmehr um eine Scheinpartizipation handelte, da Matteo keine Anhaltspunkte dafür liefert, dass die drei Kinder den Wechsel in die Pflegefamilie ohne zwingende Gründe ablehnen hätten können oder dass ernsthaft über alternative Unterbringungen nachgedacht wurde.

Der Übergang in die Dauerpflege stellte für Matteo vorerst eine Entlastung dar. Die Dauerpflegefamilie erlebte er als sympathisch. Im Gegensatz zur vorherigen Familie waren die Hierarchien flexibler, auch das Regelsystem war lockerer. Beides kam Matteo entgegen. Die positiven Rahmenbedingungen insbesondere in Form einer gesicherten Versorgungssituation erwiesen sich als außerordentliche Entlastung für die Kinder. Sie ermöglichte eine Reduzierung der Abhängigkeiten unter den Geschwistern. Zum ersten Mal konnten Streitigkeiten und Konflikte untereinander altersgemäßem ausgetragen werden. Gleichzeitig wurden außerfamiliale Kontakte für Matteo erstmals in seiner Lebensgeschichte wichtig. Die äußere Sicherheit in der Pflegefamilie, die offensichtlich als solche auch kommuniziert wurde, eröffnete Matteo also nun neue Entwicklungschancen, vor allem im zwischenmenschlichen Bereich.

Gleichzeitig brachte der Übergang aber neue Belastungen mit sich. In der Familie erfolgte keine echte Integration, es entstand vielmehr ein Nebeneinander der Kultur der Geschwister und derjenigen der Pflegefamilie. Es entwickelten sich keine stabile Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern und den Pflegekindern, sondern vielmehr ein Nebeneinander. Selbst in der Aufteilung des Wohnraums blieben manche Bereiche für die Pflegekinder tabu, „bezogen auf das äh Wohnzimmer war das eigentlich immer für uns als Pflegekinder immer tabu gewesen, eigentlich es war dann so, dass in der Küche ähm (.) das war dann eigentlich unser Wohnzimmer“.

Die Belastungen, die daraus hervorgingen, hielten sich jedoch für Matteo über lange Zeit auf einem sehr moderaten Niveau und wurden durch wichtige Ressourcen - gesicherte Versorgungssituation und außerfamiliale Kontakte - zumindest zeitweilig weitgehend kompensiert. Trotz reduzierter Abhängigkeiten unter den Geschwistern erwiesen sich

die Schwestern als konstante Bezugspersonen auch weiterhin als wichtige Ressource für Matteo. Die seit dem Aufenthalt in der zweiten Pflegefamilie veränderten Normalitätsansprüche - „ich hab gedacht es wär normal“ -, halfen, die Pflegekinderrolle, die ihm in dieser Familie zugeordnet wurde, akzeptieren zu können.

7.1.2.5 Dritte Pflegefamilie – Vierte Pflegefamilie

Bei diesem Übergang handelt es sich um einen Wechsel von dem Pflegeverhältnis, das als Dauerpflege angelegt war, in eine vierte Pflegefamilie.

Als Hauptgrund für die Beendigung der Dauerpflege beschreibt Matteo die Überforderung der Pflegefamilie. Matteo schließt aus heutiger Perspektive, dass die Pflegefamilie von Anfang an nicht geeignet war, und dass das Jugendamt die Pflegefamilie nicht sorgfältig genug ausgewählt hatte. Die Mitglieder der Pflegefamilie sahen die Problematik laut Matteo allerdings bei den Pflegekindern, die zu temperamentvoll und zu laut waren. Am Ende des Aufenthalts galten Matteo und die Schwester als „schwierige Kinder“, die nicht „familientauglich“ waren. Die Beendigung des Aufenthalts in der dritten Pflegefamilie war bereits beschlossen, der Übergang also vorbereitet, als Matteos leiblicher Vater, der kein Umgangsrecht hatte, die Kinder über einen Privatdetektiv ausfindig machte. Matteo und seine Schwestern mussten daher unverzüglich vor dem Vater in Sicherheit gebracht werden. Entgegen der Pläne der Professionellen musste der Übergang daher unter immensem Zeitdruck bewerkstelligt werden. Es blieb nicht einmal Zeit für die Verabschiedung von den ausgesprochen wichtigen Freunden.

An dieser Stelle wurden erstmals die Geschwister getrennt. Matteos Berichten zufolge kam die älteste Schwester in ein Internat, Matteo und die mittlere Schwester kamen in eine professionelle Pflegefamilie.

Den Eintritt in diese professionelle Pflegefamilie erlebte Matteo als sehr positiv – trotz aller implizit vorhandenen Belastung (Trennung vom gewohnten Lebensort, der Pflegefamilie, den Freunden und von der ältesten Schwester, Konfrontation mit dem leiblichen Vater, neue Menschen, neue Schule, neue Regeln, etc.). Die dortige Kultur, die sich durch professionellen Umgang mit den Schwierigkeiten der Kinder, ihre Integrativität und ihre Beziehungsorientierung auszeichnete, eröffnete Matteo neue Entwicklungschancen. Er erlebte, dass es Menschen gibt, für die er keine Überforderung darstellt. Diese Erfahrung bot ihm die Möglichkeit zum Erproben neuer Identitätskonzepte. Die Erfahrung, als Pflegekind nicht vom Familienleben ausgeschlossen zu werden, sondern in ein, wie er es beschreibt, bunt durchmisches Lebensumfeld integriert zu werden, erlebte er ebenfalls als wichtige Ressource, und damit als entwicklungsfördernd. Mit dieser Erfahrung knüpfte er an seine beim Großvater erworbenen Normalitätsvorstellungen an.

In der Kultur der Pflegefamilie konnte Matteo darüber hinaus an verschiedenen anderen früheren Erfahrungen anknüpfen. Die Integration in das Feld der Gleichaltrigen knüpfte an die Erfahrung seiner außerfamilialen Kontakte bei der vorherigen Pflegefamilie an. Die Beziehungsorientiertheit und Integration als Pflegekind knüpfte an die Erfahrung beim Großvater an, genauso wie die religiöse Grundhaltung der Pflegefamilie. Allumfassend schreibt Matteo dieser Pflegefamilie dasselbe Charakteristikum zu wie der Zeit beim Großvater: Normalität.

Die Entlastung, die er dadurch erfuhr, schlug sich insbesondere in neuen Entwicklungschancen nieder: Er fühlte sich in der Familie wohl, hatte den Kopf frei für seine schulischen Belange und konnte trotz der kurzen Aufenthaltsdauer mit Hilfe der Pflegeeltern, insbesondere der Pflegemutter, erheblich schulische Verbesserung erzielen.

Die Belastungen, die aus dem Abbruch des früheren Pflegeverhältnisses hervorgingen, sowie aus der Gewöhnung an die neue Familie und an deren Regeln wurden im Vergleich zu den durch die Pflegefamilie bereitgestellten Ressourcen als unwesentlich wahrgenommen.

7.1.2.6 Vierte Pflegefamilie – Wohngruppe

Während Matteos Aufenthalt in der professionellen Pflegefamilie, in der sich Matteo sehr wohl gefühlt hat, wurde vom Jugendamt ein neuer Übergang eingeleitet. Weder für Matteo noch für die Mitglieder der professionellen Pflegefamilie war dieser Schritt verständlich. Beide Seiten hatten einer dauerhaften Aufnahme Matteos in die Familie ausdrücklich zugestimmt.

Da Matteo aber für das Jugendamt als „schwieriges Kind“ galt, das darüber hinaus „familienuntauglich“ war, konnte – aus Sicht der Jugendamtsmitarbeiterin – keine dauerhafte Unterbringung dort erfolgen. Matteo wurde daher in eine Heimgruppe vermittelt. Die Heimunterbringung erfolgte gegen Matteos ausdrücklichen Willen, trotz einer anderen Alternative, die seine volle Zustimmung gefunden hatte. Matteo wurde zu keinem Zeitpunkt verständlich gemacht, warum er nicht in der Familie bleiben konnte. Die Erklärungen, die er für sich selbst findet, bleiben im Raum der Wahrscheinlichkeiten, „ja diese wollte uns gerne aufnehmen, aber weil ähm diese in eine freie (.) freie Gemeinde gingen, also freikirchliche Gemeinde gingen, ähm war das anscheinend nich so gern gesehn beim Jugendamt und deswegen wurde äh der Antrag für Pflege ähm abgelehnt“.

Die Aufnahmekultur widersprach Matteos Normalitätsvorstellungen fundamental. In seiner Phantasie blieb die Wohngruppe immer nur eine Übergangslösung, in der er solange verweilen würde, bis sich wieder eine Familie gefunden hätte.

In der Folge des Übergangs stellten sich zahlreiche Belastungen bei Matteo ein. Er litt unter der Institution mit ihren Logiken, die die Etablierung von Beziehungen unmöglich machten. Er litt zudem unter dem Verhalten der erwachsenen Akteure, insbesondere unter dem Erleben von Zuschreibungen („familienuntauglich“), Verrat durch die Therapeutin im Heim, der Respektlosigkeit der Erzieher und unter den fehlenden Partizipationsmöglichkeiten. Die Allpräsenz des Jugendamts, das er in der Einleitung des Übergangs als feindselig erlebt hatte, steigerte diese Belastungen weiter und verschlechterte die Beziehung zu den erwachsenen Ansprechpartnern in der Wohngruppe. An manchen Stellen im Interview mit Matteos wurden diese systematisch unter einer Gruppe subsumiert: vertrauensunwürdige Erwachsene. Der Aufenthalt im Heim führte zusätzlich zu Belastungen durch Selbst- und Fremdstigmatisierung. Matteo kam dort immer mehr in einen Kreislauf des schwer erziehbaren, schwierigen Kindes, das sein negatives Verhalten ständig steigern musste. Unter anderem begann damit eine deviante Karriere.

Im Umgang mit den Gleichaltrigen litt Matteo unter der Allpräsenz psychischer Erkrankung, die ihn an seine Erfahrungen mit den leiblichen Eltern erinnerte, und ihn zwang, sich mit der Frage nach eigenen Anteilen psychischer Erkrankung auseinanderzusetzen. Weitere Belastungen gingen von dem ständigen Wechsel der Mitbewohner in der Heimgruppe aus. Durch die hierarchisch strukturierte Beziehungen unter den Peers, innerhalb derer Matteo sich anfangs ganz unten in der Hierarchie befand, fühlte er sich gezwungen, sich innerhalb der Struktur hochzuarbeiten. Dies forcierte die Entwicklung eines bestimmten Persönlichkeitsprofils, das sowohl positive – entwicklungsfördernde – aber auch negative – Entwicklungschancen verschließende – Komponenten in sich barg.

Die Entwicklungschancen bezogen sich dabei auf das Erlernen von Sozialkompetenzen und Leitungskompetenz in der Gruppe. Diese Chancen wurden jedoch weitgehend konkurrenziert durch die Erfordernisse in dieser Struktur: Wer in der Hierarchie aufsteigen wollte musste hart sein, stark sein, sich durchsetzen können. Bei Matteo bewirkte dies das Abschließen von Emotionen. Nach außen hin wurde er hart, innerlich litt er – als Konsequenz aus sämtlichen Belastungen in der Heimgruppe – unter immensem Stress, der sich nach einiger Zeit auch in körperlichen Symptomen manifestierte, zum Beispiel „kreisrundem Haarausfall“.

7.1.2.7 Wohngruppe – fünfte Pflegefamilie

Matteos Übergang von der Wohngruppe in die fünfte Pflegefamilie war ein selbst gewählter und sogar selbst erkämpfter Übergang.

In der Wohngruppe, dem Ort, an den er selbst nie wollte, lernte er über seine Schwester den künftigen Pflegevater kennen. Als die leibliche Schwester nach einjährigem Kampf

zu den Pflegeeltern durfte, erfuhr er, dass die Pflegeeltern bereit waren, auch ihn aufzunehmen. Matteo war begeistert. Zuerst sah es für ihn so aus, als ob ein Wechsel in die Pflegefamilie zügig erfolgen könnte. Die erste Freude wurde jedoch schnell gedämpft, als die MitarbeiterInnen des Jugendamts und des Heims die Bitte ablehnten. Die Diagnose „familienuntauglich“ wurde als Begründung für die Ablehnung herangezogen. Infolgedessen entstand ein „zweijähriger Kampf“ zwischen Matteo, den Pflegeeltern, dem Jugendamt und der Heimeinrichtung über den Wechsel in die Pflegefamilie.

Matteo kämpfte mit den ihm zur Verfügung stehenden Waffen: Er kontaktierte regelmäßig das Jugendamt, erklärte, dass er nicht länger in der Heimeinrichtung bleiben wollte, und drohte mit rechtlichen Schritten. Die Pflegeeltern wählten unterdes den Rechtsweg und kämpften so dafür, dass Matteo zu ihnen kommen durfte.

Während dieser Zeit erlebte Matteo in der Heimeinrichtung viel Negatives. Er wurde von den MitarbeiterInnen respektlos behandelt,

„ja, die Erzieher ham mir auch ähm, auch äh praktisch über mich gespottet, ähm weil ich da an dieser Hoffnung festgehalten habe, dass ich zu dieser Pflegefamilie hinkomme, haben dann gesagt ja, ich würd ja eh nicht hinkommen, ähm (..) ja auch teilweise Wetten drüber abgeschlossen, ähm ob ich hinkomme oder nich“, von seiner Therapeutin erlebte er Verrat,

„weil ähm die Psychologin hat vorne rum das gesagt zu mir und hintenrum hat sie ähm ganz andere Diagnosen gestellt und ähm, ja, also ich hab mich hintergangen gefühlt“,

und die Mitarbeiterin des Jugendamts nahm er als „machtgierig“ und „unverschämt“ wahr. Als Folge entwickelte er körperliche Stresssymptome („kreisrunder Haarausfall“), Verhaltensauffälligkeiten und deviante Züge („Klauen“, „Kiffen“, „Prügeln“).

Trotz Matteos offensichtlich negativer Entwicklungen standen die Pflegeeltern zu ihrer Entscheidung, den Jungen bei sich aufzunehmen und kämpften weiter. Es fanden regelmäßige Besuchskontakte statt, bei denen Matteo die Pflegeeltern näher kennen lernen konnte und die Beziehung zu ihnen vertiefen konnte.

Kurze Zeit nach der Gerichtsverhandlung, bei der richterlich entschieden wurde, dass Matteo zu den Pflegeeltern durfte, erfolgte der Umzug. Der Richter zeigte mit dieser Entscheidung und seiner Begründung dafür mehr pädagogische Feinfühligkeit als sämtliche betreuende Pädagogen um Matteo.

Matteo beschreibt den Umzug zu den Pflegeeltern als ein lange ersehntes nach Hause kommen, „es war so für mich wie als ob ich ähm nach Hause kommen würde“.

Das „nach Hause kommen“ beinhaltet für ihn zur Ruhe kommen, Normalität erleben, eine intensive Beziehung zu den Pflegeeltern leben, als Person akzeptiert werden, sich nicht fremd fühlen und einen Ort zu haben, an dem die Vergangenheit aufgearbeitet werden kann.

Die beziehungsorientierte Kultur vermittelte Matteo die Gewissheit, dass er von seinen Pflegeeltern gewollt ist. Die bedingungslose Zuneigung der Pflegeeltern, insbesondere der Pflegemutter, und das Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, erlaubt es ihm, neue Identitätskonzepte über die früheren Zuschreibungen hinaus zu erproben und für sich selbst anzunehmen,

„nja es hat eigentlich damit aufgehört als ähm als ich wusste, dass ich dann hinkomme, weil ich hab ja viele Sache ähm aus dem Hintergrund gemacht, ähm weil die gesagt ham, ja ich bin schwererziehbar und irgendwie ja, schlimmer Kerl und so, hab ich gedacht, ja, dann mach ich das mal eben dann, dann zeig ich das ähm das mal wie schlimm das is, türlich dann halt auch Pubertät und so und, ne aber es hat dann aufgehört, eigentlich, doch hat aufgehört“.

In der Aufnahmekultur entstand so eine Vielzahl an neuen Entwicklungschancen für Matteo, die insbesondere an den Grundmustern der Kultur festzumachen sind. Diese Grundmuster können als wichtige Ressourcen für Matteo verstanden werden: Die Akzeptanz der Pflegeeltern, die entgegen aller Zuschreibungen und Diagnosen vollständig für das Kind gilt, das Vertrauen zwischen den Mitgliedern und das Vertrauen der erwachsenen Mitglieder in Matteo, sowie die Förderung auf verschiedenen Ebenen, die daraus hervorgeht.

Trotz der Entwicklungschancen brachte der Übergang – insbesondere in der ersten Zeit – eine Vielzahl an Belastungen für Matteo und die Pflegeeltern mit sich. Matteo musste einen Teil seiner lieb gewonnenen Freiheiten aufgeben und sich an die Regeln in der Pflegefamilie anpassen. Das war für lange Zeit ein harter Kampf, der für beide Seiten „grenzwertig war“. Es folgten Auseinandersetzungen mit den Pflegeeltern über Erziehung, Regeln, Verhalten. Matteo reagierte mit Sturheit, „knallte Türen“ und redete nicht mit den Pflegeeltern.

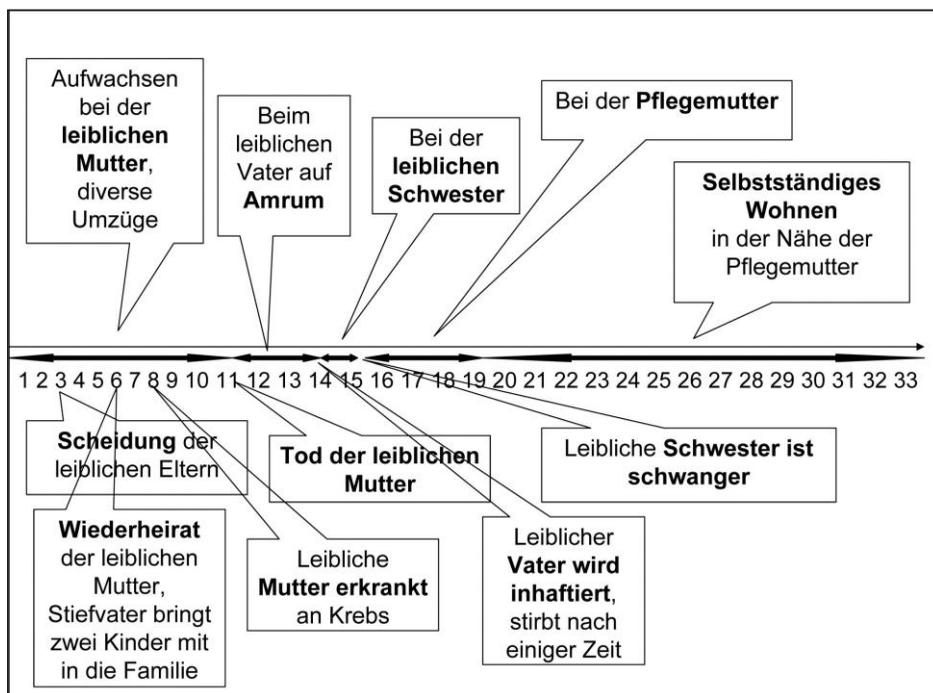
Die Reaktion der Pflegeeltern auf das Verhalten war wiederum von Beziehungsorientierung und gleichzeitig von Konsequenz und Geradlinigkeit gekennzeichnet.

7.2 Iris

7.2.1 Iris Lebensgeschichte

Iris war die erste Interviewpartnerin in unserer Studie zum Aufwachsen von Pflegekindern. Sie wurde nicht über ein Jugendamt oder einen Dienst für unser Projekt vermittelt, sondern hat sich selbst anknüpfend an Presseberichte über das Forschungsprojekt „Aufwachsen in Pflegefamilien“ und eine öffentliche Veranstaltung des Forschungsbereichs Pflegekinder an der Universität Siegen zu einem Interview bereiterklärt. Mit ihren dreiunddreißig Jahren war sie bisher die älteste Interviewte. Iris ist eine sympathische junge Frau. Mit ihr habe ich ein siebzigminütiges Interview geführt, außerdem hat sie an einer Gruppendiskussion teilgenommen. Auch ihre Lebensgeschichte weist einige Tiefpunkte auf. Wie sie es geschafft hat, diese zu überwinden wird sie bis heute regelmäßig gefragt, aber „kann dat überhaupt net sagen“.

Zur Veranschaulichung wurden auch ihre Lebensabschnitte in einer Graphik dargestellt:



Die Kindheit in der leiblichen Familie – „bei uns wurde nicht gesprochen, bei uns wurde geschlagen, aber nicht gesprochen“

Als drittes Kind ihrer Familie wurde Iris vor dreiunddreißig Jahren in ihre leibliche Familie hineingeboren. Ihre Mutter hatte im Alter von neunzehn Jahren den leiblichen Vater geheiratet. Vor Iris Geburt waren aus der Ehe zwei Kinder hervorgegangen, Iris älteste Schwester, die nur kurze Zeit nach der Heirat der Eltern geboren war und sieben Jahre älter ist als Iris, und ein älterer Bruder, der fünf Jahre älter ist als Iris.

Als Iris drei Jahre alt war wurde die Ehe der leiblichen Eltern geschieden. Iris und die beiden älteren Geschwister lebten in der Folge bei der leiblichen Mutter.

Kontakt zum leiblichen Vater, der zwischenzeitlich nach Amrum gezogen war, bestand seitdem nur sehr lose. Iris und die Geschwister mussten jährlich drei Wochen im Sommer bei ihm verbringen, darüber hinaus fanden keine Treffen statt.

Seit der Scheidung wurde der leibliche Vater in der Familie nur negativ thematisiert, „also es (...) über mein Vater wurde nie gut gesprochen, da kann ich mich dran erinnern, also ich war ja noch ganz klein als meine Eltern sich scheiden lassen und über ihn wurde nie gut gesprochen, also wenn überhaupt über ihn gesprochen wurde, dann sehr schlecht ähm (...) und es es war auch immer alles so undurchsichtig für mich als Kind und heute im Nachhinein jetzt wo ich doch viel älter bin ist es auch immer noch sehr undurchsichtig. Also die ganze Verwandtschaft mütterlicherseits (...) ähm (...) hat eigentlich nie n gutes Haar an ihm gelassen, also es war immer, er war immer so ähm derjenige, der nie das Geld vorbeibringt und auf den kein Verlass ist, der so unzuverlässig ist, der sich nicht kümmert und ähm (...) der auch einfach kein guter Mensch ist“.

Die Familiensituation, in der Iris bei ihrer Mutter aufwuchs, war von materieller Armut gekennzeichnet,

„also ich hatte, ich weiß noch ganz genau als ich, als ich sechs Jahre alt war kriecht ich von meinem Bruder, der ja nun fünf Jahre älter ist als ich, kriechte ich die Pullover und es warn, ich weiß noch genau, es warn dunkelgrüne Nickipullover, und ich hasse bis heute Nicki, weil ich die alle auftragen musste, ja, ich musste also die, die ganzen Sachen dama- von damals auftragen“,

und von Stigmatisierung durch das soziale Umfeld:

„Je älter ich werde, und je näher ich an dieses Alter ran komme, desto mehr wird mir bewusst, wie jung die [leibliche Mutter] eigentlich war und wie furchtbar das für die auch alles gewesen sein muss mit diesen drei Kindern auf einmal da zu stehn, ähm kein Geld zu haben (...) war ja glaub ich, ja, ich glaub damals gabs schon Sozialamt natürlich, aber ja doch ganz anders wie heute und man war ja auch gebrandmarkt auch durch die Scheidung, man war, man war, ne geschiedene Frau mit drei Kindern“.

Seitdem Iris sich erinnern kann, war ihre Mutter mit ihrer Lebenssituation überfordert gewesen. Die Bedürfnisse der Kinder wurden daher regelmäßig übergangen, „also was ich wirklich als belastend empfunden hab war einfach die Tatsache, ähm (..) wenn so Feiern stattgefunden ham, Kindergartenfeste, Einschulungen, Schulfeste ähm, dass von meiner Familie da nie einer da war. Also ich war auch immer so n Kind, was dann so bei, irgendwo anders mit bei, mit geschoben wurde, geh mal da mit und so dann biste net alleine also das fand ich sehr schlimm als Kind oder empfind ich auch heute noch sehr schlimm“.

Als Iris sechs Jahre alt war, ging ihre Mutter eine Versorgerehe mit einem 14 Jahre älteren Mann ein,

„ich glaub schon, dass sie einfach n definitiv den erstbesten Mann genommen hat, der ihr dann über den Weg lief und der sie dann auch versorgt hat einfach“.

Als zentrales Persönlichkeitsmerkmal dieses Mannes stellt Iris seine Gewalttätigkeit heraus, die alle Familienmitglieder zu spüren bekamen. Iris leibliche Mutter konnte sich nicht gegen die Gewaltausbrüche zur Wehr setzen.

Der Stiefvater brachte zwei eigene Kinder mit in die Familie. Mit fünf Kindern und einem gewalttätigen Ehemann nahm die Überforderung der Mutter weiter zu.

Es folgten mehrere Umzüge im Umkreis von T-Stadt, die teilweise mit einem Schulwechsel verbunden waren und die Iris im Rückblick als sehr belastend erlebt.

Als Iris acht Jahre alt war, wurde bei der leiblichen Mutter eine Krebserkrankung diagnostiziert. Die ohnehin schwierige Familiensituation wurde dadurch noch prekärer. Die Mutter war krank und schwach, der Stiefvater gewalttätig, es wurde geschlagen, nicht geredet, Gefühle und die Bedürfnisse der Kinder hatten keinen Raum. Iris lernte Gefühle – auch körperlichen Schmerz – zu unterdrücken,

„was mir von meiner Ursprungsfamilie sehr mitgegeben worden is, ähm, es liegt also keiner auf der faulen Haut, und es äh, wird auch nich simuliert wenn mer krank is ähm, man geht auf die Arbeit und man geht auch in die Schule und auch wenn man halbtot is also das is so wirklich, hört sich jetzt so n bisschen überzogen an, aber es war tatsächlich so, also ähm (...) ich weiß, dass ich mal in der Schule war, und dass ich dann da, also dass dass ich mir da den Finger eingeklemmt hab und (..) ich bin nicht nach Hause gegangen, weil man hatte gefälligst in der Schule zu sein. Und als ich dann nach Hause kam, ich weiß nicht, ich glaub ich war acht oder so, also dann is mir dieser Finger tatsächlich so halb abgefallen, weil ähh, ich hatte auch tierische Schmerzen, ich weiß dat noch genau, aber bei uns ging man nicht nach Hause und man ging in die Schule und man ging auch auf die Arbeit. Also das war so n (..) ähm, also dat war wirklich so n Leitsatz“.

Nach dreijähriger Krankheit starb Iris leibliche Mutter im Alter von 38 Jahren. Iris war zu diesem Zeitpunkt elf Jahre alt.

Beim Vater auf Amrum – „es hatten eigentlich kaum Kontakte stattgefunden“

Nur wenige Tage nach dem Tod der Mutter – zwei Tage vor Weihnachten - wurden Iris und ihr Bruder darüber informiert, dass sie nach Weihnachten vom leiblichen Vater abgeholt würden und in Zukunft bei diesem wohnen würden,

„also es hieß dann zum Beispiel als meine Mutter gestorben is, ähm, das war der 22. Dezember und dann hieß es irgendwann am 27. Dezember kommt euer Vater und holt euch ab (..) und es es is nicht erklärt worden, man is nich inf- also mit-, es wurde nicht gesprochen einfach also, dann hieß es auf einmal, ja, der kommt und dann holt der euch ab, ihr müsst packen und dann wohnt ihr auf Amrum und dann war das so, da wurde dann auch nich drüber gesprochen oder nachgefragt oder irgendwie noch irgendwas zu erzählt oder (..) es ging alles, also es wurde einfach alles so beschlossen und als dann ähm, als wir dann auf Amrum gewohnt ham, ham wer halt auf Amrum gewohnt, also es w-wurde auch auch wieder nich viel drüber gesprochen, auch nich so (..) wies immer so schön heißt, Trauerarbeit geleistet“.

Iris weiß bis heute nicht, warum sie nicht bei ihrem Stiefvater bleiben konnten. Den Kindern wurde nichts erklärt, sie hatten keine Möglichkeit an der Entscheidung mitzuwirken, sie wurden schlicht über die getroffene Entscheidung informiert.

Die Anfangszeit auf Amrum erlebte Iris als sehr spannend, sie genoss die neue Umgebung. Dauerhaft litt sie jedoch an der Beziehungslosigkeit. Der Vater war aufgrund seiner Berufstätigkeit selten zuhause und auch mit dem Bruder bestand wenig Kontakt, „also mein Vater ging arbeiten, wir gingen in die Schule, mein Vater war also Koch, das hieß, der war dann abends auch nicht da, also ähm (..) mein Bruder und ich wir warn einfach alleine, wir warn viel alleine (..) ähm (...) es gab Essen, wir ham, wir hatten ne Unterkunft, aber es hat nichts stattgefunden, definitiv, also es gab kein, keine Gespräche, es gab kein (...), es w-war einfach nichts da, so kann man's schon sagen (..)“.

Besonders belastend war für Iris, dass sie während der Zeit beim Vater als heranreifendes Mädchen keine weibliche Bezugsperson hatte, und dass es keine Möglichkeit gab, das vorher Geschehene aufzuarbeiten.

Nach etwa dreijährigem Aufenthalt wurde der Vater inhaftiert. Mehrere Jahre später verstarb er.

Iris Bruder war zum Zeitpunkt der Inhaftierung des Vaters bereits volljährig, sie selbst wurde als vierzehnjährige bei der erwachsenen leiblichen Schwester in T-Stadt untergebracht.

Bei der Schwester in T-Stadt – „es ging einfach weiter, immer weiter, immer weiter, immer weiter“

Über die Zeit bei der leiblichen Schwester berichtet Iris nur sehr wenig. Die Schwester war zu dieser Zeit einundzwanzig Jahre alt und war aufgrund der familiären Vergangenheit stark mit sich selbst beschäftigt. Sie selbst beschreibt Iris als „ziemlich verstört“. Auch in dieser Zeit wurde nichts aufgearbeitet, „es ging einfach immer weiter“. Die ältere Schwester versuchte, Iris so gut wie möglich eine Familie zu ersetzen, aber scheiterte an diesem Anspruch. Sie war mit der Rolle der Ersatzmutter für die jüngere Schwester überfordert. Dauerhaft gab es nur wenige Gemeinsamkeiten,

„meine Schwester ging dann auch arbeiten und (.) äh wir ham dann auch zusammen gewohnt, aber das (..) es war mehr ne Wohngemeinschaft, also da war auch keine Regelmäßigkeit drin. Klar ging ich in die Schule (..) ähm und klar hat man sich auch gesehn, aber ähm, es war mehr n Nebenander herleben, es war kein miteinander leben es hat einfach (...) es musste weitergehn, egal wie, einfach weitergehn“.

Als die Schwester dann schwanger wurde und Iris Tanten auf die Überforderungssituation aufmerksam wurden, wurde beschlossen, gemeinsam mit dem Jugendamt eine andere Lösung zu suchen. Die Jugendamtsmitarbeiterin, eine aus Iris damaliger Sicht sehr sympathische und unkomplizierte Person, schlug ohne Umschweife die Unterbringung bei einer Pflegemutter vor,

„ich weiß, dass die Tür da auf ging und die Frau ging da barfuss in ihrem Büro rum ja und des, ich fand das ganz toll [...], ja, ich fand das ganz ganz toll, weil ich hatte ja auch so ne Vorstellung von Behörde und Amt und da is ja auch alles grau in grau und alles spießig und dann rannte da diese Frau barfuss rum und dann hab ich gedacht (.) toll (.) so, ich hatte so den Eindruck, die schwimmt so gegen den Strom, hatt ich mir damals eingebildet und vielleicht auch so zurecht geschustert ,und die sprach auch ganz normal mit mir, also die sprach überhaupt nicht so ähm Kind und Erwachsener, sondern die sprach, die sprach recht deutlich, [...] und ähm (..) die drückte dann äh (..) meiner Tante, die mit mir zu dieser Frau vom Jugendamt gegangen is, den Zettel in die Hand mit der Adresse und sachte, jaa, ich hab für sie n Termin gemacht, gehn se mal dahin. Und für mich war das irgendwie alles so, so gehn sie mal in Aldi und kaufen sie n Liter Milch, also für mich war das irgendwie alles so g- ganz, für die war dat ganz normal und ich hab doch gedacht, ja aber ich bin doch gar net ganz normal, ich bin doch schon n bisschen anders als die andern (.) und ähm (.) dann sachte sie so zu mir ja ähm (..) geh mal da hin, das is ne ganz liebe Frau, wirst du schon mit klar kommen. Und dann war es das im ersten Moment“.

Bei der Pflegemutter – „ich glaube, ich hab einfach wirklich richtig richtig richtig viel Glück gehabt so“

Auf den Besuch beim Jugendamt folgte der erste Kontakt mit der Pflegemutter, einer verwitweten Frau, die bereits mehrere Pflegekinder aufgenommen hatte. Kurz vor ihrem fünfzehnten Geburtstag besuchte Iris die Pflegemutter erstmalig.

Der erste Eindruck ist ihr bis heute wie ein Film vor Augen geblieben:

„Ich kann mich noch dran erinnern, den ersten Tag wo ich, wo ich da hingekommen bin zu meiner Pflegemutter ähm, die wohnte im ersten Stock und es war ein riesiger Flur man ging also wirklich so ne Empore hoch und sie stand dann in der Tür und dann ging eine riesige Tür auf (klatscht in die Hände) und ich sah diese Frau und ich hab nur gedacht, um Himmels willen, also an der Tür stand auch äh Doktor (klatscht in die Hände), und dann hab ich nur gedacht, nee, drehst, kuckst dir dat jetzt an und dann drehst de dich rum und dann gehst de sofort nach Hause und denkst dir äh musst dir wat anderes suchen oder es muss was anderes für dich gesucht werden, ich weiß nicht so genau und (.), aber weil ich ja auch so diesen Druck (.) in mir hatte oder diesen Druck auch bekam von außen, dass sich jetzt was ändern musste, blieb eim ja auch in dem Moment, man hatte ja nich so viel Möglichkeiten als Kind, ne. Ja und dann kam ich da rein und wir standen in diesem riesigen Flur (.) und man muss dazu sagen, meine Pflegemutter is ne sehr sehr kleine und zierliche Person, also ich ähm, hab hab aus heutiger Sicht hab ich vermutlich da gedacht, naja, mit der wirst du's locker aufnehmen können, so und dann ging aber die Tür auf, oder die wurde so aufgestupst, und um die Ecke kam ein Hund, dat weiß ich noch ganz genau, ich sah diesen Hund und hab gedacht, die Frau hat Tiere (klatscht in die Hände), also wird's dir hier auch gut gehen“.

Es folgte ein längeres freundliches Gespräch, Iris lernte die künftige Pflegemutter und einige Haustiere kennen. Nur kurze Zeit später fand der Umzug statt.

An die erste Zeit bei der Pflegemutter hat Iris ambivalente Erinnerungen. Sie genoss es, dass sich jemand um sie kümmerte und sie umsorgte, dass es regelmäßig Essen gab und sie ihren Hobbys nachgehen konnte, „es war wie in der Werbung“. Gleichzeitig erlebte sie den bürgerlichen Lebensstil der Pflegemutter als „sehr furchtbar und sehr spießig“. Iris fühlte sich eingeengt, musste alte Freiheiten aufgeben, gleichzeitig musste sie neue Kommunikationsformen und Arten der Konfliktbewältigung erlernen.

Anfangs fanden Besuchskontakte mit Iris Tanten statt. Iris erlebte diese sehr negativ und hatte immer den Eindruck, sie müsse ihre Pflegemutter „vor der Herkunftsfamilie schützen“. Später bestand auf Iris Wunsch kein Kontakt mehr zur Herkunftsfamilie. Iris konnte mit der Förderung durch die Pflegemutter ihren Realschulabschluss erfolgreich ablegen und absolvierte im Anschluss eine Ausbildung in der Verwaltung. Bis heute ist

sie trotz einiger Veränderungen im Schwerpunkt der Arbeit beruflich in diesem Bereich tätig.

Die Sorge der Pflegemutter, auch auf emotionaler Ebene, führte zu einer immensen Entlastung für Iris. Sie kam innerlich zur Ruhe, „ich bin da wirklich angekommen, also ich ähm (..) das war vorher alles so unruhig und so chaotisch und da war, war einfach ähm (.) ne geordnete Ruhe“, und konnte, auch mit Hilfe eines späteren Psychriaufenthalts, ihre Vergangenheit aufarbeiten.

Mit neunzehn Jahren zog Iris bei der Pflegemutter aus, pflegt aber bis heute durchgängig intensiven Kontakt zur Pflegemutter, zu deren leiblichen Kindern und zu einigen Pflegegeschwistern. Die Mitglieder der Pflegefamilie sind für sie zu ihrer Familie geworden. Das einzige Mitglied der Herkunftsfamilie, zu dem bis heute ein sehr loser Kontakt besteht, ist der leibliche Bruder.

Iris hat inzwischen eine feste Partnerschaftsbeziehung etabliert.

Bis heute begleiten sie einige Belastungen, die aus ihrer Geschichte geblieben sind, insbesondere handelt es sich dabei um das Gefühl, aufgrund ihrer Biographie einer besonderen, stigmatisierten Personengruppe anzugehören.

7.2.2 Iris Darstellung ihrer Familienkulturen

7.2.2.1 Die Kultur der leiblichen Mutter

In der Familie der leiblichen Mutter verbrachte Iris ihre Kindheit bis zum elften Lebensjahr. Die Kultur weist eine hohe Dynamik auf, sie war in den elf Jahren, in denen Iris ihr angehörte, starken Wandlungen unterzogen. Die beständigen Mitglieder der Kultur waren Iris leibliche Mutter, Iris selbst und ihre beiden älteren Geschwister. In den ersten drei Jahren war außerdem Iris leiblicher Vater Teil der Kultur, in den letzten fünf Jahren kamen Iris Stiefvater und dessen leibliche Kinder zur Kultur dazu und prägten diese mit.

Trotz der Dynamik, die diese Kultur aufweist, sind einige feste Konstanten identifizierbar. Dazu gehört die Rollenverteilung in der Familie zwischen den Geschlechtern in der älteren Generation, aber auch zwischen den Generationen.

Die weibliche Vertreterin der älteren Generation nimmt durchweg eine sehr schwache Position ein, die sich in einem späteren Stadium durch körperliche Krankheit verfestigt. Sie ist vom Vertreter des männlichen Geschlechts in hohem Maße für die Sicherung der Versorgung abhängig, aber auch für die Sicherung des sozialen Status, „man war ja auch gebrandmarkt auch durch die Scheidung, man war, man war ne geschiedene Frau mit drei Kindern“. In der Abhängigkeit von den männlichen Mitgliedern bleibt sie

ohnmächtig, überfordert und unglücklich. Für die Sicherung der Versorgung durch einen Vertreter des männlichen Geschlechts nimmt sie „viel in Kauf“, auch körperliche Gewaltanwendung gegen sich und ihr leiblichen Abkömmlinge. Der Vertreter des männlichen Geschlechts hat die Rolle des Versorgers, er hat damit eine Machtposition, die durch Gewaltdemonstration ständig abgesichert wird. Erfüllt ein Vertreter des männlichen Geschlechts die Versorgerrolle nicht, erfolgt eine Abwertung seiner Person in moralischen Kategorien,

„er [der leibliche Vater] war immer so ähm derjenige, der nie das Geld vorbeibringt und auf den kein Verlass ist, der so unzuverlässig ist, der sich nicht kümmert und ähm (.) der auch einfach kein guter Mensch ist“.

Die Bedürfnisse der jüngeren Generation werden von der älteren Generationen nicht wahrgenommen. Es ist wenig Sensibilität für die Mitglieder der jüngeren Generationen vorhanden, sie wird auch nicht angestrebt. Dies manifestiert sich in einer Vielzahl von Ausdrucksformen in verschiedenen Lebensbereichen. Sowohl in der Versorgung – die Mitglieder der jüngeren Generation erhalten beispielsweise vor sie zur Schule oder zum Kindergarten gehen kein Frühstück („bei uns zuhause früher, in der Ursprungsfamilie wurde nie gefrühstückt“) -, in der Wahrnehmung des kindlichen Systems von Bedeutungen – die Mitglieder der älteren Generation nehmen generell nicht an Veranstaltungen teil, die den Kindern wichtig sind -, und auch im Wahrnehmen von Belastungen, denen die Kinder durch die Entscheidungen der Erwachsenen ausgesetzt werden. Für letzteres ist besonders der Umgang der Erwachsenengenerationen mit multiplen Ortswechseln bedeutsam. Die Kinder haben keine Mitsprachemöglichkeiten bei diesen Ortswechseln. Ihre Bedürfnisse werden systematisch übergangen,

„wir sind sehr viel umgezogen, meine Fam-, meine leibliche Familie und ich, also wir ham, ähm, ich glaub, ich bin neun oder zehn Mal umgezogen, es hat zwar dann nicht immer n Schulwechsel stattgef-, äh äh ähm, also es is nicht immer n Schulwechsel erfolgt, aber immer wieder n neuer Wohnort, und ich glaube schon, dass mich das sehr ähm (..) ja es hat mich sehr gestört (.) damals als Kind, also ich ähm glaub ich wollte gar nich so oft umziehn (lacht kurz), aber da werden se ja nich so wahnsinnig viel nach gefracht als Kind“.

Auch für die Abstammung der Kinder und deren Beziehung zum Erzeuger ist keine Sensibilität vorhanden. Nach der Scheidung des Elternpaares werden den Kindern keine Erklärungen gegeben, der Erzeuger wird durchgängig negativ thematisiert ohne Rücksichtnahme auf die Rückwirkungen entsprechender Aussagen auf die kindliche Identität. Im scheinbaren Widerspruch dazu steht, dass die Mitglieder der jüngeren Generation regelmäßig ihre Sommerferien beim leiblichen Vater verbringen müssen. Explizit aufgelöst wird dieser Widerspruch für die jüngere Generation nie.

Für Gefühle bleibt in dieser Kultur wenig Raum. Bereits in jungem Alter lernen die Mit-

gliedert hart zu sein, Gefühle zu unterdrücken und durchzuhalten. Diese Maxime gilt auch für den Umgang mit dem eigenen Körper. Schmerzen müssen ertragen werden, keiner ist krank. Wer Schmerzen benennt, dem wird vorgeworfen zu „simulieren“. Krankheit, Schmerzen und körperliche Schwäche dürfen nur bei medizinisch attestierten lebensbedrohlichen Erkrankungen nach außen getragen werden.

Nach außen gilt die Familie als randständig - marginalisiert, sowohl aufgrund der sozialen Andersartigkeit im Vergleich zum kulturellen Umfeld, als auch aufgrund der materiellen Armutssituation. Für die Mitglieder bedeutet dies, sich im Umgang mit Angehörigen anderer Familien stigmatisiert zu fühlen. Im Innenleben der Kultur hat die Armutslage zur Folge, dass die Sicherung der Grundbedürfnisse einen zentralen Stellenwert einnimmt, und dass darüber hinausgehende Bedürfnisse, insbesondere im emotional-affektiven Bereich, nicht zur Geltung kommen können.

Darüber hinaus weist die Familienkultur der leiblichen Mutter eine geringe Bildungsorientierung auf. Die schulischen Belange der Mitglieder der jüngeren Generation werden nicht gefördert („Hausaufgaben war immer so ein befremdliches Thema“).

Die verbale Kommunikation ist in dieser Kultur kaum ausgeprägt. Es wird wenig geredet, erklärt wird nichts. Zentrales Kommunikationsmittel ist die Anwendung körperlicher Gewalt. Streit- und Konfliktbewältigung erfolgt durchgehend über das Kommunikationsmittel körperliche Gewalt.

7.2.2.2 Die Kultur beim leiblichen Vater

Die Kultur beim leiblichen Vater setzt sich aus Iris, ihrem Bruder und dem Vater zusammen. Ich werde die genannten Personen im Folgenden als Akteure der Kultur bezeichnen, da Iris keine Anhaltspunkte dafür liefert, dass sie sich zu irgendeinem Zeitpunkt als Mitglied dieser Kultur gefühlt hat.

Zentrales Merkmal der Kultur ist, dass es keine Gemeinsamkeiten zwischen den Akteuren gab, „das war, ähm (.) ja, wir ham zusammen gewohnt, aber nicht zusammengelebt, das kann man schon so sagen“.

In dieser Kultur herrscht eine ausgeprägte Beziehungslosigkeit.

Der Vertreter der älteren Generation, der leibliche Vater, zeichnet sich durch seine Abwesenheit aus, aber auch zwischen den beiden Akteuren der jüngeren Generation entsteht keine Beziehung,

„es hatten eigentlich kaum Kontakte stattgefunden, also mein Vater ging arbeiten, wir gingen in die Schule, mein Vater war also Koch, das hieß, der war abends auch nicht da, also ähm (..) mein Bruder und ich warn einfach alleine, wir warn viel alleine (..) ähm (...) es gab Essen, wir ham, wir hatten ne Unterkunft, aber es hat nichts

stattgefunden, definitiv, also es gab kein, keine Gespräche, es gab kein (..) es w-war einfach nichts da".

Die Kultur kann folglich als ein Nebeneinanderleben verschiedener Personen charakterisiert werden, bei der die einzige gemeinsame Basis die Versorgung ist. Es gibt keine festen gemeinsamen Zeiten, keine Kommunikation, keine emotional-affektiven Beziehungen unter den Akteuren.

Die Beziehungslosigkeit kann in dieser Kultur unter verschiedenen Gesichtspunkten interpretiert werden.

Zum einen kann sie als Ausdruck eines nicht vorhandenen Zusammengehörigkeitsgefühls gedeutet werden, insbesondere zwischen den Akteuren der jüngeren Generation und dem Vertreter der älteren Generation. Das einzige was die ältere Generation hier bereitstellt ist eine gesicherte Versorgung in Form von Unterkunft und Essen. Zum anderen kann die Beziehungslosigkeit als Ausdruck einer Nichtbeachtung des emotional-affektiven Bereichs bei allen Akteuren der Kultur verstanden werden.

7.2.2.3 Die Kultur bei der Schwester

In der Kultur bei der Schwester sind die einzigen genannten Akteure Iris und ihre ältere Schwester. Es ist nahe liegend davon auszugehen, dass darüber hinaus noch Freunde und Peers eine Rolle gespielt haben, die jedoch nicht genannt werden.

In dieser Kultur besteht eine große Kluft zwischen Anspruch und Realität.

Realität ist, dass Iris und ihre Schwester Angehörige derselben Generation sind.

Beide Akteure haben eine bewegte Vergangenheit hinter sich, die sie nicht aufgearbeitet haben. Über sich selbst sagt Iris, sie sei „sehr verstört“ gewesen, über ihre Schwester, dass diese „auch mit sich selber auch relativ viel zu tun“ hatte. Dementsprechend ist die gemeinsame Familienkultur als eine Art jugendlicher Wohngemeinschaft gestaltet. Es gibt keine gemeinsamen Mahlzeiten, keine Regeln, keine Förderung der Jüngeren in Sachen Bildung. Die beiden jungen Menschen bestreiten nebeneinander Woche für Woche, „es war mehr n Nebeneinander herleben, es war kein miteinander leben“. Gespräche über die Vergangenheit werden nicht geführt, Emotionen haben keinen Platz, da die Bewältigung des alltäglichen Lebens die beiden Akteure vollständig fordert, das Leben „musste weitergehen, egal wie, einfach weitergehn“. Eine aktive Gestaltung des Lebens und der gemeinsamen Kultur kann unter diesen Bedingungen nicht stattfinden, „es hat einfach alles stattgefunden“.

Der Anspruch mit dem die beiden Akteure konfrontiert sind ist jedoch ein gänzlich anderer. Demzufolge soll die ältere Schwester die Rolle einer Vertreterin der älteren Generation einnehmen. Sie ist es, die die jüngere Schwester versorgen soll und zumindest

„versucht ihr eine Familie zu bieten“. Dieser Anspruch an die Schwester mündet in einer Überforderungssituation.

7.2.2.4 Die Kultur bei der Pflegemutter

In die Kultur der Pflegemutter tritt Iris zu Beginn als Akteurin ein und wird im Laufe der Zeit Mitglied dieser Kultur. Bei ihrem Eintritt in die Kultur ist neben der Pflegemutter eine weitere Pflege Tochter Teil der Familie. Die vier leiblichen Kinder der Pflegemutter und ihre früheren Pflegekinder sind zwar nicht permanent im Zentrum der Kultur – der Wohnstätte - anwesend, wirken aber so prägend auf die Kultur, dass auch sie als Mitglieder bezeichnet werden können.

Zentrales Merkmal der Kultur ist eine klare Rollenverteilung zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Generationen. Die Vertreterin der älteren Generation – Iris Pflegemutter – nimmt die Rolle der Sorgeperson für die jüngere Generation ein. Dies manifestiert sich in einer Vielzahl von Ausdrucksformen im alltäglichen Leben in der Kultur. Sie stellt die Versorgung der jüngeren Generation sicher, indem sie mehrmals täglich zu festen Zeiten Essen zubereitet und die Sorge für den Haushalt trägt („ja da wurde dieses diese Regelmäßigkeit eingeführt, also es gab Frühstück, es gab Mittag, es gab Abendbrot“). Sie nimmt sich gleichzeitig anderer Bedürfnisse der Mitglieder an, eine wichtige Rolle spielen emotional-affektive Anliegen. Dies manifestiert sich in einer positiv – warmherzigen Haltung gegenüber den Mitgliedern der jüngeren Generation, die regelmäßig mit aufrichtigem Interesse nach ihrem Wohlergehen befragt werden,

„wo zum einen jemand is, der einem selbst was, also der für einen was tut, der für einen organisiert, der einen, der sich für einen interessiert, und der auch n Interesse an einem hat, auch n Interesse daran was man tut“.

Die Haltung der Vertreterin der älteren Generation beeinflusst die Gesamtkultur und verbreitet ein positiv – warmherziges Klima zwischen sämtlichen Mitgliedern.

Im Umgang mit den Pflegekindern wird ein hohes Maß an Kindorientierung deutlich. Viele Alltagsfragen werden anhand des Terminplans des Kindes entschieden, insbesondere Essenszeiten und Speisewünsche,

„da-das war alles irgendwie überhaupt, da war überhaupt kein Problem also ich hab dann gesacht, dass ich äh Badminton spiele und schwimme und, dann wurd ich gefragt ja wann denn, welche Tage denn und das wurd dann irgendwie alles aufgeschrieben und da wurde sich dann auch so nach gerichtet also (atmet tief ein) (klatscht in die Hand) mmm ich hatte als zweimal in der Woche Badminton und wenn ich, dann kam ich dann halt, ähm von fünf bis sieben, weiß ich genau, und dann wurde dann halt um viertel nach sieben mit Abendbrot ge-gegessen, also es

wurde, vieles wurde sich (.), wurde nach mir ausgerichtet irgendwie“.

Die Übernahme sozialer Verantwortung spielt für die Mitglieder der Kultur eine zentrale Rolle. Ihren Ausdruck findet diese Dimension in der wiederholten Aufnahme von Pflegekindern („die hat nach mir auch noch Pflegekinder aufgenommen, vor mir Pflegekinder aufgenommen“), die belastende Situationen erlebt hatten.

Die Verantwortung und Sorge manifestiert sich nicht nur in einer empathischen und hilfsbereiten Haltung, sondern auch in einer Strukturierung des Alltags, die das Familienleben ordnet und den Akteuren einen festen Rahmen gibt,

„also ich hab einfach da gelernt, dass es Regeln gibt an die man sich halten (.) sollte (.) und ähm (..) ja, dass man auch mit Konsequenzen zu rechnen hat, wenn mer eben gegen diese Regeln verstößt, und dass es auch dann einfach dieses diese ganze Familienstruktur völlig durcheinander bringt, wenn sich einer nicht an Regeln hält“.

Die sorgende und verantwortungsvolle Haltung zeigt sich darüber hinaus in der Sorge für eine Vielzahl von Tieren, darunter ein Hund, mehrere Katzen und eine Schildkröte.

Die Kultur ist sehr integrativ und ermöglicht neu hinzukommenden Akteuren nicht nur teilzuhaben, sondern auch mitzusprechen, die Kultur mitzugestalten und sich selbst aktiv zu integrieren, „also ich musste schon die Initiative ergreifen, wenn ich irgendwas machen wollte, so“. Dies beinhaltet, dass den neu hinzukommenden Akteuren eigene Verantwortungs- und Gestaltungsbereiche übergeben werden. Bei Iris manifestiert sich dies zum Beispiel in der vorher nicht gekannten Verantwortung für eigene finanzielle Mittel,

„und es gab halt Taschengeld, das war natürlich total irre, hat ich vorher noch nie, es gab also Taschengeld und ich glaube für damalige Verhältnisse war dat ziemlich viel, ich kriegte 20 Mark pro Woche, und ähm (.), also ich hatte dann auf einmal 80 Mark im Monat, das war für mich, ich war vier-fünfzehn, also dat war für mich viel Geld, ich wusste überhaupt gar nicht was ich damit alles machen konnte“.

Ein weiteres Charakteristikum der Kultur ist eine ausgeprägte Bildungsorientierung. Alle Mitglieder verfügen über höhere Bildungsabschlüsse und auch neu hinzukommende Pflegekinder werden stark gefördert, um ihre Bildungschancen zu vergrößern,

„es stellte sich dann auch sehr schnell raus, dass ich nicht besonders gut war in Mathe und auf einmal war dann auch n Mathe-Nachhelf- (klatscht in die Hände) Nachhilfelehrer da, also der kam dann zu uns und (...) (atmet tief ein) oh (.) also es war irgendwie alles so so (.) Problem erkannt und Problem (klatscht in die Hände) gelöst und (klatscht in die Hand) und alles überhaupt kein Problem. Also es wurde ni-nie so n Problem aus irgendwie aus irgendwelchen Dingen gemacht, das war so-sofort Lösungen da und (...) ((ringt nach Worten)) also mir wurde so viel abgenommen“.

Die Konfliktlösung erfolgt über den argumentativen Weg. Führt dieser Weg nicht an das

gewünschte Ziel, stellt sich insbesondere bei der Vertreterin der älteren Generation ein Schweigen ein, das für die jüngere Generation schwer erträglich ist und die Kompromissbereitschaft bei der Konfliktlösung sukzessive erhöht.

7.2.3 Analyse der Übergänge

7.2.3.1 Leibliche Mutter – Leiblichem Vater

Iris hatte in der Herkunftsfamilie bis zu ihrem elften Lebensjahr einige wichtige Konstanten erlebt. Sie hat durchgängig mit der leiblichen Mutter und mit ihren beiden leiblichen Geschwistern gewohnt. Die Familie zog zwar mehrmals um, die Umzüge fanden aber – abgesehen vom ersten Umzug – alle in der Umgebung von T-Stadt statt und brachten meistens keinen Schulwechsel mit sich. Iris hat also elf Jahre lang einen relativ kontinuierlichen Ort des Aufwachsens erlebt. Trotz dieser Konstanten hat Iris in der Familienkultur der Mutter viele Belastungen erfahren. Die Umzüge, die Scheidung der leiblichen Eltern und die materiellen Folgen der Scheidung, die Wiederheirat der Mutter, die emotionale Situation in der Familie, die Krankheit der Mutter und die extreme Gewalt in der Familie kennzeichnet sie als besonders belastende Faktoren.

Zu den bereits bestehenden Belastungen erlebte Iris den Tod der Mutter nach dreijähriger Krankheit als sehr belastendes Ereignis.

Der Übergang zum Vater bleibt für Iris bis heute ein Rätsel. Die nach dem Tod der Mutter nahe liegende Unterbringung beim Stiefvater wurde aus unbekanntem Gründen („damals war das anscheinend so, dass man nicht bei seinem Stiefvater leben durfte“) nicht in Erwägung gezogen. Anstatt dessen wurden Iris und ihr Bruder ohne in die Entscheidung miteinbezogen zu werden nach dem Tod der Mutter darüber informiert, dass sie von nun an bei dem leiblichen Vater leben würden. Die ältere Schwester lebte als gerade Volljährige ab diesem Zeitpunkt selbstständig. Zum leiblichen Vater bestand vorher nur ein loser Kontakt, er lebte mehrere hundert Kilometer entfernt, innerlich wurde er von den Geschwistern – auch aufgrund der Art, wie seine Person von den anderen Familienmitgliedern thematisiert wurde – abgelehnt.

Es gibt keinerlei Hinweise darauf, dass vor dem – absehbaren – Tod der Mutter Gespräche darüber stattgefunden haben, wo die Kinder in Zukunft wohnen würden.

Der Übergang fand also ohne Vorbereitung statt, Iris und der Bruder befanden sich nach dem Tod der Mutter in einer schwierigen Situation, vielleicht standen sie sogar unter Schock.

Prinzipiell hätte der Übergang zu einer Entlastung und damit zu neuen Entwicklungschancen der beiden Geschwister führen können. Iris deutet dies an, wenn sie davon

berichtet, dass „am Anfang alles neu, spannend“ war. Diese neuen Entwicklungschancen, die der Übergang in sich barg, wurden jedoch systematisch vergeben. Zwar war die Versorgungssituation gesichert, eine emotionale Begleitung, die die Aufarbeitung der Vergangenheit ermöglicht hätte, stand jedoch nicht zur Verfügung. Iris war aufgrund der Beziehungslosigkeit in dieser Kultur vollständig auf sich selbst gestellt. Die vorher eingeübten Muster, die sich als nicht entwicklungsfördernd erwiesen hatten, wurden verstärkt. Iris musste emotional hart und stark sein, die Unterstützung eines fördernden Erwachsenen erlebte sie nicht. Die Tatsache, dass sie ein hohes Maß an Selbstständigkeit und emotionale Härte vorher eingeübt hatte, sicherte ihr Überleben in einer Kultur, in der emotional-affektive Bedürfnisse nicht befriedigt werden konnten. Die Verstärkung der Muster versperrte jedoch weitere Entwicklungschancen. Als besonders belastend erlebte sie, dass ihr im für die Entwicklung der Geschlechtsidentität wichtigen Alter von elf bis vierzehn Jahren keine „weibliche Gegenpart“ zur Verfügung stand. Die Beziehungslosigkeit zwischen ihr und den beiden Männern, mit denen sie lebte, schloss jede Kompensation dieser Belastung durch den Vater und den Bruder aus. Eine Kompensation durch außerfamiliäre weibliche Bezugspersonen war ebenfalls nicht gegeben.

Der Übergang in die Kultur des leiblichen Vaters stellt sich demnach als ein Übergang von einer höchst belastenden Situation dar, in ein Feld, in dem zwar einige frühere Belastungen wegfielen (existentielle Not, extreme Gewalt), die neu auftretenden Belastungen wurden jedoch als so existentiell erlebt, dass keine neuen Erfahrungs- und Entwicklungsspielräume entstehen können, „es ging einfach immer weiter, immer weiter, immer weiter“.

7.2.3.2 Leiblicher Vater – Schwester

Der Übergang zur leiblichen Schwester, und damit zurück in das alte Lebensfeld rund um T-Stadt wurde durch die Inhaftierung des Vaters eingeleitet. Die Inhaftierung des Vaters kann neben den Belastungen und Stigmatisierungserfahrungen, die bereits vorher bestanden hatten, als zusätzliches Stigma verstanden werden.

Im Gegensatz zum vorherigen Übergang erlebt sich Iris hier als aktiv Handelnde, zum Vater „musste“ sie gehen, über den Umzug zur Schwester erklärt sie „ich war dann vierzehn und bin dann von Amrum zurück wieder gezogen“.

Nachdem die Zeit beim Vater auf Amrum durch Beziehungslosigkeit, emotionale Deprivation und die Unmöglichkeit, die Vergangenheit aufzuarbeiten gekennzeichnet war, sowie durch die Belastung, keine weibliche Bezugsperson zu haben, folgte nun ein Wechsel in ein Feld, in dem Iris ein Frau an die Seite bekam.

Doch auch die Entwicklungschancen, die sich hier für Iris eröffnen hätten können wer-

den verschlossen. Die ältere Schwester war zu sehr mit sich selbst beschäftigt und ihrer nicht bearbeiteten Vergangenheit, als dass sie eine adäquate Ansprechpartnerin für die jüngere Schwester hätte werden können. Bereits nach kurzer Aufenthaltsdauer wurde deutlich, dass Anspruch und Realität dieses Wohnarrangements auseinander brechen. Die ältere Schwester war zu überfordert, um der jüngeren Schwester die für ihre Entwicklung notwendige Entlastung bereitstellen zu können. Andere Ansprechpartner von außen standen offensichtlich nicht zur Verfügung. Bei Iris stellte sich in dieser Überforderungssituation das bis heute anhaltende Gefühl ein, dass sie und ihre Schwester „sich nicht gut tun“. So entwickelte sich auch dieser Übergang, ähnlich wie der vorherige, zu einer anhaltenden Belastungssituation. Alle vorhandenen Ressourcen wurden für die Bewältigung des Alltags benötigt, und genauso wie vorher fand keine Weiterentwicklung statt, sondern wie Iris es parallel zum vorherigen Übergang eindrücklich formuliert, „es geht immer weiter, immer weiter, immer weiter“.

7.2.3.3 Schwester – Pflegefamilie

Iris Übergang vom gemeinsamen Leben mit der älteren Schwester zur Pflegemutter wurde durch ein Zusammenspiel mehrerer Personen und mehrerer Faktoren eingeleitet. Iris ältere Schwester war mit der Betreuung der jüngeren Schwester überfordert. Als die ältere Schwester mit einundzwanzig Jahren schwanger wurde, war die Belastungssituation unübersehbar. In diesem Augenblick ergriff Iris Tante die Initiative und suchte gemeinsam mit der Nichte beim Jugendamt Hilfe. In ihrer Selbstwahrnehmung befand sich Iris in einer sehr prekären Lage. Umso erstaunlicher war das Auftreten und die Reaktion der Jugendamtsmitarbeiterin,

„ich hatte ja auch so ne Vorstellung von Behörde und Amt und da is ja auch alles grau in grau und alles spießig und dann rannte da diese Frau barfuss rum und dann hab ich gedacht (.) toll (.) so, [...] und die sprach auch ganz normal mit mir, also die sprach überhaupt nicht so ähm Kind und Erwachsener, sondern die sprach, die sprach recht deutlich, also ähm (...) ja dass das letztendlich n n Versuch wär und vieles auch davon abhinge ähm (..) ob ob da ne Basis entstehen würde, ne beiderseitige Basis ähm (...) und ähm (..) die drückte dann äh (..) meiner Tante, die mit mir zu dieser Frau vom Jugendamt gegangen is den Zettel in die Hand mit der Adresse und sachte, jaa, ich hab für sie n Termin gemacht gehn se mal dahin. Und für mich war das irgendwie alles so, so gehn sie mal in Aldi und kaufen sie n Liter Milch, also für mich war das irgendwie alles so, g- ganz, für die war dat ganz normal und ich hab doch gedacht, ja aber ich bin doch gar net ganz normal, ich bin doch schon n bisschen anders als die andern (.) und ähm (.) dann sachte sie so zu mir ja

ähm (..) geh mal da hin, das is ne ganz liebe Frau, wirst du schon mit klar kommen. Und dann war es das im ersten Moment“.

Iris befand sich offensichtlich während der Einleitung des Übergangs in einer Extremsituation. Sie selbst hatte den Eindruck „net ganz normal“ zu sein. Die unkomplizierte Reaktion der Jugendamtsmitarbeiterin wirkte zum einen irritierend, weil sie Iris Selbsteinschätzung entgegen stand, hatte aber eine entlastende Wirkung, indem sie – auf den ersten Blick unkomplizierte – Lösungen vermittelte. Die deutlichen Worte der Mitarbeiterin zur Aussicht auf das Gelingen des Pflegeverhältnisses gaben der nunmehr fast Fünfzehnjährigen ein großes Maß an Mitverantwortung und unterstrichen die Ernsthaftigkeit der Situation, „aber weil ich ja auch so diesen Druck (..) in mir hatte oder diesen Druck auch bekam von außen, dass sich jetzt was ändern musste“. Die gleichzeitige empathische Haltung, „geh mal da hin, das is ne ganz liebe Frau, wirst du schon mit klar kommen“, vermittelte Iris Akzeptanz und Sicherheit.

Mit dieser ersten positiven Erfahrung im Hintergrund konnte Iris den nächsten Schritt des Übergangs wagen, den ersten Besuch bei der Pflegemutter, in der Zuversicht, dass eine Lösung für Ihre Situation gefunden werden kann, sei es bei der Pflegemutter oder in einer anderen Form.

Nachdem die ersten irritierenden Momente überstanden waren,

„dann hab ich nur gedacht, nee, drehst, kuckst dir dat jetzt an und dann drehst de dich rum und dann gehst de sofort nach Hause und denkst dir äh musst dir wat anderes suchen oder es muss was anderes für dich gesucht werden“,

konnte Iris erste Anknüpfungspunkte finden,

„und dann ging aber die Tür auf, oder die wurde so aufgestupst, und um die Ecke kam ein Hund, dat weiß ich noch ganz genau, ich sah diesen Hund und hab gedacht, die Frau hat Tiere (klatscht in die Hände), also wird's dir hier auch gut gehen und ähm ja man hat sich dann so in n Wohnzimmer gesetzt und hat sich so unterhalten, so letztendlich wie wir das jetzt auch tun, aber ähm (.), dat (..) das is alles so irgendetwas an mir vorbeigerauscht damals (klatscht in die Hände), ich hab nur diesen Hund gesehn und dann kamen auch noch Katzen, also die hatte auch vier Katzen und zwei Schildkröten, (lacht) (klatscht in die Hände) und ich hab nur gedacht, so, die Frau hat Tiere, also, im Notfall hängt du dich so bisschen an die Tiere“.

Die Tatsache, dass die Pflegemutter Tiere hatte, stellte für Iris einen wichtigen Anknüpfungspunkt dar, der eine erste emotionale Verbindung zur Pflegemutter schaffte und Ängste minderte. Auch später blieben die Tiere und die Beschäftigung mit diesen für Iris wichtig.

Nur drei Tage nach dem ersten Kennenlernen zog Iris bei der Pflegemutter ein.

Die ersten zwei bis drei Wochen beschreibt sie als Kampf um die Einhaltung der Regeln und als Irritationsphase.

Sämtliche Charakteristika der Kultur – auch solche, die generell positiv bewertet werden – waren für Iris vorübergehend irritierend, weil sie fremd waren. Iris berichtet über eine Fülle von Situationen, die sie nicht in ihre bisherigen Erfahrungswelt einordnen konnte. Zum Beispiel verstand sie am ersten Morgen, an dem die Pflegemutter ihr Frühstück zubereitete, nicht, warum die Pflegemutter mit ihr aufgestanden war, „und dann (.) war der Tisch da gedeckt und da (..) ich war im ersten Moment so irgendwie so sehr überrascht, weil ich dachte hä frühstücken wir jetzt hier morgens alles zusammen und so und war irgendwie so völlig und dann saß, saß meine Pflegemutter auch da also man muss dazu sagen, die war nicht berufstätig die is dann wegen mir aufgestanden und mir war das am Anfang sehr unangenehm, weil ich dachte, warum steht die jetzt extra wegen mir auf, kuckt die jetzt, ob du da, ob du dich wäschst und ob du deine Sachen packst und auch wirklich in die Schule gehst und so also, aber das war nicht der Grund, sondern die wollte mit mir da morgens frühstücken und das war für mich so fremd, ich hab dann mich dann auch da hingesetzt und konnte auch erst gar nix essen“.

Erst nach einiger Zeit verstand Iris, dass es sich beim gemeinsam Frühstück nicht um eine Kontrollsituation handelte, sondern um eine Situation, in der die Pflegemutter ihre Beziehung mit Iris pflegte und im positiven Sinne für sie sorgte.

Auch andere - insbesondere affektiv-emotionale Äußerungen - wirkten befremdlich. Wenn die Pflegemutter sich beispielsweise nach dem Wohlergehen erkundigte, war Iris vorerst überfordert. Der Alltag mit seinen Regeln und die Sorge der Pflegemutter standen Iris bisherigem Lebensstil diametral entgegen. Die Struktur und viele Handlungen darin waren für sie „spießig“. Anschaulich wird diese Wahrnehmung in Iris Erzählung über Schulbrote, die die Pflegemutter ihr zubereitete, „und dann machte die mir auch noch Schulbrote, die machte mir Schulbrote und (Interviewerin lacht) ja ich, so aus heutiger Sicht kann ich auch drüber lachen, und ich weiß dat auch aus heutiger Sicht sehr hoch anzurechnen, aber damals war das für mich alles (..) Schulbrote, das war für mich der Inbegriff der Spießigkeit. Ich krieche also Schulbrote (lacht) (Interviewerin lacht) ja, Sie lachen jetzt, wirklich, dat war wirklich so in so ner Butterdose, die Butterdose war rot-orange, ich weiß es noch genau“.

Handlungen, die in der Kultur der Pflegemutter vollkommen selbstverständlich sind, erscheinen aus Iris Sicht in einem ganz anderen Licht und bringen daher Irritationen mit sich. Bedrohlich sind sie, weil sie Iris auch in ihrem Umfeld – hier: in der Schule – eine neue Rolle verleihen. Die bislang als ausgeflippt betrachtete Iris, die sich an keine Regeln und Konventionen gehalten hatte, zückte plötzlich eine rot-orange Butterdose aus der Schultasche. Dafür musste Iris für sich selbst Erklärungen finden und auch nach außen Begründungen abgeben.

Auch der erste ernsthafte Konflikt und die Art, wie Konflikte in der neuen Kultur gelöst werden, führten bei Iris zu Irritationen. Während sie erwartete, dass der Konflikt von der Pflegemutter durch Schläge beendet würde – dem ihr aus der leiblichen Familie bekannten Kommunikationsmittel –, erwartete die Pflegemutter eine argumentative Auseinandersetzung. Iris musste diese Art der Konfliktlösung mühselig erlernen. Das bei der Pflegemutter einsetzende Schweigen bei nicht erfolgter Konfliktlösung war für Iris nur schwer erträglich. Es stellt für sie einen Entzug der Zuneigung dar, den sie nur sehr schwer ertragen konnte.

Die extremen Irritationen der ersten Wochen und die dazugehörigen Kämpfe um Regeln stellten sich nach relativ kurzer Zeit ein.

Die Irritationen verwandelten sich in kulturelle Charakteristika, die Iris „dankbar annehm“ und dauerhaft als Entlastung erlebte, „mir wurde so viel abgenommen“ – also in Ressourcen, die neue Entwicklungschancen eröffnen. Sie erlebte die neue Kultur fortan als Ort, an dem sie zur Ruhe kommen konnte. Mit Hilfe der emotionalen Unterstützung der Pflegemutter und der Entlastung von Verantwortung in vielen Lebensbereichen konnte sie die Vergangenheit aufarbeiten.

Für das „zur Ruhe kommen“ zahlte Iris aber auch einen Preis. Sie musste alte Freiheiten aufgeben und sich an Regeln halten. Gleichzeitig musste sie sich auf eine emotionale Abhängigkeit von der Pflegemutter einlassen. Damit verschob sich die Machtbalance (vgl. Wolf, 2007) sehr stark in Richtung Pflegemutter. Iris drückt das an mehreren Stellen aus, wenn sie davon berichtet, wie belastend der Entzug der Zuneigung bei nicht gelösten Konflikten war und wie stark die Bindung zur Pflegemutter bereits nach kurzer Zeit war, „ich wär auch nicht mehr gegangen“. Die Abhängigkeit von der Pflegemutter und dem Ort, an dem sie zur Ruhe gekommen war, brachte Belastungen in Form von Verlustängsten mit sich. Diese zeigen sich insbesondere bei Iris Schilderung der Besuchskontakte der Tanten. Diese wurden zu einer Bedrohung: Iris hatte Angst, dass durch die Einmischung der leiblichen Familie neue Unruhe in ihr Leben kommen würde, sie hatte das Gefühl, die Pflegemutter vor den Tanten schützen zu müssen und verzichtete letztendlich vollständig auf den Kontakt mit der leiblichen Familie, zugunsten der Etablierung einer beständigen Beziehung mit der Pflegefamilie.

Die Balance von Ressourcen und Belastungen ist hier sehr komplex.

Damit Ressourcen wirksam werden konnten, und im Anschluss daran neue Entwicklungschancen entstehen konnten, waren bestimmte Belastungen für Iris unumgänglich. Um zur Ruhe zu kommen und sich positiv weiterzuentwickeln war es für Iris erforderlich, sich auf eine Beziehung zur Pflegemutter einzulassen, die Einhaltung von Regeln zu erlernen und neue Kommunikationsformen sowie Formen der Mitentscheidung einzuüben. Die Veränderungen, die in kurzer Zeit in diesen Bereichen vor sich gehen mussten, waren mit einem erheblichen Belastungspotential verbunden, nicht nur für das Pflegekind,

sondern auch für die Pflegemutter.

Neben den erforderlichen Belastungen erlebte Iris aber auch Schwierigkeiten, die möglicherweise vermeidbar gewesen wären.

Als Belastungen in der Familie beschreibt sie die der Familienkultur eigene Bildungsorientierung. Als Neuhinzukommende mit dem niedrigsten Bildungsniveau und Schulschwierigkeiten war das Gefühl weniger intelligent zu sein als die anderen über eine sehr lange Zeit belastend.

Auch außerhalb der Familie traten Belastungen auf. Die Information der Freundinnen und Klassenkameraden über den neuen Wohnort stellte eine große Herausforderung dar. Das nicht ausreichend unterstützende Klima in der Schule führte zu neuen Stigmatisierungserfahrungen und damit zu neuen Belastungen. Die Informationsvermittlung zwischen Jugendamt, Pflegefamilie und Schule kann als unzureichend beschrieben werden. Iris berichtet von einer Situation in der Schule, die für sie sehr belastend war,

„ich weiß noch als ähm wir ne Klassenfahrt gemacht haben, äh die musste ja bezahlt werden und dafür braucht ich ähm, ja ich brauchte n Schreiben von der Schule, ähm was ich meiner Pflegemutter geben konnte, die das wiederum glaub ich glaub ich beim Jugendamt beantragen musste und ich weiß, dass mir das unheimlich peinlich war und ich mich gewunden hab wie n Aal, dieses Schreiben ähm zu bekommen, weil ähm ich ja dadurch mitteilen musste, also richtig offiziell, so ähm, ich wohn jetzt nich mehr bei meiner Schwester, sondern ich wohn jetzt in der Pflegefamilie [...] hat auch nich in nem vier Augen Gespräch stattgefunden mit dem Lehrer, sondern das war vor der versammelten Mannschaft und ich wusste in dem Moment auch nich so genau, wie formulier ich das jetzt so genau und hab dann auch gesacht, also ähm, ich bräuchte ne Bescheinigung wegen der Klassenfahrt (.) ähm (.) und ich weiß noch, dass der Lehrer gesacht hat, ja aber ähm, das habt habt ihr doch alle mitgeschrieben, also das war so, dass das an die Tafel geschrieben wurde und wir das abschreiben sollten und ich hab aber gesacht, nein ich brauch ein offizielles Schreiben, und er darauf sachte, ja wofür brauchst du das denn. Und ich weiß, dass es ganz furchtbar für mich war, da vor versammelter Mannschaft zu sagen, ja ich brauch das ähm (.) für meine Pflegemutter und ähm (.) er is da aber gar nich weiter drauf eingegangen und hat dann nur gesacht, ja alles klar (.) ich besorg das. Und ähm, dann wurd ich dann natürlich in der Pause drauf angesprochen, was is das, Pflegefamilie, warum bist du jetzt da ((spricht langsamer)) und ich weiß schon, dass das einigen sehr suspekt war und ich glaube auch, dass einige das zuhause erzählt haben und da auch entsprechend ähm (...) geimpft wurden, so nach m Motto, s is schon so n, es geht vielleicht ins Asoziale, oder ähm, von der hältst du dich mal fern oder wenn die nich mehr bei ihren Eltern wohnt, dann stimmt da irgendwie was nich, also ich glaube schon, dass da viel, viel geredet wurde“.

Das bei Iris bereits in der Herkunftsfamilie ausgeprägte Gefühl, einer stigmatisierten Personengruppe anzugehören, erhielt hier einen neuen Akzent. Von nun an beruhte dieses Gefühl nicht mehr nur auf der Tatsache, in einer Familie aufgewachsen zu sein, die anders war als andere, sondern auch darauf, Pflegekind zu sein.

Die meisten neuen Belastungen wurden jedoch bereits nach kurzer Zeit in der neuen Familienkultur um ein Vielfaches ausgeglichen durch die neu vorhandenen Ressourcen. Diese ermöglichten einen positiven Wendepunkt in Iris Leben, der von ihr auch im Rückblick als solcher wahrgenommen wird,

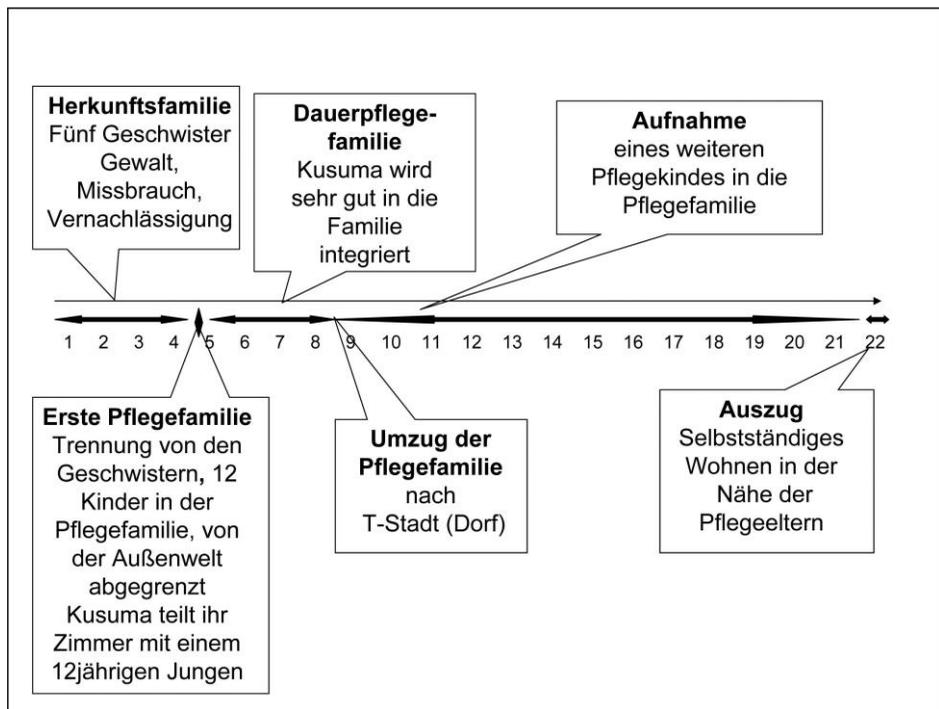
„ich glaub bei mir war das einfach wirklich sooo ähm (..) ich bin da wirklich angekommen, also ich ähm, (..) das war vorher alles so unruhig und so chaotisch und da war, war einfach ähm (.) ne geordnete Ruhe und ich glaube dat war genau der richtige Moment da hin zu kommen, und (.) ähm wenn auch mit Schwierigkeiten und mit viel (.) Ärger und auch viel ähm Kräftelassen auf beiden Seiten, aber ich glaube es war genau der richtige Zeitpunkt und ähm, ich bin mir eigentlich ziemlich sicher, wenn ich da nicht hingekommen wäre, dass es mit mir nich so gut gelaufen wär, also dass ich schon auch (.) ähm, auf der andern Seite vom Sozialamt gesessen hätte.“

7.3 Kusuma

7.3.3 Kusumas Lebensgeschichte

Kusuma ist mit ihren zweiundzwanzig Jahren eine junge sympathische Frau. Sie ist ausgebildete Krankenschwester. Zum dem Zeitpunkt, zu dem unser zweistündiges Interview stattfand, lebte sie noch bei ihren Pflegeeltern. Kurze Zeit später, als wir uns für die Gruppendiskussion wieder trafen, lebte sie bereits selbstständig in der Nähe ihrer Pflegefamilie. Sie war eine sehr beeindruckende Interviewpartnerin und erwies sich als exzellente und sehr offene Erzählerin.

Kusumas hat in ihrem bisherigen Leben einige extrem belastende Erfahrungen gemacht. Der Zeitstrahl ermöglicht einen ersten Überblick über ihre Geschichte, die im Folgenden nacherzählt wird.



In der Herkunftsfamilie - „als hätten wir keine Eltern“

Kusuma ist bis zu ihrem vierten Lebensjahr mit ihren vier Geschwistern, zwei jüngeren und zwei älteren, bei ihren leiblichen Eltern aufgewachsen.

Der Vater war Inder, die Mutter Deutsche. Die Familie kann als Patchworkfamilie bezeichnet werden. Kusumas ältere Geschwister stammen aus einer früheren Ehe der Mutter. Daher bezeichnet Kusuma sich und ihre jüngeren Geschwister in Abgrenzung zu den anderen Geschwistern manchmal als „indische Kinder“, obgleich die Familie immer in Deutschland gelebt hat.

Sie selbst bezeichnet sich darüber hinaus als Wunschkind ihrer Eltern. Wunschkind der Eltern zu sein hat ihr Leben mit den leiblichen Eltern jedoch nicht einfacher gemacht. Die Atmosphäre in ihrer Herkunftsfamilie war von Vernachlässigung, Armut und extremer Gewalt, auch sexueller Gewalt, geprägt. Der Vater war meist abwesend, und wenn er zuhause war – so berichtet Kusuma-, machte er einen „Rundumschlag“, das heißt, er hat alle Anwesenden geprügelt.

Die Mutter war alkoholabhängig und nicht in der Lage die Kinder zu versorgen.

Die Kinder schliefen auf Matratzen ohne Bezügen. Fensterscheiben, die bei Streitigkeiten zu Brüche gegangen waren, wurden über längere Zeit nicht ersetzt und die Kinder litten buchstäblich an Hunger,

„wir ham gehungert (.) wir haben uns draußen von der Welt ernährt (lacht kurz) wir ham Pflanzen gegessen, wir ham platt getretene Kaugummis von der Straße ham mir aufgesammelt und gekaut, wir sind zu den Nachbarn betteln gegangen. Und nu war es zuhause, wenn meine Mutter betrunken auf der Couch gesessen hat, wie es immer nur war, dann ähm ham mir dann teilweise versucht, Essen aus'm Kühlschrank zu klaun und dann hat sie uns erwischt, ich und der David hatten eine Scheibe Salami aus'm Kühlschrank genommen und ähm da is sie wirklich wie von der Tarantel gestochen hinter uns her und hat gefragt wo die Salamischeibe is, sie hat das gesehen, (.) und wir hatten die in so ne Rille unter der Tür gesteckt und dann hat sie die Salamischeibe genommen und in Müll geschmissen (..) hat sie uns weg genommen und in Müll geschmissen“.

Die Kinder versorgten sich durch Betteln bei den Nachbarn oder bei Freunden im Kindergarten, und bereits als Kleinkinder durch Klauen,

„ich mit meinen fünf Jahren war auch schon mit meim vierjährigen bro, wir waren äh Profis im Klauen, sonst hätt man gar nicht überlebt (..) wir ham gezockt“.

Neben den Eltern waren regelmäßig Besucher bei der Familie – Kusuma bezeichnet sie als „Ausländer“ – die sich „bedienten“, insbesondere an den Frauen. Sexuelle Gewalt gegen die Frauen der Familie kamen wiederholt vor,

„wir drei Frauen zuhause wir sind alle (.) ähm mehrmals vergewaltigt worden, wir

sind alle zuhause geschlagen worden, wir haben unmöglich gelebt“.

In dieser Situation entwickelte sich eine sehr enge Beziehung unter den fünf Geschwistern. Sie weckten sich gegenseitig morgens um zur Schule und in den Kindergarten zu gehen, klauten gemeinsam um sich gegenseitig zu versorgen und standen sich gegenseitig im Alltag bei.

Für Kusumas ältere Schwester – sie war zu diesem Zeitpunkt zwischen zwölf und vierzehn Jahren alt – wurde die Situation in der Familie zu einem bestimmten Zeitpunkt unerträglich. Angeregt durch ihren damaligen Freund suchte sie sich Hilfe beim Jugendamt. Sie berichtete dort über die Familiensituation und nahm das Versprechen entgegen, dass bei einer Herausnahme alle Geschwister gemeinsam in eine Pflegefamilie kommen würden.

Die Trennung – „ich weiß, dass sie mir klargemacht haben, dass ich jetzt ne neue Familie bekomme“

Vollkommen unerwartet für Kusuma tauchten an einem Vormittag im Kindergarten zwei Mitarbeiter des Jugendamtes auf. Kusuma kann sich bis heute lebhaft an die Situation erinnern. Die Kindergartengruppe machte gerade Sport, Kusuma wurde nach draußen gebeten, die Mitarbeiter „machten ihr klar, dass sie jetzt eine neue Familie bekommt“, sie fand das auch zuerst „gar nicht schlimm“. Daraufhin wurde sie in ein Auto gesetzt, in dem bereits die beiden jüngeren Geschwister saßen. Entgegen des vorherigen Versprechens an die ältere Schwester wurden die Geschwister voneinander getrennt: Die drei jüngeren Kinder wurden in verschiedenen Pflegefamilien untergebracht, die beiden älteren Geschwister im Heim.

Im Auto entwickelte sich unter den drei Geschwistern ein Streit darüber, wer wen wegbringen und verabschieden würde. Kusuma stellt sich bis heute die Frage, ob sie vielleicht dachten, „dass sie sich gleich wieder sehen würden“. Eine dauerhafte Trennung von den Geschwistern – den engsten Bezugspersonen - schien unmöglich.

Den jüngsten Bruder, der zur Adoption freigegeben wurde, hat sie bis heute nicht wieder gesehen. Er wurde über lange Zeit nicht darüber in Kenntnis gesetzt, dass er leibliche Geschwister hat. Kusumas Kontakt zum zweitjüngsten Bruder ist erst einige Jahre später wieder entstanden.

Über die Geschwistertrennung resümiert Kusuma,

„ja bei mir war dat ja so, dass ich erst von meinen ganzen Geschwistern äh weggerissen worden bin und ich hab mitgekriegt, dass die zwei Ältesten ins Heim sind und die drei Jüngsten halt, wir indischen Kinder, sind dann halt alle in verschiedene Pflegefamilien, äh für mich war das richtig schlimm, weil wir ham halt alle zusam-

mengehalten, ham uns gegenseitig für Kindergarten und Schule geweckt, wir ham, keine Ahnung, wir sind zusammen (.) zum zum Arzt, ham quasi für uns alle zusammen gesorgt als hätten mir keine Eltern, so und dann sind wir halt alle wirklich auseinander gerissen worden und es hieß eigentlich wir sollten alle zusammen in eine Pflegefamilie“.

Die erste Pflegefamilie – „dann kam ich in diese schreckliche Pflegefamilie“

Nach der Trennung von der Herkunftsfamilie und den leiblichen Geschwistern kam Kusuma in eine Pflegefamilie mit – wie sie berichtet – insgesamt zwölf Kindern. Sie beschreibt sehr genau ihr „komisches Gefühl“ beim Übergang in die Pflegefamilie. In der Familie fühlte sie sich über den gesamten Zeitraum unwohl: Sie fühlte sich unter den vielen fremden Kindern verloren und konnte aufgrund des Wohnorts der Familie keinen Kindergarten besuchen. Ihr Zimmer teilte sie mit einem zwölfjährigen Jungen – für ein Mädchen mit Kusumas Vorgeschichte ein denkbar ungünstiger Zustand. Als der Junge dann auch noch sexualisiertes Verhalten zeigte, bat die zu diesem Zeitpunkt knapp fünfjährige Kusuma bei einem Besuch der Jugendamtsmitarbeiterin darum, in eine andere Familie vermittelt zu werden. Die Bitte fand Gehör.

Die zweite Pflegefamilie – „das war ganz anders“

Die Aufnahme in die zweite Pflegefamilie erlebte Kusuma ganz anders als den Wechsel in die erste Familie. Sie beschreibt sehr ausführlich, wie sie die Pflegeeltern kennen lernte und wie sie es genoss, dass die Pflegeeltern sich liebevoll um sie kümmerten, sie abends ins Bett brachten, morgens aufweckten und sie regelmäßig mit Essen versorgten – alles Dinge, die sie, neben vielem anderen, vorher nicht gekannt hatte,

„solche Sachen, die warn auf einmal, warn das keine Probleme mehr wo man sich früher jeden Tag mit beschäftigt hat, das war da normal, Essen war immer da, warmes Wasser war immer da, vernünftige Kleidung war da, (.) alles was ich nicht kannte (.) es war n komplett neues Leben für mich“,

oder

„genauso wie ich halt in diese Familie hier kam und mir mit sechs Jahren fast jeder Zahn weggefault ist, weil ich Zähneputzen gar nicht kannte ich wusste nicht was Zähneputzen is und ich war sowieso total unterentwickelt, ich hatte riesen große Lücken, ich hab Fragen gestellt, die sich eigentlich für n fünf-sechsjähriges Mädchen gar nich gehörten, aber warn halt richtig Bildungslücken und merkte richtig, dass ich was verpasst habe“.

Durch die liebevolle Sorge der Pflegeeltern konnten sich viele Lücken schließen. Dauerhaft etablierte sich eine stabile Beziehung zu den Pflegeeltern. Zu ihrem Pflegebruder Ulli – der genauso alt war wie ihr leiblicher Bruder David - konnte Kusuma sehr schnell eine enge Beziehung entwickeln. Diese Beziehung war für sie eine wichtige Stütze bei der Überwindung des Verlustes der leiblichen Geschwister.

Nach mehreren Jahren in der Pflegefamilie zog die gesamte Familie mit Kusuma um, von einer eher städtischen Region aufs Land. Der Wechsel war für Kusuma sehr schwierig („da hab ich die erst so richtig verflucht“). Bedingt durch den Umzug konnte Kusuma ihre ältere Schwester nur noch sehr selten sehen, sie musste neue Freunde finden und sich wieder in einer neuen Umgebung einleben.

Einige Zeit nach dem Umzug wurde ein zweites Pflegekind aufgenommen, ein für Kusuma jüngerer Pflegebruder. Kusuma stand der Aufnahme eines weiteren Pflegekindes sehr kritisch gegenüber. Trotz einiger Vorbehalte – die zum Teil heute noch bestehen – konnte sich dauerhaft eine positive Beziehung unter den Pflegegeschwistern entwickeln.

Kusuma lernte während ihres Aufenthalts bei der Pflegefamilie reiten, hatte auch ein Pflegepferd, später ein eigenes Pferd, entwickelte Freundschaftsbeziehungen, und ging zur Realschule.

Die Pflegefamilie erwies sich als sehr konsequent und liebevoll zugleich.

Das Einleben in die Pflegefamilie und die Kindheit in der Pflegefamilie verlief also trotz einiger Hürden relativ unproblematisch.

Erst im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahre durchlebte Kusuma mit ihrer Pflegefamilie einen Härtestest der Beziehung. Kusuma testet ihre Grenzen bis aufs Äußerste aus. Sie „kiffte“, „klaute“ und wurde dabei „erwischt“, wurde auch angezeigt, kam nachts zum Leidwesen der Pflegeeltern nicht nach Hause, oder schlich sich trotz Verbote der Pflegeeltern aus dem Haus und blieb auch einmal in der Schule sitzen.

Die Pflegeeltern standen alle diese Phasen mit unglaublicher Ausdauer durch – unter anderem Dank intensiver Betreuung durch die Mitarbeiterin des Pflegekinderdienstes. Aus heutiger Perspektive sagt Kusuma selbst, dass sie aufgrund ihres Verhaltens eigentlich in dieser Zeit nicht bei ihren Pflegeeltern bleiben hätte können,

„ich hab immer Probleme gemacht, das war so und ähm (.) irgendwann wenn sie sich nicht mehr zu helfen wussten, dann ham sie mir immer mim Jugendamt gedroht, ansonsten kann ich mich nicht beklagen, die ham mich angenommen wie eigentlich n eigenes Kind, aber trotzdem die warn wirklich sehr sehr streng, dass ich die manchmal verflucht habe dafür, manchmal hab ich gedacht die sin christlich oder sonst irgendwas [...] (.) es war auch so zum Beispiel in der Zeit, wo ich dann beim Klauen erwischt worden bin und so, dass ich dann auch hier mit diesem Schulpsychologen, die hat sich da auch noch so eingehangen, es gab auch oft Probleme zuhause, also dat ich echt gedacht hab, ich halt's hier nich mehr aus, und da wurde

mir dann damals nahe gelegt, dass ich halt ähm in so n Betreutes Wohnen gehe für Jugendliche, mir aber dazu ehrlich gesacht der Mumm in de Knochen fehlte“.

Trotz aller Schwierigkeiten bestand eine sehr dichte und bedeutsame Bindung an die Pflegeeltern. Diese standen ihr in vielen Krisen bei, insbesondere wenn Kusuma nachts in Albträumen die Erlebnisse aus der frühen Kindheit verarbeitetete.

Deshalb entschied sie sich auch in den schlimmsten Phasen dafür, in der Pflegefamilie zu bleiben und nicht in ein betreutes Wohnen oder ein vergleichbares Wohnarrangement zu wechseln.

Kusuma stellt ganz eindeutig heraus, dass es bis heute regelmäßig in der Beziehung eskaliert: Verschiedene Vorstellungen zu sämtlichen Lebensfragen und die unterschiedlichen Charaktere bergen ausreichend Konfliktpotential. Dass Konflikte für beide Seiten manchmal grenzwertigen Charakter haben wird in folgendem Zitat sehr deutlich:

„Da sind wir schon oft anander eskaliert, da gab's ganz ganz viele Höhen und Tiefen, nur halt, ich halt mir oft vor Augen, dass ich sie liebe und dass ich sie auch eigentlich brauche, doch, und eskalieren tut's eigentlich tagtäglich mal, wenn's sein muss, also das is jetzt nich so reibungslos wie es sich vielleicht angehört hat, ich hab auch ähm auch während der Ausbildung (räuspert sich) hatt ich auch mal über ne, über ne Nacht mein komplettes Zimmer ausgeräumt (.), so dass ähm die Mama am nächsten Tag ankam und gesacht hat, ich weiß wir geben dir manchmal das Gefühl äh du müsstest ausziehn oder müsstest jetzt mal langsam zu sehn oder (.) irgendwie so was in der Richtung, aber wir brauchen dich, das hat se dann zu mir gesacht, wir brauchen dich mehr als du glaubst, ja und dann bin ich doch wieder eingezogen, also ich war ja gar nich richtig ausgezogen, aber ich hab dann meine Klamotten wieder eingeräumt, ich hatte über Nacht das Zimmer ausgeräumt“.

Sehr beeindruckend ist, dass solche Konflikte zwar auch verletzende Aspekte haben („ich hab immer gemerkt, dass ich Pflegekind war“ , „mit dem Jugendamt drohen“), aber dennoch die Beziehung nicht fundamental gefährden: Kusuma bezeichnet ihre Pflegeeltern als ihre Eltern und die Pflegefamilie als ihre Familie, für die sie dankbar ist, wenn auch nicht ohne Ambivalenzen.

Die Beziehung zu den leiblichen Geschwistern und zu den leiblichen Eltern ist für Kusuma bis heute ein zentrales Thema, um das ihre Gedanken kreisen.

Über ihren leiblichen Vater erzählt sie im Interview, dass sein Aufenthaltsort längere Zeit nicht bekannt war und sie den Wunsch hatte, ihn zu suchen. Vor einiger Zeit hat sie erfahren, dass er inzwischen im Ausland gestorben ist. Die Nachricht über den Tod des leiblichen Vaters beschreibt Kusuma als Schock.

Der Kontakt zur leiblichen Mutter entstand vor einigen Jahren wieder. Er war durchgängig mit sehr großen Spannungen und Belastungen verbunden und ist es bis heute geblieben.

Die Beziehungen zu den Geschwistern sind nach und nach wieder entstanden und unterliegen gewissen Schwankungen.

Zur ältesten Schwester bestand, wie bereits erwähnt, immer Kontakt, teils mehr, teils weniger intensiv. Ein besonderes Merkmal der Beziehung ist, dass die ältere Schwester nicht bereit ist, mit Kusuma über die gemeinsame Vergangenheit, also die Zeit in der leiblichen Familie, zu sprechen. Das erlebt Kusuma als höchst belastend.

Zum älteren Bruder entstand der Kontakt nach neunjähriger Trennung wieder. Kusuma war bereits vierzehn Jahre alt, als sie die erste Nachricht von ihm bekam. Seitdem haben sich regelmäßige Treffen etabliert, die für Kusuma wichtig sind. Obwohl der Bruder auch ungern über die Vergangenheit spricht, hat er ihr kürzlich versprochen, gemeinsam mit ihr die Wohngegend aufzusuchen, in der sie gemeinsam aufgewachsen sind.

Zum jüngsten Bruder besteht nach wie vor kein Kontakt, Kusuma hat in den letzten Jahren lediglich unregelmäßig Informationen über das Jugendamt erhalten. Die letzte Information war, dass er seit einiger Zeit obdachlos und drogenabhängig ist.

Zum anderen jüngeren Bruder – zu dem Kusuma in der Kindheit die engste Beziehung beschreibt – entstand erst drei Jahre nach der Trennung ein erster loser Kontakt, vorher hatte Kusuma ihn sehr stark vermisst. Die Geschwister schrieben sich Briefe und telefonierten, besuchten sich auch gelegentlich gegenseitig. Parallel zu Kusumas kleiner devianter Phase entwickelte auch er schwierige Verhaltensweisen. Jedoch konnte er sich nicht so gut wie seine Schwester ausbalancieren. Das Pflegeverhältnis, in dem er lebte, wurde abgebrochen, er war obdachlos und hat bis heute ein ernsthaftes Drogenproblem. Der Kontakt ist – trotz Kusumas Bemühen – ausgesprochen lose.

Kusuma selbst ist vor kurzem bei den Pflegeeltern ausgezogen und wohnt in einer eigenen Wohnung in der Nähe der Pflegeeltern. Sie arbeitet als Krankenschwester und hat gleichzeitig eine Nebentätigkeit in der ca. 200 km vom eigenen Wohnort entfernten Region, in der ihre leiblichen Geschwister wohnen. Auch daran wird deutlich, wie wichtig für sie die Verbindung zu den leiblichen Geschwistern – und auch die Sorge um diese – bis heute geblieben ist.

7.3.4 Kusumas Darstellung ihrer Familienkulturen

7.3.4.1 Die Kultur der Herkunftsfamilie

In der Kultur ihrer Herkunftsfamilie verbrachte Kusuma die ersten fünf Jahre ihres Lebens. Mitglieder der Kultur waren die leibliche Mutter, der leibliche Vater, ein älterer Bruder und eine ältere Schwester. Nach Kusumas Geburt kamen außerdem noch zwei jüngere Brüder dazu. Da die Kultur keine festen Außengrenzen aufweist, können darüber

hinaus noch weitere Akteure identifiziert werden. Kusuma bezeichnet diese als „Ausländer“ und „Verwandte“. Dabei handelt es sich um verschiedene erwachsene Personen männlichen Geschlechts, die in unregelmäßigen Abständen und mit unterschiedlicher Aufenthaltsdauer im Wohnbereich der Kultur anwesend waren.

Die Akteure und Mitglieder der Kultur können anhand der beiden Dimensionen Generation und Geschlecht unterteilt werden. Die Mitglieder der älteren Generation, insbesondere die weibliche Vertreterin, wird von den Mitgliedern der jüngeren Generation versorgt. Die Mitglieder der älteren Generation zeigen keine Verantwortung für die jüngere Generation. Bei der weiblichen Vertreterin wird dieses Verhalten mit ihrer Suchterkrankung begründet,

„und ähm ja meine Mama war halt Alkoholikerin und so hat sich das dann alles zugespitzt, also wir mussten halt äh die ganze Zeit ähm (.) uns selber versorgen, uns selber wecken, halt zusehn, dass wir in die Schule kommen oder in Kindergarten, wir ham eher so die Mutter versorgt“.

Die Mitglieder der jüngeren Generationen versorgen sich selbstständig. Versorgungsgänge führen in regelmäßigen Abständen zu „Hungersnöten“. Für die Beschaffung der für das Überleben notwendigen Lebensmittel sind deviante Verhaltensweisen bereits im frühesten Alter gängig.

Für die Befriedigung ihres Bedürfnisses nach Geborgenheit finden die Mitglieder der jüngeren Generation selbstständig Strategien,

„ich weiß nich wieso, ich hab dann früher immer die Sachen von meim Vater genommen und hab da dran genuckelt, das hört ich bestimmt total bescheuert an, aber das war halt so“.

Unter diesen Bedingungen entstehen zwischen den Mitgliedern der jüngeren Generation sehr enge Beziehungen. Die Struktur der Beziehungen ist nicht gleichberechtigt, sondern hierarchisch. Insbesondere die Älteren sorgen für die Jüngeren und nehmen dabei sogar Elternstatus ein, „der David, mein Sohn, mein Bruder“.

Hygieneerziehung („ich wusste nicht was Zähneputzen is“) und Schutz gibt es für die jüngere Generation innerhalb der Kultur nicht. Ihre Schutzräume finden die Mitglieder deshalb außerhalb,

„der hat mich dann immer mitgenommen in seine Pizzeria, wo ich mich dann halt auch wohl gefühlt hab, ich weiß nich, irgendwie war da oben noch ne Etage mit zwei Säuglingen, ner indischen Frau (.) da war ich dann oft“,
und

„die beiden Größten, die waren ähm viel unterwegs, also draußen halt“.

Der männliche Vertreter der älteren Generation hat als Patriarch das Machtmonopol in Händen, das insbesondere mit körperlicher Gewalt gefestigt und durchgesetzt wird, „der Vater war dann zwischendurch immer zuhause, hat einmal n Rundumschlag

gemacht und is dann wieder gegangen“.

Das Geschlechterverhältnis ist von Gewalt geprägt. Nicht nur der enge Kreis der Familienmitglieder hat die Berechtigung Gewalt einzusetzen, sondern auch die Gruppe der Ausländer und Verwandten aus der älteren Generation. Gegenüber den weiblichen Mitgliedern wird unabhängig vom Alter auch harte sexuelle Gewalt eingesetzt,

„das ist einfach so, wir drei Frauen zuhause wir sind alle (.) ähm mehrmals vergewaltigt worden, wir sind alle zuhause geschlagen worden, wir haben unmöglich gelebt“,

und

„meine Schwester is zum Beispiel so schwer vergewaltigt worden, dass sie dann ins Krankenhaus musste, in ne groß-, in ne Brust gebissen worden is, meiner Mutter sin die Zähne rausgeschlagen worden“.

Die Zuneigung der älteren Generation gegenüber der jüngeren Generation wird durch Besitzanspruch ausgedrückt,

„des Problem bei mir war, (.) ich war das Lieblingskind von meinen Eltern und die ham auch ständig um mich gestritten und ich war immer der Mittelpunkt, dat hat meistens dann so geendet, dass dann, keine Ahnung, der Vater die Möbel klein geschlagen hat, die Mutter die indischen Schwerte von de Wände geholt hat und so sollt ich mich dann entscheiden, du bleibst jetzt hier und Papa sacht du kommst jetzt mit, und ich ähm, der hat die Mutter durch die Gegend gepfeffert, also wirklich, da war ich manchmal dann dahinter und dann is sie gegen die Wand gedonnert und ich war noch dazwischen, also solche Sachen, bis ich dann halt, ich hab dann jedes Mal, es war immer das Gleiche beim Streiten, wenn's dann so weit war, dass sie nich mehr so richtig auf mich geachtet ham, sondern nur noch mit sich beiden selber beschäftigt waren, dass ich dann abgehauen bin und unten auf mein Vater gewartet habe“.

Der Besitzanspruch des männlichen Vertreters der älteren Generation geht soweit, dass er seine fünfjährige Tochter „in Indien versprochen“ hat.

Obwohl die Familienkultur sehr durchlässige Außengrenzen aufweist, befindet sie sich in Relation zur Gesamtgesellschaft in einer Isolationssituation. Die Wissensbestände, die die Mitglieder aufweisen, sichern ihr Überleben in dieser Familienkultur, werden aber von der Gesellschaft, in der sie eingebettet sind, nicht als relevantes Wissen anerkannt.

7.3.4.2 Die Kultur der ersten Pflegefamilie

Über die Kultur der ersten Pflegefamilie, in die Kusuma kam, erfahren wir im Interview wenig. Ein Grund dafür könnte Kusumas kurze Aufenthaltsdauer in der Kultur sein.

Nach Kusumas Auskünften sind die Mitglieder und Akteure der Kultur ein Pflegeeltern-ehepaar und zwölf Pflegekinder. Die Kultur ist räumlich von der Außenwelt abgeschieden. Aus der räumlichen Abtrennung folgt auch eine soziale Abtrennung, „die konnten mich nicht in Kindergarten oder in ne Vorschule schicken, weil die irgendwie richtig abseits gewohnt ham“.

Im Umgang mit der Vorgeschichte und dem Geschlechterverhältnis der neuzukommenden Pflegekinder weist die Kultur ein hohes Maß an Unwissenheit und Naivität auf, „ja, da ham se mich mit einem zwölfjährigen Jungen auf's Zimmer geschickt mit dem hab ich dann da gelebt und der fing dann auch an, also der war irgendwie in der Pubertät und ich mit meinen fünf Jahren, und dann hat er mich dat auch gefragt, ob ich (.) sein Glied sehn will und solche Sachen“.

Nichterfolgte Passung in der Kultur wird mit Beendigung des Aufenthalts beantwortet.

7.3.4.3 Die Kultur der zweiten Pflegefamilie

In der Kultur der zweiten Pflegefamilie verbrachte Kusuma die meiste Zeit ihres Lebens. Sie stieß im Alter von fünf Jahren zu der Familie und lebte dort bis zur Verselbstständigung mit zweiundzwanzig Jahren.

Die Kultur setzt sich aus dem Pflegeeltern-ehepaar, deren Enkel, der in Form eines Verwandtenpflegeverhältnisses bei ihnen lebt, Kusuma und später noch einem weiteren Pflegekind zusammen. Außerdem wird die Kultur von den leiblichen Kindern des Pflegeelternpaares geprägt, die nicht im ständig Wohnbereich anwesend sind.

Die Familienkultur versteht sich selbst als Fortsetzungskultur mit drei Generationen: Die ältere Generation in Form des Pflegeelternpaares, darauf folgt die mittlere Generation, das sind die leiblichen Kinder des Pflegeelternpaares, und die jüngere Generation, die Pflegekinder. Die Beziehung der Mitglieder der älteren Generation zu den Pflegekindern unterscheidet sich von der Beziehung zu den leiblichen Kindern („es gibt halt einfache Momente im Leben, da merkt man einfach, dass man nicht das eigene Kind is“). Bemerkbar macht sich diese andere Beziehung insbesondere in Konfliktfällen, in denen eine äußere Instanz regelmäßig als Druckmittel eingesetzt wird, „irgendwann wenn sie sich nicht mehr zu helfen wussten dann ham sie mir immer mim Jugendamt gedroht“. Außerdem zeigt sie sich in einer sehr positiven Bereitschaft, Beziehungen der Pflegekinder zu leiblichen Angehörigen zu akzeptieren und zu fördern, „ich hab zum Beispiel ähm so Symbole an der Wand ähm um das zu beschreiben, ein großer Stern war das mit fünf Zacken was wir Kinder halt warn, wir fünf Geschwister und zwei kleine Sterne das warn so Leuchtsterne, die oben an der Decke hingen dat ich die halt bei mir hatte wenn ich eingeschlafen bin“.

Die Mitglieder der älteren Generation nehmen in hohem Maße Verantwortung für die jüngere Generation wahr. Die Verantwortung zeigt sich in einer Vielzahl an Ausdrucksformen, wie z.B. Entgegenbringen kindorientierter Aufmerksamkeit, regelmäßige gute Versorgung, gemeinsame Aktivitäten, Wahrnehmung von Sorgen und Nöten und Entgegenbringen entsprechende Zuwendung („ich hab mit keinem darüber gesprochen und meine Mutter hat sich dann verschärft um mich gekümmert“), Förderung im schulischen und außerschulischen Kontext („mit fünf Jahren hab ich angefangen reiten zu lernen und seitdem hab ich die Verantwortung dafür übernommen“) und einem hohen Maß an Integration.

Eine besondere Bedeutung in der Wahrnehmung der Verantwortung hat der Schutzgedanke. Der Schutz der jüngeren Generation zeigt sich in einer intensiven Zuwendung zu ihnen und gleichzeitig in einem breiten System von Ge- und Verboten, das die Mitglieder der jüngeren Generation vor negativen Erfahrungen schützen soll. In Kusumas Fall beziehen sich die Ge- und Verbote insbesondere auf den Bereich der Körperlichkeit und Sexualität im weitesten Sinne, für den ihr aufgrund der früheren Erfahrungen eine besondere Vulnerabilität zugerechnet wird. So berichtet sie:

„Aber trotzdem, die warn wirklich sehr sehr streng, dass ich die manchmal verflucht habe dafür, manchmal hab ich gedacht die sin christlich oder sonst irgendwas, ich sollte meine Haare nich offen machen oder keine bunte Unterwäsche tragen, Freunde sind fast ausgesucht worden und ähm (.) richtig streng an de kurze Leine und ich hab manches Mal, was verfluch ich diese Familie“,

und

„dat fing bei Kleinigkeiten an wie zum Beispiel, dass ich mich unter de Arme rasieren wollte oder dass ich mal meine Haare färben wollte, nix, gar nichts, ehrlich“.

Die Mitglieder der jüngeren Generation empfinden Respekt und Wertschätzung gegenüber der älteren Generation. Trotz einer intensiven Integration und eines von Kusuma formulierten subjektiven Zugehörigkeitsgefühls, ist den Mitgliedern der jüngeren Generation durchaus bewusst, dass sie keine leiblichen Abkömmlinge sind und deshalb einen besonderen Status in der Familie besitzen. Das Bewusstsein für diesen Status spiegelt sich in einem ständigen Gefühl wider, gegenüber der älteren Generation zur Dankbarkeit verpflichtet zu sein, in manchen Situationen sogar in deren Schuld zu stehen, „denkst du dir aber trotzdem, (imitierte Stimme) Mensch, die ham dich doch großgezogen und die ham mich aufgenommen und die warn immer für mich da (.), dass man dann schon ganz schnell irgendwie so Schuldgefühle entwickelt“.

Die Mitglieder der jüngeren Generation erleben die Ge- und Verbote der älteren Generation teilweise als einschränkend und verstoßen regelmäßig dagegen. Die ältere Generation hat darauf mehrere Reaktionsformen entwickelt. Eine Möglichkeit ist die kommunikative und argumentative Klärung des Regelverstößes („es war nich einfach und wenn

irgendwas vorgefallen is, es wurde wirklich bis auf's Letzte ausdiskutiert“), die den Mitgliedern der jüngeren Generation Begründungen des eigenen Verhaltens abverlangt. Eine weitere Möglichkeit sind Sanktionen für das Verhalten („Strafen hat's auch gegeben“). In besonderen Fällen, in denen der Regelverstoß zu einer Selbstschädigung führt, können jedoch auch die beiden genannten Möglichkeiten durch ein drittes Muster ersetzt werden, das des Trostes und der intensiven Zuwendung,

„ja, da hatt ich so, wie soll ich das beschreiben, es war nich wirklich ne Vergewaltigung, (räuspert sich) da hatt ich einen Typen kennengelernt, der saß da immer rum und ich hatte mich wirklich so richtig in den verkuckt und der war (.) einiges älter, ich glaube drei-vier Jahre, ja und der hatte mich dann hinterher so zum (.) Sex halt gezwungen, gezwungen, ich wollte nämlich noch gar nich, aber ich war ja verliebt in den und ähm, deshalb bin ich dann auch mit ihm mitgegangen, wir wollten eigentlich nur bisschen labern und so, ja und dann hinterher, hat er sich so bescheurt benommen, dass ich mit meiner Freundin, das war dann (.) wie war dat denn nochmal, das war vormittags und nachmittags bin ich absolut nicht damit zurecht gekommen und dann hatt ich mit meiner Freundin angefangen zu saufen und dann bin ich zu der Firma dahin wo er stand und dann hab ich sein Roller kaputt getreten (atmet tief ein) und dann bin ich besoffen nach Hause [...] und dann stand ich betrunken vor der Tür und zwar so (ahmt sich selbst mimisch nach) und meine Mutter hat Panik gekriecht und hat erst gedacht ich hätte Drogen genommen und ich so, wat denn für Drogen, ja und dann bin ich erst mal in mein Zimmer hoch und ähm mit der Freundin und irgendwann, als ich dann mal auf Toilette war, ham se versucht auf mich einzuwirken, bis se dann das Eis gebrochen haben und ich dann voll in Tränen ausgebrochen bin und erzählt hab was passiert is“.

Über Differenzen wird in dieser Kultur sehr offen kommuniziert („so denk ich da mittlerweile drüber, weil ich finde, sie is meine Pflegemutter und sie sollte wissen wie ich, wie ich drauf bin, was für'n Mensch ich bin halt“). Die gegenseitige Wertschätzung und Akzeptanz, auch die Zugehörigkeit zur Kultur kann durch die Differenzen nicht in Frage gestellt werden.

7.3.5 Analyse der Übergänge

7.3.5.1 Herkunftsfamilie – Erste Pflegefamilie

Aus der Herkunftsfamilie, in der Kusuma körperliche Gewalt, sexuellen Missbrauch, Vernachlässigung und harte Mangelserfahrungen erlebt hatte, kam Kusuma in ihre erste Pflegefamilie.

Der Übergang von der Herkunftsfamilie in diese erste Pflegefamilie wurde vom Jugendamt eingeleitet. Die älteste Schwester hatte aufgrund der Unerträglichkeit der Familiensituation ein vertrauliches Gespräch mit Mitarbeitern des Jugendamts geführt. Es ist davon auszugehen, dass die Herausnahme anknüpfend an das Gespräch aufgrund einer akuten Kindeswohlgefährdung eingeleitet wurde. Für Kusuma kam der Übergang sehr plötzlich. Ohne Vorinformationen wurde sie von Jugendamtsmitarbeitern vom Kindergarten abgeholt, ihr wurde „klargemacht, dass sie jetzt in eine neue Familie kommen würde“, sie wurde in ein Auto gesetzt und gemeinsam mit den beiden jüngeren Brüdern zu jeweils verschiedenen Pflegefamilien gebracht. Im Auto entbrannte zwischen den Geschwistern ein Streit, wer wen wegbringen dürfte. Gepäck hatte Kusuma nicht bei sich, „das waren nur wir Kinder als Gepäck“. Aus Kusumas Beschreibung wird deutlich, dass sie als Fünfjährige die Tragweite des Geschehens in den kurzen Augenblicken mit den Jugendamtsmitarbeitern nicht erfassen konnte. Die Vorstellung eine neue Familie zu bekommen war vorerst „gar nicht so schlimm“. Bis heute fragt sie sich, ob sie in dem Augenblick vielleicht dachte, dass sie die Brüder „gleich wieder sehen würde“. Eine vollständige Trennung von den Geschwistern war für Kusuma aufgrund der engen Beziehungen so unvorstellbar, dass der endgültige Abschied in den kurzen Augenblicken innerlich nicht nachvollzogen werden konnte.

Den Eintritt in die Pflegefamilie beschreibt Kusuma als „richtig komisches Gefühl“. Im Rückblick erinnert sie sich daran, dass sie Buntstifte bekommen hat und dass aufgrund der – wie sie berichtet – zwölf Kinder in der Familie eine große Unruhe herrschte. Kusuma wurde in dieser Familie mit einem zwölfjährigen Jungen in einem Zimmer untergebracht. Sie erinnert sich daran, dass dieser sexualisiertes Verhalten zeigte. Aus der therapeutischen Arbeit mit jungen Opfern sexueller Gewalt ist bekannt, dass Kinder die Erfahrungen, die sie mit erwachsenen Tätern gemacht haben gelegentlich unterbewusst auf potentielle gleichaltrige Täter projizieren und entsprechend verbalisieren (Enders, 2003). Im vorliegenden Zusammenhang bleibt unklar, ob es sich um eine Projektion handelt oder um eine reale Erfahrung. Das ist für den Kontext auch nicht weiter relevant. Zentral ist, dass Kusuma in einer fremden, neuen Situation ihr Zimmer mit einem zwölfjährigen Jungen teilen musste. Will man der Pflegefamilie nicht zu große Naivität oder Unsensibilität für ein fünfjähriges Mädchen, das harte sexuelle Gewalt erfahren hat, unterstellen, dann ist die einzig mögliche Deutung, dass die Pflegefamilie nicht über Kusumas Familiengeschichte informiert wurde. Diese Kommunikationsversäumnis erweist sich dauerhaft als fataler Fehler: Die Unterbringung in einem Zimmer mit einem Jungen beförderte das allgemeine Unwohlsein, das Kusuma empfand, und gilt bis heute als Grund für die Beendigung von Kusumas Aufenthalt in dieser Familie.

Als Grund für das allgemeine Unwohlsein in der neuen Kultur nennt Kusuma außerdem die räumliche Isolation der Familie. Kusuma fand keine Anknüpfungsmöglichkeiten an

ihren Erfahrungsschatz. Bisher Bekanntes, zum Beispiel der Kindergartenbesuch, wurde mit Verweis auf den Wohnort verweigert. Die große Anzahl der Personen im Haushalt erlebte sie darüber hinaus als Quelle von Unruhe. Kusuma konnte im Übergang in diese Familie nicht die Aufmerksamkeit und Zuwendung finden, die sie für die erfolgreiche Bewältigung benötigt hätte. Der Übergang erwies sich daher in erster Linie nicht als Entwicklungschance und Rettung aus einer für die kindliche Entwicklung abträglichen Kultur, sondern als Quelle neuer Belastungen, die so groß waren, dass sie durch die neuen Ressourcen, die der Pflegefamilie unterstellt werden können - insbesondere Versorgung -, nicht aufgewogen werden konnten.

7.3.5.2 Erste Pflegefamilie – zweite Pflegefamilie

In ihrer ersten Pflegefamilie verbrachte Kusuma nur wenige Wochen. Wie sie berichtet, leitete sie den Übergang selbst ein, „und dann kam das Jugendamt wieder und dann war auch diese Situation vorgefallen, dass ähm ich zum Jugendamt gesacht habe, ich möchte hier gerne weg“.

Die Informationen, die Kusuma selbst auf eine ihr verständliche Weise bekam, waren sehr knapp. Bis heute weiß sie nicht, ob die erste Pflegefamilie nur eine Übergangslösung war und wie der schnelle Wechsel in eine andere Familie zustande kommen konnte. Sie weiß nur, dass sie in eine andere Pflegefamilie kam, „auf jeden Fall bin ich dann in eine andere Familie gekommen und das warn die hier“.

Ohne die neue Pflegefamilie vorher kennen zu lernen, wurde der Umzug durchgeführt. Kusuma berichtet von den ersten Momenten in der Pflegefamilie,

„und da stand schon halt der Papa der war dann auf de Knie, die Tür ging auf und er hat so, (nachgeahmte Stimme) Guten Tag, ich bin der Willi, ja und dann hab ich mich vorgestellt, und dann kam halt die Mama, hat sich auch vorgestellt und dann sind wir direkt ins Kindergarten äh äh in Kindergarten, ins Kinderzimmer und ähm, ich hatte so ne Kulturtasche dabei mit ganz vielen, ganz vielen Haarspangen und so weil ich hatte damals als Kind auch meine Haare bis zum Po und ähm ne richtig dicke und da war ich ganz stolz drauf und dann hab ich ihr bestimmt anderthalb Stunden lang meine Haarspangen gezeigt und die hat sich auch richtig toll dafür interessiert und diese Fürsorge die kam mir so (..) ich weiß nicht, sie war halt angenehm für mich, sie hat richtig Wärme ausgestrahlt, das war irgendwie, das hat sofort am Anfang gepasst und dann hat sie mir auch ihre äh so, meine Hände eingecremt und so, das kann ich alles gar nicht“.

Die neuen Pflegeeltern erwiesen sich als pädagogisch taktvolle und einfühlsame Erwachsene, indem sie sich stark an Kusuma orientierten und ihr eine vorher nicht gekannte

Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Das Hauptaugenmerk lag auf der Etablierung einer Beziehung zu den neuen Pflegeeltern und zum Pflegebruder. In der Beziehung zum Pflegebruder fand Kusuma schnell Anknüpfungspunkte zu den früheren positiven Erfahrungen mit dem leiblichen Bruder,

„mim Ulli hab ich ja auch da gelebt, zu dem hab ich ne richtig feste Bindung bekommen genauso wie damals zum David, (...) der war halt einfach wie n Bruder für mich“.

Andere Familienangehörige lernt Kusuma erst „peu à peu“ kennen. Die Möglichkeit zum langsamen Einleben und zur Konzentration auf wenige Bezugspersonen empfand sie nach der Überforderungserfahrung in der ersten Pflegefamilie als sehr angenehm.

Die Pflegeeltern verstanden es, Kusuma durch eine Vielzahl von Ressourcen neue Entwicklungschancen zu eröffnen. Sie stellten ihr nicht nur eine gesicherte Basisversorgung zur Verfügung und arbeiten mit ihr an der Überwindung der vorhandenen Entwicklungsrückstände, sondern erwiesen sich in erster Linie als wichtige Ressource, indem sie Kusuma ein neues Modell für die Gestaltung der Generationenbeziehung anboten. Im Vergleich zur Herkunftsfamilie, in der Kusuma für die leibliche Mutter sorgen musste, fand eine Umkehr der Generationenbeziehung statt,

„so und da war's umgekehrt, da waren zwei erwach- erwachsene Menschen, die sich halt um mich gekümmert haben, die abends in mein Zimmer kamen und mich nochmal zugedeckt haben, das war (.) wie der siebte Himmel irgendwie“.

Als zentralen Unterschied zur Herkunftsfamilie stellt sie heraus, dass sie in der Pflegefamilie „gelernt [hat], Kind zu sein“. Kind sein bezieht sich hier vor allem auf neu gewonnene Freiheiten und Entlastungen, die im starken Kontrast zur Verantwortung für Eltern und Geschwister in der Herkunftsfamilie stehen,

„solche Sachen, die warn, auf einmal warn das keine Probleme mehr wo man sich früher jeden Tag mit beschäftigt hat, das war da normal, Essen war immer da, warmes Wasser war immer da, vernünftige Kleidung war da, (.) alles was ich nicht kannte (.) es war n komplett neues Leben für mich“,

und

„wirklich mal morgens zu der Mama ins Bett zu krabbeln um noch irgendwat mit der im Fernseh zu kucken oder oder geweckt werden, die hat mich jeden Morgen geweckt, indem die mich ausgekizzelt hat und ich glaub, wie viel ich da an einem Morgen gelacht habe, dat hab ich in den ganzen fünf Jahren nich“,

oder

„da hab ich dann halt (räuspert sich) gelernt, Kind zu sein, in Kindergarten zu gehn, dann mittags nach Hause kommen, und mit irgendwelchen Kindern zu spielen, oder mm Fernseh zu kucken oder sonst irgendwas zu machen das war alles neu für mich“.

Die neuen Freiheiten brachten, genauso wie manche Verhaltensweisen in der Pflegefamilie, auch Irritationen mit sich. Die neu vorhandenen Ressourcen wogen jedoch die daraus entstandenen Belastungen um ein Vielfaches auf, „fremd war's sowieso, aber (.) ich glaube (.) ich hab's auch von der ersten Sekunde an genossen“.

Auch in der Beziehung zur Umwelt stellte die Versorgung durch die Pflegefamilie für Kusuma eine wichtige Ressource dar. Von der Zeit in der Herkunftsfamilie bekannte Stigmatisierungen fielen plötzlich weg. Kusuma konnte sich als gleichwertig in die Gruppe der Gleichaltrigen integrieren,

„nich da immer in der Pause stehn, hier kannst dir nich mal selber wat kaufen, musst ich immer sagen, meine Mama hat kein Geld oder meine Mama hat mir aber vergessen wat mitzugeben, sondern ich hatte das selber, ich hatte selber essen und ich hatte selber n Schulranzen, ich hatte alles selber“.

In den Übergang und lange Zeit darüber hinaus brachte Kusuma auch Verhaltensweisen und Belastungen aus ihrer Herkunftskultur mit. Sie berichtet, dass sie über viele Jahre weiterhin „nuckelte“, lange Zeit einnässte, sich in den Schlaf weinte, oft nicht schlafen oder nicht durchschlafen konnte, Alpträume hatte und körperlich eine Distanz zum Pflegevater sicherstellte,

„die hatten die Angewohnheit beim Hallo sagen der Mama oder dem Papa halt n Kuss auf n Mund zu geben, da hab ich mir auch gedacht, wat machen die denn da und des hat ganz lange gedauert, bis ich mich da dran gewöhnt habe, und den Vater, den hab ich sowieso nicht geküsst da bin ich immer, ich bin immer verschwunden“.

Trotz erheblicher Belastungen, die diese Verhaltensweisen für die Pflegeeltern mit sich brachten, zeigten diese durchgängig eine hohe Akzeptanz für das Pflegekind. In diesem Zusammenhang respektierten sie auch Kusumas Beziehungen zu Mitgliedern der Herkunftsfamilie. Kusumas Verhaltensweisen im Übergang konnten sie zum Teil mit Humor, zum Teil mit intensiver Sorge für das Kind und mit Förderung begegnen.

Der in dieser Kultur dominierende Schutzgedanke wirkte sich im Übergang und in Kusumas Kindheit ausgesprochen positiv auf die weiteren Entwicklungschancen aus und kann somit in der Kindheit als wichtige Ressource betrachtet werden.

Die Belastungen im Übergang konnten durch das hohe Maß an Zuwendung, Aufmerksamkeit und Schutz weitgehend ausgewogen werden. Bereits nach kurzer Zeit hatte sich eine intensive Eltern-Kind-Beziehung entwickelt („ich hab auch ganz ganz schnell zu ihr Mama gesacht, und zu ihm, kam das, ich glaub drei-vier Monate später“), die sich auch in späteren Krisen, vor allem im Jugendalter, als tragfähig erwies.

7.4 Vergleich

Der Vergleich der Ergebnisse erfolgt in zwei Schritten. Im ersten Schritt werden die dargestellten Familienkulturen verglichen, im zweiten Schritt die Übergänge. Der Vergleich erfolgt auf beiden Ebenen thematisch.

7.4.1 Vergleich des Erlebens der Familienkulturen aus der Perspektive der InterviewpartnerInnen

Im vorgehenden Kapitel wurden bei vier Interviews und einer Gruppendiskussion mit drei ehemaligen Pflegekindern die Familienkulturen, in denen die Gesprächspartner gelebt haben, einer Analyse unterzogen. Insgesamt konnten fünfzehn Familienkulturen identifiziert werden, über die teils mehr, teils weniger Material vorlag. Der Vergleich der Familienkulturen ist zur besseren Übersichtlichkeit in einige Unterpunkte gegliedert.

Dimensionen der Familienkulturen

Im Vergleich ist festzustellen, dass einige Dimensionen von Familienkulturen in vielen Analysen auftauchen und ihnen in den Erzählungen für die Ausgestaltung des Alltags in der Kultur eine wichtige Bedeutung zugeschrieben wird. Dabei handelt es sich um die Dimensionen Generationenbeziehung, Geschlechterverhältnis, affektiv-emotionaler Bereich, Kommunikation, Konfliktbewältigung, Außendarstellung der Kultur, Umgang mit Regelsystemen- und Familienstrukturen. Weitere Dimensionen, die gelegentlich als bedeutsam benannt werden sind Bildungsorientierung und materielle Ressourcen der Familie. In den Kulturen der Pflegefamilien stellt darüber hinaus die Art der Integration eine wichtige Dimension dar.

Der Vergleich zeigt, dass die Zusammenstellung der hier generierten Dimensionen keine Abschließende sein kann. Bei höherer Fallzahl wäre sicherlich ein besser abgesicherter Kern gemeinsamer relevanter Dimensionen feststellbar. Doch bleibt jederzeit die Möglichkeit bestehen, dass aus der Sicht eines einzelnen Akteurs oder Mitglieds einer bestimmten Familienkultur zusätzlich neue Dimensionen bedeutsam werden können beziehungsweise bestimmte Dimensionen von einem Mitglied oder Akteur einer Kultur als nicht relevant gekennzeichnet werden.

Die Relevanz einzelner Dimensionen variiert stark in den Erlebensberichten über die verschiedenen Familienkulturen. Während der Dimension Generationenbeziehung von allen drei InterviewpartnerInnen und in allen Kulturen große Wichtigkeit zugeschrieben

wird, gilt dies für sämtliche anderen Dimensionen nicht. Es liegt nahe, anzunehmen, dass die den einzelnen Dimensionen zugeschriebene Bedeutsamkeit eng mit den Erfahrungen der InterviewpartnerInnen zusammen hängen. Die Relevanz der Dimension Generationenbeziehung durch alle Kulturen hindurch könnte unter anderem auf den Mangel an Erfahrungen beruhen, die alle GesprächspartnerInnen in diesem Bereich in den Herkunftsfamilien gemacht haben.

Die unterschiedliche Relevanz der Dimensionen zeigt aber auch ein weiteres wichtiges Ausdifferenzierungskriterium an: Familienkulturen unterscheiden sich folglich nicht nur in Bezug auf die relevanten Dimensionen und deren jeweilige Ausgestaltung, sondern auch auf die Wichtigkeit einzelner Dimensionen für das familiäre Zusammenleben.

Integration in eine Familienkultur

Bei der Betrachtung wie die Integration von Pflegekindern in Pflegefamilien erfolgt zeigt sich, dass alle im Theorieteil beschriebenen Umgangsformen mit Fremden in Familienkulturen wieder zu finden sind: der beschriebene Ausschluss- und Assimilationsmechanismus (z.B. Matteos zweite Pflegefamilie), der Schmelztiegel (Matteos letzte Pflegefamilie im weitesten Sinne) und auch der Multikulturalismus (z.B. Matteos dritte Pflegefamilie). Der Vergleich deutet jedoch darauf hin, dass die Kategorien noch zu grob sind. Um die einzelnen Vorgänge zu verstehen, müssen Zwischenformen und Abweichungen identifiziert werden.

Wie dies praktisch aussehen kann möchte ich am Beispiel des Multikulturalismus herausarbeiten. Der Multikulturalismus in der Kultur bei Iris' leiblichem Vater ist davon geprägt, dass nur ein minimaler Konsens der Akteure in Bezug auf die materielle Versorgung vorhanden ist. Bei Matteos dritter Familie ist im Vergleich auch ein Multikulturalismus feststellbar, jedoch mit größeren Berührungspunkten zwischen den verschiedenen Kulturen. Darüber hinaus unterscheiden sich die in diesen beiden Kulturen vorliegenden Multikulturalismuskonzepte in Bezug auf die Zusammensetzung der einzelnen Kulturen. Während sich die Multikultur bei Iris' leiblichem Vater aus den einzelnen Akteuren, die nebeneinander leben, zusammensetzt, ist die Multikultur in Matteos dritter Pflegefamilie von zwei Kulturen geprägt (Kultur der Pflegekinder vs. Kultur der Pflegefamilie). Gleichberechtigt sind die Kulturen in zweitem Fall keineswegs: Es handelt sich vielmehr um eine Leitkultur, die die Subkultur neben sich duldet, solange diese sich an bestimmte Regeln hält.

Anknüpfend an die unterschiedlichen Ausgestaltungen des Multikulturalismus bei Iris und Matteo unterscheidet sich auch deren Erleben. Während Matteo eine intensive Beziehung zu den Geschwistern lebt und die Belastungen aus der fehlenden Beziehung zur

Pflegefamilie mit außerfamiliären Kontakten kompensiert, leidet Iris zunehmend an der Beziehungslosigkeit in ihrer Familienmultikultur beim leiblichen Vater.

Ähnliche Differenzierungen können auch für die Schmelztiegel- und das Assimilationskonzepte identifiziert werden. Sie finden sich nicht in Reinform in den Analysen wieder. Die beiden Konzepte erscheinen in einer Mischform: In allen Kulturen, auch in sehr flexiblen und kindorientierten, wird ein Mindestmaß an Anpassung an die bestehende Kultur von den Kindern erwartet. Eine Erfassungskategorie, die geeigneter sein könnte als die groben Kategorien Schmelztiegel und Assimilation könnte daher in der Identifikation von Bereichen bestehen, in denen Anpassung gefordert wird und in denen eine Kulturvermischung stattfindet. Ein noch differenzierterer Zugang wäre die Beantwortung der folgenden Fragen: Zu welchem Grad herrscht in welchen Dimensionen Flexibilität, welches Mindestmaß an Anpassung wird in welcher Dimension gefordert und welches Maß an Nichtanpassung in welchen Dimensionen hat letztendlich den Ausschluss aus der Kultur zur Folge? Um exakte Aussagen darüber zu treffen sind jedoch die aus einem biographischen Interview gewonnenen Daten zu ungenau. Zu diesem Zweck müssten fokussierte Interviews zur Ausgestaltung der Familienkulturen geführt werden.

Die Familienkulturen der Herkunftsfamilien

Bei der näheren Untersuchung der Aussagen der InterviewpartnerInnen über die Kulturen der Herkunftsfamilien zeigt sich, dass diese insbesondere in den Dimensionen Generationenverhältnis, Beziehungsorientierung inklusive affektiv-emotionaler Bereich sowie Bildungsorientierung erhebliche Belastungen für ihre Kinder hervorbringen. Es ist bewundernswert, wie stark die GesprächspartnerInnen während der Zeit in der Herkunftsfamilie die Belastungen mit Hilfe bestimmter Ressourcen - insbesondere Ressourcen aus den Geschwisterbeziehungen - ausbalancieren konnten und welche bemerkenswerten Fähigkeiten sie zur Sicherung des Überlebens selbst entwickelten. Insbesondere bei Kusuma wird dies deutlich, wenn sie über die Selbstversorgung und die Versorgung der jüngeren Geschwister im Alter von fünf Jahren berichtet. Für die Entwicklung der Fähigkeiten zur Kompensation der in der Kultur vorhandenen Belastungen bezahlt Kusuma jedoch einen hohen Preis. An ihrem Beispiel kann sehr anschaulich gezeigt werden, dass Kinder keine unbegrenzten Aufnahme- und Entwicklungskapazitäten haben. Während Kusuma sich als Fünfjährige bereits selbst versorgen konnte, wies sie in anderen gesellschaftlich erwarteten Entwicklungsbereichen große Defizite für ein Kind ihres Alters auf. Die Entwicklung der Fähigkeiten in anderen Bereichen setzte eine Entlastung von alltäglichen Versorgungsaufgaben voraus, die in der Herkunftsfamilie nicht gegeben war.

Entwicklungschancen in Familienkulturen

Eine zentrale Frage der vorliegenden Arbeit lautet, welche Familienkulturen – insbesondere mit Blick auf die Kulturen der Pflegefamilien – Entwicklungschancen hervorbringen. Über selbst beobachtete relevante Fortschritte in ihrer Entwicklung berichten die InterviewpartnerInnen im Zusammenhang mit ihren Aufenthalten in den Kulturen, in denen sie als herausragendes Charakteristikum eine starke Beziehungsorientierung erlebten, zum Beispiel bei Matteos Großvater, seiner professionellen Pflegefamilie und in seiner letzten Pflegefamilie, bei Kusumas zweiter Pflegefamilie und bei Iris Pflegemutter. In all diesen Kulturen finden - um es mit den Worten des pädagogischen Klassikers Herman Nohl zu sagen - die Schwierigkeiten der Kinder mehr Beachtung als die Schwierigkeiten, die diese machen. Neben ihrer Beziehungsorientierung weisen diese Familienkulturen klare Regeln auf. Die Regeln stehen jedoch nicht für sich, sondern zeichnen sich dadurch aus, dass sie in engem Zusammenhang mit der Beziehung zu den Kindern und Jugendlichen stehen. Sie werden von den GesprächspartnerInnen als Interesse an der Person, Schutz und Sorge interpretiert. Sie stehen generell nicht über der Beziehung zum Kind, sondern dienen der Beziehung zum Kind und dessen Entwicklung. Darüber hinaus überlassen die erwachsenen Akteure in diesen Kulturen den Pflegekindern in hohem Maße die Steuerung der Beziehung und zeigen damit eine besondere Art der Kindorientierung.

In denselben als entwicklungsfördernd gekennzeichneten Kulturen bestehen klare Rollenverteilungen zwischen den Generationen. Die ältere Generation ist durchweg für die jüngere Generation verantwortlich und für die Befriedigung der Grundbedürfnisse nach Versorgung und emotionaler Beziehung. Aufgrund des unterschiedlichen Alters der Pflegekinder wird diese Verantwortung auf verschiedene Weise realisiert. Gleich bleibt jedoch, dass die Akteure der jüngeren Generation mit der Verantwortungsübernahme durch die Vertreter der älteren Generation von vielfältigen alltäglichen Überlebensaufgaben entlastet werden, und damit ihre Freiräume und Energien für das Bewältigen anderer Entwicklungsaufgaben einsetzen können.

Die hohe formale Bildungsorientierung, die diese Familien ebenfalls aufweisen, führt zu einer unterstützenden Förderung der Pflegekinder in schulischen Belangen und in der außerschulischen Bildung, insbesondere in den Bereichen Sport und Musik.

Vor allem in den Kulturen von Iris Pflegemutter, Matteos Großvater und seiner letzten Pflegefamilie bekommen die Kinder zudem die Möglichkeit, aktiv und intensiv an der Gestaltung des Alltags mitzuwirken, Entscheidungen selbst zu treffen und Verantwortung zu übernehmen. Diese Alltagspartizipation stellt für Iris und Matteo einen wichtigen Lernbereich dar, der sich auch auf andere Lebensbereiche auswirkt und das Vertrauen in die eigene Person und eigene Fähigkeiten stärkt.

Beim Vergleich der verschiedenen Integrationsstrategien der Pflegefamilien zeigt sich

folglich, dass diejenigen Familienkulturen, die im weitesten Sinne einem Multikulturalismuskonzept zugeordnet werden können, sich im Hervorbringen neuer Entwicklungschancen als sehr schwach erweisen. Anhand der vorliegenden Daten kann die Frage nicht abschließend beantwortet werden, ob an Multikulturalismuskonzepte angelehnten Familienkulturen in bestimmten Konstellationen den kindlichen Bedürfnissen nach einer emotionalen Beziehung mit einer erwachsenen Bezugsperson ausreichend begegnen könnten. An Assimilationskonzepten angelehnte Integrationsstrategien werden in den Kulturen negativ erlebt, in denen keine starke Beziehungsorientierung vorliegt, beziehungsweise in denen die Regelorientierung von Starrheit geprägt über den Bedürfnissen des Kindes steht (Matteos zweite Pflegefamilie). Die ideale Mischung scheint im Vergleich der Kulturen aus einer starken Beziehungsorientierung mit für die Kinder klar nachvollziehbaren Regeln zu bestehen. Dabei scheint zentral zu sein, dass Pflegeeltern sich auf eine Beziehung zu den Pflegekindern einlassen können und an diese mindestens einen Teil der Kontrolle über die Beziehung abgeben können. Diese Art von Flexibilität in der Beziehung zum Pflegekind kann als ein zentrales Qualitätsmerkmal von Pflegefamilien bestimmt werden.

7.4.2 Vergleich der Übergänge

In der Analyse wurden insgesamt zwölf verschiedene Übergänge bei drei InterviewpartnerInnen untersucht.

Eines der interessantesten Ergebnisse bei der Analyse ist, dass einige Übergänge, vor allem beim Interviewpartner Matteo, die aufgrund ihrer äußeren Bedingungen dafür prädestiniert gewesen wären, extreme Belastungssituationen hervorzubringen, nicht als Belastungen gekennzeichnet werden. Vielmehr werden die Entwicklungschancen, die in diesen Kulturen eröffnet wurden, durchgehend in den Erzählungen betont.

Wie dieses Phänomen zustande kommen konnte und welchen Unterschied diese Übergänge im Vergleich zu anderen Übergängen aufweisen, sowie den Belastungen, Ressourcen und Aufgaben im Übergang soll im Folgenden nachgegangen werden.

Verschiedene Arten von Übergängen

Im Vergleich können die analysierten Übergänge in zwei Großgruppen unterteilt werden, nach denen Übergänge unterschieden werden können. Ich werde diese im Folgenden „absolute“ und „relative Übergänge“ nennen.

„Absolute Übergänge“

Als absolute Übergänge werden Übergänge bezeichnet, die Brüche darstellen. Massive Brüche stellen sie dar, wenn Kinder getrennt von der Herkunftsfamilie an einem fremden Ort untergebracht werden ohne Rückkehroption. Solche Übergänge bergen ein hohes Belastungspotential, insbesondere in der Anfangszeit. Das Realisieren eines absoluten Übergangs dauert lange und kostet Pflegekindern viel Kraft. Als anschauliches Beispiel für absolute Übergänge kann Kusumas Übergang in die erste Pflegefamilie bezeichnet werden, sowie Matteos Übergang in die zweite Pflegefamilie. Hier kam es jeweils zu vollständigen Beziehungsabbrüchen zu den Herkunftseltern. In Kusumas Geschichte wurden die Belastungen in diesem absoluten Übergang noch verstärkt durch die Trennung von ihren Geschwistern. In Matteos Geschichte bildet die kontinuierliche Beziehung zu den Schwestern beim absoluten Übergang eine zentrale Ressource.

„Relative Übergänge“

Relative Übergänge ist die Bezeichnung für diejenigen Übergänge, die keine Brüche im üblichen Sinne darstellen, da sie im Kreise der Verwandten oder des sozialen Netzwerks stattfinden. Bisherige Beziehungen, insbesondere zu den leiblichen Eltern, werden aufrechterhalten. Solche Übergänge sind beispielsweise bei Iris Übergang zum leiblichen Vater und zur Schwester zu finden, genauso wie bei Matteos Übergang zum Großvater. Die Belastungen im Übergang werden durch die bruchlose Fortsetzung vorhandener Beziehungen vorerst minimiert. Dauerhaft kann ein derartiger Übergang jedoch sowohl zur Ressource als auch zur Belastung werden. Die Kontinuität und die Selbstverständlichkeit des Übergangs stellen eine mögliche Ressource dar (z.B. bei Matteo und seinem Großvater). Gleichzeitig können dauerhafte Belastungen aus relativen Übergängen hervorgehen, wenn keine zentralen Veränderungen in den Belastungen hervorbringenden Strukturen zu verzeichnen sind, kein Aufarbeiten vorausgegangener Erlebnisse und Erfahrungen ermöglicht wird und damit auch keine neuen Entwicklungschancen entstehen (z.B. bei Iris Übergängen zum leiblichen Vater und zur Schwester).

Übergänge lassen sich in der Regel nicht eindeutig in ein starres Schema absoluter und relativer Übergängen einordnen. Daher schlage ich vor, absolute und relative Übergänge als Pole zu betrachten, zwischen denen sich ein breites Spektrum möglicher Varianten finden lässt. So kann ein bestimmter Übergang sowohl Elemente eines absoluten als auch eines relativen Übergangs enthalten. Dieser Fall tritt beispielsweise auf, wenn intensive Besuchskontakte stattfinden und zeitgleich ein intensives Einleben in einer vor-

her fremden Pflegefamilie erforderlich ist. Zum besseren Verständnis solcher Übergänge muss eine detaillierte Einzelfallanalyse dazu erfolgen, welche Elemente des Bruchs und welche kontinuierlichen Elemente enthalten sind. Ein Beispiel dafür ist Iris Übergang in die Pflegefamilie: Über die anfänglichen Besuchskontakten mit den Tanten bestand zwar eine gewisse Kontinuität in der Beziehung zu einigen Mitgliedern der Herkunftsfamilie, Iris Situation in der Pflegefamilie und der Aufbau einer Beziehung zur Pflegemutter erforderte zugleich ein hohes Maß an Integration in die Kultur der Pflegefamilie, die einem Bruch mit der Herkunftsfamilie gleichkam und letztendlich nach sich zog.

Partizipation im Übergang

Beim Vergleich der zwölf Übergänge drängt sich die Frage geradezu auf, ob und bei welchen Übergängen die Pflegekinder davon berichten, dass sie an den über ihr Leben getroffenen Entscheidungen mitwirken konnten und welche Auswirkungen die Partizipation beziehungsweise Nicht-Partizipation hatte.

Es stellt sich bei genauer Betrachtung heraus, dass bewusste Partizipationsprozesse in den untersuchten Fällen durch die vermittelnden Stellen, sprich Jugendamt und Pflegekinderdienst, kaum stattgefunden haben. Bei den meisten Übergängen wird über die Kinder entschieden, meist werden sie lediglich über bereits getroffene Entscheidungen informiert. Ganz deutlich wird dieses Vorgehen am Beispiel von Iris Übergang zum leiblichen Vater. Iris hatte keine Möglichkeit, sich aktiv an der Entscheidungsfindung zu beteiligen, sie wurde lediglich darüber informiert, aber bis heute ist für sie nicht klar geworden, warum eine derartige Entscheidung getroffen wurde. Die fehlende Partizipation wird - und wir können davon ausgehen, dass dies regelmäßig so ist - von einem Kommunikationsdefizit begleitet. Das Kind wurde mit der getroffenen Entscheidung konfrontiert und im weiteren Verlauf mit den Konsequenzen der Entscheidung alleine gelassen. Für Iris brachte die Entscheidung und das Nichtverstehen der Entscheidung große Belastungen hervor, die erst viel später in einem anderen Setting bearbeitet werden konnten.

Nicht nur fehlende Partizipationsmöglichkeiten sondern eine Entscheidung, die gegen seinen ausdrücklich geäußerten Willen getroffen wurde, erlebte Matteo bei seinem Übergang in die Heimgruppe. Die Nichtbeachtung der kindlichen Wünsche erweist sich dauerhaft als Quelle immenser Belastungen, die letztendlich in psychosomatischen Erscheinungsformen und einer beginnenden devianten Karriere mündeten.

In den Fällen, in denen aktive Partizipation stattfindet, geht die Initiative nicht von den Erwachsenen aus, sondern von den Kindern selbst. Kusuma beispielsweise beschreibt, dass sie während ihres Aufenthalts selbst um einen Wechsel in eine andere Familie gebeten hat und gehört wurde. Trotz des positiven Ansatzes, ist auch hier ein Kommu-

nikationsdefizit festzustellen: Bis heute weiß Kusuma nicht, wie der Wechsel tatsächlich so schnell zustande kommen konnte.

Noch deutlicher wird dieses Phänomen bei der Betrachtung einiger Übergänge des Interviewpartners Matteo: Der Übergang in die zweite Pflegefamilie wurde von ihm und seinen Geschwistern vollkommen eigenständig initiiert. Das Jugendamt handelte erst als die Kinder bereits auf der Polizeistation saßen.

Der daraufhin vom Jugendamt eingeleitete Übergang in die dritte Pflegefamilie weist Elemente von Partizipationsmöglichkeiten auf - die Kinder dürfen die Pflegeeltern zumindest vorher kennen lernen und stimmen dem Übergang auf Nachfrage zu. Die genaue Betrachtung der Situation legt jedoch nahe, dass es sich vorwiegend um eine Scheinpartizipation handelte. Die Kinder befanden sich in einer prekären Situation, sie hatten selbst den Bruch mit den Herkunftseltern initiiert und wussten, dass die zweite Pflegefamilie nur eine zeitlich befristete Lösung sein würde, in der sich zumindest Matteo nicht wohl fühlte. Sie waren davon abhängig, dass ein passendes Arrangement für sie gefunden würde und wir erhalten keine Hinweise darauf, dass andere Unterbringungsmöglichkeiten zur Diskussion standen. Die Einverständniserklärung der Kinder zum Übergang gleicht daher eher einem zustimmenden Nicken bei einer rhetorischen Frage als echter Beteiligung an der Entscheidung. Die Belastungen, die daraus hervorgingen, hielten sich über längere Zeit auf einem moderaten Niveau. Heute jedoch interpretiert Matteo den Übergang in die Pflegefamilie als Fehlentscheidung des Jugendamts. Das zeigt, dass er sich selbst nicht als aktiv an der Entscheidung beteiligt sieht und sich keine Mitverantwortung für das Gelingen beziehungsweise Misslingen des Pflegeverhältnisses zuschreibt.

Den Übergang in die letzte Pflegefamilie musste Matteo sich hart erkämpfen. Der Übergang wurde von ihm und den Pflegeeltern am Jugendamt vorbei und gegen dieses gerichtlich erzwungen. Partizipation findet hier statt, aber nicht auf Aktivitäten der professionellen Pädagogen hin, sondern im Gegenteil trotz deren harscher Versuche, Matteos Eigenaktivitäten zu unterdrücken.

In den zwölf untersuchten Übergängen ist ein einziger von einer professionellen Pädagogin eingeleiteter Partizipationsprozess zu finden, der diese Bezeichnung verdient. Dabei handelt es sich um Iris Übergang zur Pflegemutter. Die Jugendamtsmitarbeiterin spricht im Erstgespräch sehr klare Worte mit Iris und übergibt ihr so eine gewichtige Mitverantwortung an der Gestaltung des Übergangs. Iris hat die Möglichkeit, die Pflegemutter kennen zu lernen und beschreibt sehr anschaulich, wie sie sich bei dem ersten Besuch in einem Abwägungsprozess befand, ob sie einer Unterbringung bei der künftigen Pflegemutter zustimmen würde. Indem Iris ausführlich beschreibt, dass sie unter einem starken innerlichen Druck stand, dem Pflegeverhältnis zuzustimmen, wird deutlich, dass die Entscheidung nicht einfach war und nicht ohne äußere Pushfaktoren getroffen wurde. Iris war sich durchaus bewusst, dass sie sich selbst in einer prekären Lage befand

und dass es nicht unbegrenzte Entscheidungsoptionen für sie geben würde. Die zentrale Qualität dieses Partizipationsprozess ist daher weniger eine Entscheidungsfreiheit, sondern vielmehr die Art, wie die Jugendamtsmitarbeiterin es schafft, Iris ein hohes Maß an Mitverantwortung für den Übergang zu geben. Dadurch wurde Iris im Übergang zur aktiv Handelnden. Im Rückblick beschreibt sie, dass ihr diese Mitverantwortung für das Gelingen des Übergangs dabei half, sich in die Familie zu integrieren. Partizipation erweist sich im Vergleich der Übergänge nicht als optionale Strategie, die den Beteiligten Freude bereiten soll. Im Gegenteil, die Mitverantwortung für den Übergang stellt hohe Anforderungen, die jedoch im Bewältigungsprozess des Übergangs zu einer wichtigen Ressource werden.

Belastungen und Ressourcen im Übergang

Um die Mikroprozesse im Übergang zu verstehen, müssen wir erfassen, aus welcher Kultur das Kind kommt, inwieweit sich die Aufnahmekultur von der Herkunftskultur unterscheidet, um welche Art des Übergangs es sich handelt und inwiefern Partizipation an den Entscheidungen im Übergang möglich gemacht wurde.

Auf dieser Grundlage können die Belastungen und Ressourcen im Übergang als solche verstanden werden und in ihren Wechselwirkungen erfasst werden.

Als Belastungen beschreiben die Kinder im Übergang – insbesondere bei absoluten Übergängen, in Familienkulturen, die sich von den Herkunftskulturen maßgeblich unterscheiden – Irritationen in verschiedenen Bereichen. Handlungen und Denkmuster, die für die Akteure der Pflegefamilie selbstverständlichen Charakter aufweisen, lösen bei den Pflegekindern in höchstem Maße Irritationen aus. Besonders anschaulich konnten die Interviewpartnerinnen Iris und Kusuma über diese Irritationen berichten. Aufgrund ihrer Vorerfahrungen waren ihnen sämtliche Handlungen und die Hintergründe für die Handlungen in der Pflegefamilie fremd, vom gemeinsamen Frühstück und Begrüßungsküsschen bis hin zu Konfliktlösungsstrategien. Diese Fremdheitserfahrungen sind eine Bestätigung für die bedeutungsorientierte Fassung des Kulturbegriffs. Um die Belastungen zu minimieren, mussten Iris und Kusuma nicht nur die Handlungen kennenlernen, sondern verstehen, warum die Pflegeeltern auf ihre bestimmte Art und Weise handeln und sich in das Bedeutungsgewebe der Familienkultur hineinfinden. Deutlich wird das, wenn Iris beschreibt, wie sie verstand, dass es sich beim gemeinsamen Frühstück nicht um eine Kontrollsituation handelte, sondern in erster Linie um eine Situation in der Beziehung gelebt und für das Pflegekind gesorgt wurde. Oder wenn Kusuma beschreibt, dass es lange Zeit dauerte, bis sie verstand, dass sich hinter dem Ritual des Begrüßungsküsschens ein Ausdruck von Zuwendung und Liebe verbarg.

Auch die Regeln in der Pflegefamilie werden in mehreren Übergängen als Belastungen gekennzeichnet.

Auffällig bei der Analyse ist, dass die Belastungen, die aus Fremdheitserfahrungen resultieren und aus den Regeln der Pflegefamilie von den Interviewpartnern als große aber kurzfristige Belastung gekennzeichnet werden, insbesondere wenn die Akteure der Pflegefamilie sich an der Beziehung zum Pflegekind orientieren, dem Pflegekind die Steuerung der Beziehung überlassen und erste Irritationen zulassen können.

Dauerhafte Belastungen aus den Übergängen werden dagegen in Bezug auf die Reaktionen der Umwelt beschrieben. Pflegekindsein wird aufgrund verschiedener Reaktionen aus dem Lebensumfeld als Stigma erlebt. In diesem Zusammenhang spielt vor allem die Schule eine große Rolle.

Langfristige Belastungen in der Pflegefamilie werden in Kulturen beschrieben, in denen aus der Sicht des Kindes keine Integration in die Pflegefamilie erfolgt und die fehlende Integration nicht durch außerfamiliale Kontakte kompensiert werden kann, sowie in Pflegefamilien, in denen keine einigermaßen tragfähigen Beziehungen entstehen und, wie Iris dies insbesondere beschreibt, keine Möglichkeit zur Verarbeitung früherer Traumata und zum Betrauern erlebter Verluste besteht.

Interessant an den Darstellungen der Belastungen ist, dass auch bei absoluten Übergängen nicht explizit beschrieben wird, dass die leiblichen Eltern vermisst wurden. Ganz andeutungsweise berichten dennoch alle InterviewpartnerInnen über ein Vermissen und daraus resultierende Belastungen: Matteo beschreibt als belastende Erfahrung, dass ihm sein Radio, das er noch von den Herkunftseltern hatte, weggenommen wurde; Iris beschreibt einen als belastend erlebten Verdrängungsprozess, indem sie erklärt, dass es keine Möglichkeit zur Trauer über den Verlust gab, weil das Alltagsleben weiter gehen musste; und Kusuma berichtet davon, dass sie als Symbol für die Mitglieder der Herkunftsfamilie Leuchtsterne über ihrem Bett angebracht hat – das kann als Bearbeitungsstrategie des Verlusts verstanden werden. Die Beschreibungen des Vermissens sind damit alle sehr implizit, können aber auch als Belastungen, die im Rückblick und vielleicht sogar in der Situation selbst wenig bewusst sind, interpretiert werden.

Als zentrale Ressourcen im Übergang beschreiben die InterviewpartnerInnen das Beziehungsangebot der Pflegeeltern, insbesondere in den Kulturen, in denen die Pflegekinder die Beziehung steuern können, sowie das Interesse am Pflegekind und die Entlastung von früheren Verpflichtungen vor allem im Bereich der alltäglichen Versorgung, aber auch emotionale Entlastung durch die Beziehung. Auch klare Regeln in den Pflegefamilien werden mehrmals als wichtige Ressource genannt sowie eine Normalität der Kultur der Pflegefamilie in ihrer Relation zu den sie umgebenden Kulturen. All diese Ressourcen gehen in den meisten Beschreibungen einher mit einer veränderten Generationenbeziehung. In den Darstellungen der Übergänge bringt die Bereitstellung dieser Ressourcen

eine Vielzahl an neuen Entwicklungschancen hervor. Dabei handelt es sich insbesondere um neue Identitäts- und Autonomiespielräume, Bildungschancen im schulischen und außerschulischen Bereich, Aufarbeitung früherer Traumata, sowie positive emotionale und zwischenmenschliche Beziehungen, die frühere negative Beziehungserfahrungen ausgleichen.

Sind diese Ressourcen in hohem Maß gegeben, zeigt sich, dass auch immense Belastungen relativ geschmeidig bewältigt werden können und kaum als solche wahrgenommen werden. In Matteos Beschreibung über den Übergang zum Großvater wird dies sehr anschaulich, aber auch bei Kusumas Übergang in die zweite Pflegefamilie.

Bei der Betrachtung der Belastungs-Ressourcen-Balance ist festzustellen, dass einige vorübergehende Belastungen im Übergang eine Voraussetzung für neue Entwicklungschancen darstellen. Manche Belastungen über die die InterviewpartnerInnen berichten, müssen und können im Übergang von den Professionellen der Sozialen Arbeit reduziert werden. Einige Belastungen können jedoch erforderlich sein. Dabei handelt es sich insbesondere um die Irritationen, die aus dem Eintritt in eine neue Familienkultur hervorgehen und die Belastungen, die für die Etablierung stabiler Beziehungen zu den Mitgliedern der Pflegefamilie notwendig sind.

Aufgaben im Übergang

Damit können am Ende einige Aufgaben, die Pflegekinder im Übergang bewältigen müssen, zusammengefasst werden, sowie Faktoren, die die Bewältigung der Aufgaben erleichtern. Pflegekinder stehen in der Übergangssituation vor der Aufgabe – sowohl bei absoluten als auch bei relativen Übergängen - eine veränderte Beziehung zu den Menschen zu realisieren, mit denen sie vorher zusammengelebt haben. Das können die Herkunftseltern sein, im Falle einer Trennung auch die leiblichen Geschwister, aber auch vorherige Pflegefamilien oder Personen in institutionellen Settings der Fremdunterbringung. Pflegekinder müssen sich in einem neuen Zimmer, oftmals in einem neuen Wohnort und einer neuen Schule einleben und neue Freunde kennen lernen. In Fremdpflegeverhältnissen stehen Pflegekinder vor der Herausforderung, die Personen kennen zu lernen, mit denen sie zusammenleben und eine Beziehung, die auch Abhängigkeit mit diesen beinhaltet, aufzubauen. Darüber hinaus stehen sie vor der Aufgabe sich in der Kultur der Pflegefamilie zurechtzufinden, das beinhaltet neue Regeln kennen lernen und die Einhaltung dieser Regeln erlernen, möglicherweise eine neue Rolle (z.B. Kindrolle: Kusuma, Iris) kennen lernen und sich in diese einfinden, die Beziehungs- und Generationenstruktur der Familie kennen und verstehen lernen (z.B. Iris und das Frühstück mit der Pflegemutter), das in der Pflegefamilie praktizierte Geschlechterverhältnis kennen

lernen (z.B. Kusuma und der Pflegevater oder Matteo in der zweiten Pflegefamilie, die von ihm als patriarchalisch gekennzeichnet wird), sowie Kommunikationsmuster und Konfliktlösung gemeinsam mit der Pflegefamilie neu erlernen.

Wie bereits mehrmals erwähnt stellt eine starke an dem Kind und seinen Vorerfahrungen anknüpfende Beziehungsorientierung in der Pflegefamilie eine zentrale Ressource für die Bewältigung dieser Aufgaben dar. Darüber hinaus liegen Hinweise darauf vor, dass die Etablierung einer Beziehung zu den Pflegefamilienmitgliedern bei wenigen wichtigen Personen einfacher und schneller gelingt, als in Konstellationen, in denen vom Pflegekind erwartet wird eine Vielzahl an Personen in kurzer Zeit kennen zu lernen (Kusumas erste Pflegefamilie). Das Einfinden in eine neue Rolle scheint dann vereinfacht zu werden, wenn die Rollenerwartungen relativ niedrig sind, Gestaltungsspielräume vorhanden sind, das heißt auch Partizipation in Alltagsfragen, und wenn die Rolle mit Entlastungen im Vergleich zur vorherigen Rolle verbunden ist. Für das Erlernen neuer Konfliktlösungsstrategien erweist es sich als hilfreich, wenn Konflikte ausgetragen werden können, ohne dass die Beziehung zwischen Pflegeeltern und Pflegekind oder gar der weitere Aufenthalt in der Familie dadurch gefährdet wird.

8. Schlussfolgerungen

Aus den dargestellten Ergebnissen drängen sich einige Konsequenzen für die praktische Arbeit im Pflegekinderwesen und für die Forschung in diesem Bereich geradezu auf. Diese werden im Folgenden herausgearbeitet und jeweils kurz erläutert.

8.1. ... für die Forschung und Theorieentwicklung

Da sich die Schlussfolgerungen für die Forschung und Theorieentwicklung auf mehrere Bereiche beziehen, werden sie anhand mehrerer Unterpunkte im Folgenden je knapp skizziert.

Das Familienkulturkonzept

Es gibt viele Anhaltspunkte in der vorliegenden Arbeit, die dafür sprechen, das Konzept der Familienkulturen weiterzuentwickeln und auf andere Bereiche anzuwenden. Im Vergleich mit den von Schneewind (1999) präsentierten Familientypen zeigt sich nahezu auf den ersten Blick, dass sich einige wichtige Dimensionen überschneiden (Konfliktlösung, Regelerorientierung, emotionale Bindung, Flexibilität, Kommunikation), und dass gleichzeitig neue, aus Sicht der Interviewten, für das kindliche Erleben wichtige Aspekte gewonnen werden konnten (insbesondere Generationenbeziehung und Kindorientierung), um die Unterschiede zwischen Familien detailliert zu erfassen. Die Analyse der Kulturen aus der Perspektive der InterviewpartnerInnen bietet folglich die Möglichkeit einer noch differenzierteren Betrachtung von Familien mit ihren jeweiligen Grundmustern.

Die Analyse der Kulturen aus empirischem Material, insbesondere aus der Sicht der jeweiligen Akteure, eröffnet darüber hinaus einen grundlegenden Zugang zu den Bedeutungs- und Relevanzsystemen dieser Akteure und Mitglieder in der jeweiligen Familienkultur, mit dem die Grundmuster, aber auch Sozialisationsprozesse, kurz- und langfristige Entwicklungen von Familien sowie einzelner Familienmitglieder erklärt werden können. Bei Pflegekindern könnte das Familienkulturkonzept einen interessanten Zugang zur Untersuchung der dauerhaften Entwicklung der Identität in und zwischen verschiedenen Familienkulturen darstellen. Für die langfristige Entwicklung von Pflegekindern bis ins Erwachsenenalter ist diese Frage hochrelevant. In den in der vorliegenden Studie untersuchten Fällen deutet sich bereits an, dass es zu sehr komplexen Gebilden kommen kann. Bei Kusuma ist beispielsweise festzustellen, dass sie bis heute vollkommen unterschiedliche Muster in den Beziehungen zur Herkunftsfamilie und zur Pflegefamilie

aufweist.

Aber nicht nur für die Untersuchung pflegekinderspezifischer Fragestellungen erweist sich das Konzept als viel versprechend. Es eröffnet darüber hinaus einen Zugang zu zentralen (sozial-)pädagogischen Fragestellungen, indem es zu grobe Kategorien wie Multiproblemfamilien, Unterschichtenfamilie oder gar marginalisiertes Milieu hinterfragt und nach den tieferen Mustern in Familien sucht. Nur wenn sich die Sozialpädagogik auf solche Detailanalysen und Einzelfallbeschreibungen einlässt, kann sie die Belastungen und Leidenserfahrungen der Menschen in bestimmten Kulturen erfassen, Sozialisationsprozesse nachvollziehen und Konzepte entwickeln, wie mit sozialpädagogischen Interventionen Menschen Ressourcen zur Verfügung gestellt werden können, die diese Belastungen zumindest teilweise kompensieren können.

Darüber hinaus könnte anknüpfend an die Frage nach Erziehungsstilen und Sozialisationsprozessen mit dem Familienkulturkonzept ein noch viel umfassenderes Verständnis von Erziehung und Sozialisation in verschiedenen Familien(kulturen) eröffnet werden.

Belastungs-Ressourcen-Balance

Das Konzept der Belastungs-Ressourcen-Balance hat sich ebenfalls als sehr ergiebig erwiesen für die Analyse und Interpretation der Übergänge. Es hat auf verständliche und eindrucksvolle Weise Unterschiede zwischen Übergängen erklärt und die Aufmerksamkeit auf die Ressourcen und Belastungen im Zeitraum des Übergangs gelenkt sowie auf die Wechselwirkungen zwischen den beiden Kategorien. Das Modell hat sich als besonders gewinnbringend erwiesen um aufzuzeigen, warum einerseits manche Übergänge, die auf den ersten Blick große Belastungen hervorbringen, von den Akteuren nicht als Belastungen verstanden werden, und andererseits bestimmte Übergänge ohne größere strukturelle Belastungen von den Interviewpartner als äußerst belastend erlebt wurden.

Für die Erklärung bestimmter Phänomene, Prozesse und Wechselwirkungen sind die Kategorien Belastung und Ressource im Augenblick jedoch noch zu grob. In Zukunft sollte das Konzept von Ressourcen und Belastungen einer systematischen Ausdifferenzierung unterzogen werden, indem Kategorien von Ressourcen und Belastungen gebildet werden und diese dann mikroskopisch in ihrem Zusammenspiel betrachtet werden. Nur so können die Bedeutungen bestimmter Ressourcen und Belastungen und deren Wechselwirkungen umfassender verstanden werden.

Forschungsmethode

Der methodische Zugang der Untersuchung aus der Sicht der Pflegekinder selbst hat sich als äußerst fruchtbar erwiesen und muss unbedingt weiterentwickelt werden.

In der Untersuchung der Interviews mit ehemaligen Pflegekindern hat sich gezeigt, dass deren Erleben eine neue Perspektive auf viele Phänomene im Pflegekinderwesen hervorbringen kann.

In der vorliegenden Studie hat sich dieser Zugriff an der Untersuchung der Familienkulturen und der Übergänge bereits bewährt. Es konnte ein Fundus an neuem Wissen zum Thema Übergänge generiert werden und ein neuer Blick auf Pflegefamilien und deren Qualitäten gewonnen werden.

Gleichwohl erschöpft sich der Zugang nicht in der Untersuchung der Übergänge. Er birgt die Chance auch andere Phänomene, wie die Bedeutung der Geschwister für Pflegekinder, das Erleben des Aufwachsens in zwei Familien, Stigmatisierungsprozesse und vieles mehr auf neue Weise zu betrachten. Der besondere Gewinn bei der Anwendung dieser Untersuchungsmethode ist die Abwendung von ideologisch verhafteten Zuschreibungen zu Phänomenen im Pflegekinderwesen. Dadurch eröffnet sich ein differenzierter Blick auf die Aufgaben, die es aus der Sicht der Pflegekinder zu bewältigen gilt.

Es hat sich herausgestellt, dass die Methode nicht nur als Zugang zur Beantwortung von Praxisfragen relevant ist, sondern insbesondere Material für sozialpädagogische Grundlagenforschung liefert.

Somit kann trotz aller offener Fragen und Ideen zur Weiterarbeit festgehalten werden, dass mit den vorliegenden Ergebnissen mindestens zwei der eingangs genannten Desiderate aufgelöst werden konnten: Es wurden erste Schritte in der Befragung von Pflegekindern gegangen und umfangreiches Wissen zum Thema Übergänge generiert.

8.2. für die Praxis der Sozialen Dienste

Die vorliegenden Ergebnisse legen eine Fülle von Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Dienste im Bereich des Pflegekinderwesens nahe. Die Schlussfolgerungen sind unterteilt in die Arbeit mit Pflegekindern, mit Pflegefamilien und mit Herkunftsfamilien.

Für die Arbeit mit Pflegekindern

Die drei untersuchten Fälle, mit ihren fünfzehn verschiedenen Familienkulturen und den zwölf Übergängen deuten an, dass die Situationen von Pflegekindern im Übergang eine

große Variationsbreite aufweisen. Für die Arbeit mit Pflegekindern im Übergang ist deshalb eine detaillierte Betrachtung des Einzelfalls unerlässlich. Um das, was einem Pflegekind im Übergang widerfährt, verstehen zu können und geeignete Ressourcen zur Verfügung zu stellen, muss bestimmt werden, aus welcher Kultur ein Kind herauskommt, in welche Kultur es hineinkommt, inwiefern sich die beiden Kulturen unterscheiden und um welche Art des Übergangs es sich handelt. Da menschliches Handeln keinen einfachen Muster- und Faktorenmodellen folgt, werden wir auch bei genauer Analyse keine endgültigen Voraussagen über das Auftreten von Belastungen im Übergang treffen können. Dennoch konnte festgestellt werden, dass sich bei bestimmten Konstellationen das Belastungsrisiko sukzessive erhöht. Belastungen im Übergang steigern sich, je absoluter ein Bruch ist. Irritationen in der neuen Kultur entstehen um so mehr, je größer die Unterschiede zwischen Aufnahme- und Herkunftskultur sind. Wenige Anknüpfungspunkte zwischen den beiden Kulturen erhöhen das Belastungsrisiko ebenso.

Wir haben Hinweise darauf, dass Belastungen verringert werden können durch eine klare Kommunikation, die es den Kindern ermöglicht, zu verstehen, was mit ihnen geschieht, durch Partizipation von Kindern an der Entscheidung und durch eine starke Beziehungsorientierung der Pflegeeltern.

Partizipation bedeutet hier nicht nur die Mitwirkung an der Entscheidung, sondern auch die Mitverantwortung für die Entscheidung. In der Analyse der vorliegenden Fälle hat sich gezeigt, dass insbesondere im Bereich der Kommunikation der Professionellen mit den Kindern und in der Anregung von Partizipation ein großes Defizit besteht.

Eine Aufgabe, die daran anknüpfend für die Praxis formuliert werden kann ist die Entwicklung von wirksamen Strategien zur Kommunikation und Partizipation von und mit Kindern im Übergang. Derartige Strategien müssen altersspezifisch zugeschnitten werden und dürfen sich nicht in einer Scheinpartizipation erschöpfen. Das Schaffen von Situationen, in denen Kinder Mitverantwortung für das Gelingen eines Pflegeverhältnisses tragen, eine eigene Entscheidung für das Pflegeverhältnis getroffen haben und ein hohes Maß an Eigenaktivitäten im Übergang wahrnehmen kann als zentrales Qualitätskriterium für die Arbeit der Sozialen Dienste im Pflegekinderwesen definiert werden. Das gilt bereits für die Vermittlung relativ kleiner Kinder, und umso mehr, je älter ein Kind bei der Vermittlung ist.

Eine weitere Schlussfolgerung aus der Studie für die Praxis der Sozialen Dienste ist, dass generelle Altersbeschränkungen für die Vermittlung von Pflegekindern, wie sie manchenorts üblich sind, als nichtig erklärt werden können. Bei ihren letzten Übergängen waren die Interviewpartner Matteo und Iris bereits dreizehn und vierzehn Jahre alt. Der Übergang brachte zwar für beide gewisse Belastungen mit sich, aber auch immense neue Entwicklungsmöglichkeiten. Das Alter der Kinder als solches darf kein Ausschlusskriterium für die Vermittlung in eine Pflegefamilie darstellen. In diesem Zusammenhang

möchte ich auch ausdrücklich vor Diagnosen und Zuschreibungen warnen, die Kinder aus dem Pflegekinderwesen ausschließen. Aus Matteos Geschichte lernen wir, dass derartige Beurteilungen vollkommen kontra indiziert waren und die Entwicklung dieses Kindes über viele Jahre schwer beeinträchtigt haben.

Eine weitere Schlussfolgerung für die Praxis, die nicht direkt aus dem Material hervorgeht, sondern aus der Forschungsmethode und die wenig mit Übergängen zu tun hat, möchte ich hier noch skizzieren. Bei der Gruppendiskussion hat sich gezeigt, dass Pflegekinder sich im gemeinsamen Austausch in wichtigen Fragen gegenseitig beraten können. Ich möchte ganz explizit dafür werben, Austauschmöglichkeiten für Pflegekinder verschiedenen Alters zu schaffen. Das Selbsthilfepotential, das soziale Gruppenarbeit mit Pflegekindern in sich birgt, wird an den meisten Orten nicht ausgeschöpft.

Für die Arbeit mit Pflegeeltern

Eines der bedeutendsten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung ist, dass eine starke Beziehungsorientierung der Pflegeeltern eine zentrale Quelle von Ressourcen für Pflegekinder im Übergang darstellt.

Deshalb spricht vieles dafür, Pflegeeltern darauf vorzubereiten, welchen Belastungen die Kinder im Übergang ausgeliefert sein können und bereits in der Vorbereitung der Pflegeeltern die Beziehungsorientierung in der Familie zu fördern.

Dies beinhaltet, dass die Vorbereitung der Pflegeeltern die TeilnehmerInnen zur Selbstreflektion anregen muss. Nur so können künftige Pflegeeltern zu einem Zugang zu eigenen Vorstellung von der Beziehung zum Pflegekind gelangen und diese bearbeiten. Für die Beziehung zum Pflegekind – das möglicherweise besonders im Übergang für Pflegeeltern schwer erträgliche Verhaltensweisen zeigt – könnte es darüber hinaus hilfreich sein, mit Pflegeeltern in der Vorbereitung systematisch Perspektivenwechsel einzuüben. Wenn Pflegeeltern zumindest annähernd nachvollziehen können, was das Pflegekind im Übergang erlebt und bestimmte Situationen dann nicht aufgrund eigener Verletzlichkeit interpretieren, sondern aus der Perspektive eines Kindes, das großen Belastungen ausgesetzt ist, können schwierige und sogar grenzwertige Verhaltensweisen des Pflegekindes leichter erträglich werden.

Diese Prinzipien sollten selbstverständlich nicht nur in der Vorbereitung, sondern für die gesamte Beratung von Pflegeeltern Anwendung finden.

Für die Arbeit mit Herkunftsfamilien

In der Sozialen Arbeit mit Herkunftsfamilien kann insbesondere das Konzept der Familienkulturen helfen, das Augenmerk stärker auf die in der Kultur vorherrschenden Muster und zentralen Dimensionen zu richten und so eine stärkere und differenziertere Einzelfallorientierungen zu erreichen. Grobe Kategorien, die in der Praxis der sozialen Arbeit gängig sind, wie Mißbraucherfamilie, Familie in Armutslage oder gar Multiproblemfamilie, können durch eine differenzierte Analyse der Familienkultur - aus der Sicht eines oder mehrerer Mitglieder und Akteure - ersetzt werden. Damit wird die Perspektive auf Muster in der jeweiligen Familie, die für Familienmitglieder Quellen von Belastungen und von Ressourcen darstellen, gerichtet. Dies eröffnet die Möglichkeit, Schwächen und Stärken von Familie zu gewichten. Anknüpfend daran kann differenziert über die Möglichkeit der Kompensation sozialisatorischer Defizite nachgedacht werden und gegebenenfalls können geeignete Interventionen eingeleitet werden. Entscheidung über harte Interventionen wie die Herausnahme von Kindern aus Familienkulturen mit hohem Belastungspotential könnten mit Hilfe dieses Modells anhand differenzierter Kriterien getroffen werden. Darüber hinaus könnte mit Hilfe einer detaillierten Familienkulturanalyse bereits zum Zeitpunkt einer Herausnahme von Kindern aus einer leiblichen Familie konkret definiert werden, ob eine Rückkehroption bestehen soll und wenn ja, welche Veränderungen in den Mustern der Herkunftsfamilie dafür erforderlich wären und wie diese mit sozialpädagogischer Unterstützung erreicht werden könnten. Derartige klare kontinuierlich sichernde Maßnahmen im Übergang könnten viele Belastungen von Pflegekindern mindern.

9. Schlusswort

Die Untersuchung der Übergänge bei Pflegekindern mit Hilfe der Analyse biographischer Interviews und einer Gruppendiskussion in Zusammenhang mit einem Familienkulturkonzept zu bringen hat mich persönlich herausgefordert und bereichert. Ähnlich wie bei anderen Forschungsarbeiten muss ich auch am Ende dieser Arbeit feststellen, dass zwar einige Fragen beantwortet wurden, aber noch mehr neue Fragen durch die Ergebnisse aufgeworfen wurden.

Konsequenterweise müsste daher am Ende der Arbeit ein flammendes Plädoyer für die Fortsetzung der hier begonnenen Ansätze stehen. Und tatsächlich möchte ich an dieser Stelle dafür werben, die qualitative Forschung im Bereich des Pflegekinderwesens mit Schwerpunkt auf der Befragung der Betroffenen – insbesondere der Pflegekinder – weiter auszubauen. Um das hiesige Pflegekinderwesen aus seiner Lethargie herauszulockern und neu leistungsfähig zu machen, auch in Relation zur Heimerziehung, scheint es nicht auszureichen, alleine auf eine Praxisverbesserung zu hoffen. Dafür bedarf es deutlich größerer Anstrengungen. Einen wichtigen Anteil an einer Weiterentwicklung kann ein qualifizierter und differenzierter wissenschaftlicher Blick auf die Phänomene leisten. Dadurch erhalten wir Wissensbestände, die sowohl für die Theorie als auch für die Praxis relevant sind.

Die praxisrelevanten Erkenntnisse liefern die für eine effiziente Praxisweiterentwicklung erforderliche Basis. Unterzieht man die dargestellten Ergebnisse einer Metaanalyse, ist festzustellen, dass wir mit Hilfe der Perspektive der ehemaligen Pflegekinder nicht nur anfangen, die Kinder selbst und ihre Sichtweisen besser zu verstehen, sondern weit darüber hinaus wichtige Anknüpfungspunkte bekommen für die Weiterqualifizierung der Tätigkeit der Pflegeeltern sowie die Verbesserung der Arbeit im Pflegekinderdienst und anderen Institutionen, die mit Pflegekindern zu tun haben.

Aus Untersuchungen zum Pflegekinderwesen generiertes theoretisches Grundlagenwissen kann weit darüber hinaus dazu beitragen, dass das Thema Pflegekinder im (sozial-)pädagogischen Diskurs Einzug nimmt und das Pflegekinderwesen dadurch anschlussfähig an andere Diskurse wird. Eine derartige Anschlussfähigkeit wäre nicht nur für das Pflegekinderwesen gewinnbringend, insofern es aus seiner zum Teil gemütlichen aber sehr begrenzten Nische herauskäme. Auch für andere sozialpädagogische Felder können Ergebnisse aus Untersuchungen zum Pflegekinderwesen höchst einträglich sein, da sich in den komplexen Beziehungsgeflechten im Pflegekinderwesen einige sozialpädagogische Fragen höchst komprimiert wieder finden lassen. Die in der vorliegenden Studie generierten Ergebnisse zur Frage nach den Familienkulturen dienen bereits als Beispiel dafür, wie sich aus empirischen Materialien relevante Ergebnisse auch für andere sozialpädagogische Fragestellungen ableiten lassen.

In diesem Sinne freue ich mich bereits auf weitere empirische Arbeiten zum Pflegekinderwesen. Wenn die Ergebnisse dieser Studie ihren Platz als kleine aber bedeutsame Mosaiksteine in der Weiterentwicklung des Pflegekinderwesens einnehmen, dann erfüllen sie ihren Sinn.

Literaturverzeichnis

Albrecht, Clemens (1993) Kultur und Zivilisation. Eine typisch deutsche Dichotomie? In: König, Wolfgang, Lansch, Marlene (1993) Kultur und Technik. Zu ihrer Theorie und Praxis in der modernen Lebenswelt. Frankfurt/ Main: Verlag Peter Lang, S. 11-30

Behnken, Imbke; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.) (2001) Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte. Ein Handbuch. Seelze-Velber: Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung GmbH

Berg, Dagmar (2006) Culture Shock im Handgepäck. Psychologie des Kulturkreiswechsels. Berlin: Verlag Dr. Köster

Blandow, Jürgen (1972) Rollendiskrepanzen in der Pflegefamilie - Analyse einer sozialpädagogischen Institution. München

Blandow, Jürgen; Frauenknecht, Brigitte (1980) Dauerpflege, Adoption und Tagesbetreuung. DJI-Materialien zum fünften Jugendbericht. München

Blandow, Jürgen (1998) Die Bereitschaftspflege des Vereins Pfiff e.V. - eine Aktenuntersuchung über Vertrags- und Unterbringungsverläufe. Hamburg: Eigenverlag PFIFF e.V.

Blandow, Jürgen (1999) Die Institution Pflegefamilie. In: Blandow, J.;Krumenacker, F.-J.; Luthe, D.; Walter, M.L. (1999) Spezialisierung und Qualifizierung der Vollzeitpflege durch einen Freien Träger. (Abschlussbericht der Wissenschaftlichen Begleitforschung). Bremen/ Hamburg, S. 27-117

Blandow, Jürgen (2003) Das Pflegekinderwesen in Bremen. Aktenanalyse und Empfehlungen zur Weiterentwicklung. Bremen

Blandow, Jürgen (2004) Pflegekinder und ihre Familien - Geschichte, Situation und Perspektiven des Pflegekinderwesens. Weinheim und München: Juventa

Blandow, Jürgen (2006) Zwischen Stagnation und neuem Aufbruch - das Pflegekinderwesen in der fachlichen und jugendhilfepolitischen Diskussion. Vortrag bei der Tagung „Facetten der Modernisierung im Pflegekinderwesen“. Textversion verfügbar unter: www.pflegekindertagung2006.de

Blüml, Herbert (1993) Das „Nürnberger Modell“ der Bereitschaftspflege – Abschlußbericht zur wissenschaftlichen Begleitung. München

Bonz, Jochen; Struve, Karen (2006) Homi K. Bhabha: Auf der Innenseite kultureller Differenz: „in the middle of differences“. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Brisch, Karl-Heinz (2003) Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Klett-Cotta

Bundesverband der Pflege- und Adoptiveltern (1993) Handbuch für Pflege- und Adoptiveltern. Pädagogische, psychologische und rechtliche Fragen des Adoptions- und Pflegekinderwesens. Informationen von A - Z. 4., völlig überarb. Aufl. Idstein: Schulz-Kirchner

Colla, Herbert E. (Hrsg.) (1999) Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied: Luchterhand

Danzinger, Lotte (1930) Pflegemutter und Pflegekind. Leipzig: Hintzel

Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (1987) Handbuch Beratung im Pflegekinderbereich. München

Deutsches Jugendinstitut (2007) Projekt: Pflegekinderhilfe – Foster Care Service. Abschlussbericht der Explorationsphase. Verfügbar unter: http://www.dji.de/pkh/pkh_projektbericht_exploration.pdf

Diaz-Bone, Rainer (2002) Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie. Opladen: Leske & Budrich

Dührssen, Annemarie (1975) Heimkinder und Pflegekinder in ihrer Entwicklung. Göttingen, 5. Auflage

Eisler, Rudolf (1930) Kant Lexikon. Nachschlagewerk zu Kants sämtlichen Schriften, Briefen und handschriftlichen Nachlaß. Als Onlineausgabe verfügbar unter: <http://www.textlog.de/kant-lexikon.html>

Elias, Norbert (1976) Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt: Suhrkamp

Elias, Norbert (1976) Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Sozialisation. Frankfurt: Suhrkamp

Enders, Ursula (Hrsg.) (2003) Zart war ich, bitter wars. Handbuch gegen sexuellen Missbrauch. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch

Evangelische Kirche in Deutschland (1985) Die Bibel. Übersetzung nach Martin Luther. Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft

Faltermeier, J.; Glinka, H.-J.; Schefold, W. (2003) Herkunftsfamilien. Empirische Befunde und praktische Anregungen rund um die Fremdunterbringung von Kindern. Frankfurt a. Main

Feldmeier, Reinhardt (1992) Die Christen als Fremde. Die Metapher der Fremde in der antiken Welt, im Urchristentum und im 1. Petrusbrief. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck)

Feldmeier, Reinhard; Heckel, Ulrich (Hrsg.) (1994) Die Heiden. Juden, Christen und das Problem des Fremden. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck)

Geenen, Elke M. (2002) Soziologie des Fremden. Ein gesellschaftstheoretischer Entwurf. Opladen: Leske & Budrich

Geertz, Clifford (1987) Dichte Beschreibung, Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft: Frankfurt am Main

Gehres, Walter (2004) Forschungsnotizen: Bedingungen öffentlicher Erziehungshilfe am Beispiel des Sozialisationsmilieus Pflegefamilie. In: Forum Erziehungshilfen, Heft 1, S. 36-38

Gehres, Walter (2005) Jenseits von Ersatz und Ergänzung: Die Pflegefamilie als eine andere Familie. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 3 (2005) 3, S. 246-271

Gehres, Walter; Hildenbrand, Bruno (2008) Identitätsbildung und Lebensverläufe bei Pflegekindern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Geißler, Rainer (2003) Multikulturalismus in Kanada – Modell für Deutschland? In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 26, S. 19-25

Gephart, Werner (1998) Handeln und Kultur. Vielfalt und Einheit der Kulturwissenschaften bei Max Weber. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Gintzel, Ulrich (Hrsg.) (1996) Erziehung in Pflegefamilien. Auf der Suche nach einer Zukunft. Münster: Votum

Gschlössl, Roland (2006) Im Schmelztiegel der Religionen. Göttertausch bei Kelten, Römern und Germanen. Mainz am Rhein: Verlag Philipp von Zabern

Hagen, Wolfgang (2004) Niklas Luhmann (1927-1998). Luhmanns Medien – Luhmanns Matrix. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 187-203

Hauck, Gerhard (2006) Kultur. Zur Karriere eines sozialwissenschaftlichen Begriffs. Münster

Heinz, Jutta (2006) Narrative Kulturkonzepte. Wielands Aristipp und Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahre. Heidelberg: Universitätsverlag Winter

Heitkamp, Hermann (1989) Heime und Pflegefamilien, konkurrierende Erziehungshilfen? Entwicklungsgeschichte, Strukturbedingungen, gesellschaftliche und sozialpolitische Implikationen. Frankfurt/ Main: Diesterweg

Herder, Johann Gottfried (2003) Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Stuttgart

Heun, H.D. (1984) Pflegekinder im Heim. Eine Untersuchung über Anzahl, Ursachen und Auswirkungen abgebrochener Pflegeverhältnisse von Minderjährigen in hessischen Kinder- und Jugendheimen. DJI-Forschungsbericht. München

Hildenbrand, Bruno (1984) Kurseinheit 1: Methodik der Einzelfallstudie. Theoretische Grundlagen, erhebungs- und Auswertungsverfahren, vorgeführt an Fallbeispielen. Studienbrief der Fernuniversität Hagen

Hildenbrand, Bruno (1984) Kurseinheit 2: Theoretische Grundlagen, Erhebungs- und Auswertungsverfahren, vorgeführt an Fallbeispielen. Studienbrief der Fernuniversität Hagen

Hildenbrand, Bruno (1984) Kurseinheit 3: Theoretische Grundlagen, Erhebungs- und Auswertungsverfahren, vorgeführt an Fallbeispielen. Studienbrief der Fernuniversität Hagen

Hildenbrand, Bruno; Gehres, Walter (2002) Aufwachsen in Pflegefamilien – Ein Forschungsprojekt zur Identitätsbildung und biographischen Entwicklung von Pflegekindern. In: Paten Heft 4/2002, S. 28-32

Hildenbrand, Bruno (2006) Resilienz, Krise und Krisenbewältigung. In: Welter-Enderlin, Rosemarie (2006) Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände Rosmarie. Heidelberg: Carl- Auer-Systeme Verlag

Höjer, Ingrid (ohne Jahresangabe) The Inner Life of Foster Families. Verfügbar unter: www.socwork.gu.se/digitalAssets/779870_Ingrid.Inner_Life.doc, 04.10.07

Höjer, Ingrid (2007) Sons and daughters of foster carers and the impact of fostering on their everyday life. *Child & Family Social Work* 12 (1), S. 73–83.

Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag

Hoffmann, Martin Ludwig (2004) Georg Simmel (1858-1918) Theorie der Extravaganz als Kulturtheorie der Moderne. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 31-47

Hopp, Henrike; Lambeck, Susanne; Hüther, Gerald; Siefert, Steffen (2002) Traumatisierte Kinder in Pflegefamilien und Adoptivfamilien. Ratingen

Institut für Soziale Arbeit (ISA) Münster (2002) (Hrsg.) Expertengespräch Sozialraum und Pflegekinderarbeit. Tagungsdokumentation. Münster

Jurt, Joseph (2004) Pierre Bourdieu (1930-2002). Eine Soziologie der symbolischen Güter. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 204-219

Jakob, Gisela; Wensierski, Hans-Jürgen von (Hrsg.) (1997) Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis. Weinheim: Juventa-Verlag

Junker, Reinhold; Leber, Aloys; Leitner, Ute; Bieback, Liselotte (1978) Pflegekinder in der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt: Eigenverlag des Deutschen Vereins

Kämpf, Heike (2006) Judith Butler: Die ständige Wiederkehr des kulturell Verdrängten. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 246- 256

Karsten, Maria-Eleonora; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (1996) Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. Beiträge zum Wandel familiärer Lebensweisen und sozialpädagogischer Interventionen. Weinheim und München: Juventa

Kaufmann, Jean-Claude (1992) Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH

Kaufmann, Jean-Claude (1999) Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz GmbH

Keupp, Heiner (ohne Jahresangabe) Patchworkidentität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. Verfügbar unter:
http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf , 08.08.2007

Knoblauch, Hubert (2006) Erving Goffmann: Die Kultur der Kommunikation. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 157-169

Korta, Tobias F. (2004) Walter Benjamin (1892-1940). Ein Engel im „Grand Hotel Abgrund“. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 86 -102

Kötter, Sabine (1997) Besuchskontakte in Pflegefamilien. Das Beziehungsdreieck Pflegeeltern - Pflegekind - Herkunftseltern. Regensburg

Kumoll, Karsten (2006) Clifford Geertz: Die Ambivalenz kultureller Formen. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81-90

Kumoll, Karsten; Schwengel, Hermann (2004) Marshall D. Sahlins (*1930) Kultur, Geschichte und die Indigenisierung der Moderne. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 220-239

Kurt, Ronald (2006) Hans Georg Soeffner: Kultur als Halt und Haltung. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185-198

Lavagno, Christian (2006) Michael Foucault: Ethnologie der eigenen Kultur. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 42-50

Lenz, Karl (1986) Alltagswelten von Jugendlichen. Eine empirische Studie über jugendliche Handlungstypen. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Lenz, Karl; Böhnisch, Lothar (Hrsg.) (1997) Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa

Lipowatz, Thanos (2004) Jaques Lacan (1901-1981) Das Begehren des Subjekts und des Anderen in der Psychoanalyse. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 145-162

Luhmann, Niklas (1995) Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Marmann, Alfred (2005) Kleine Pädagogen. Eine Untersuchung über „leibliche Kinder“ in familiären Settings öffentlicher Ersatzerziehung. Frankfurt : IGfH-Eigenverlag

Makropoulos, Michael (2004) Robert Ezra Park (1864-1944) Modernität zwischen Urbanität und Grenzüberschreitung. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 48-66

Malinowski, Bronislaw (2001) Argonauten des westlichen Pazifik. Eschborn bei Frankfurt: Klotz

Malinowski, Bronislaw (2005) Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur. Frankfurt/ Main: Suhrkamp. 2. Auflage

deMause, Lloyd (Hrsg.) (1980) Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt/ Main: Suhrkamp

Mead, George H. (1975) Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/ Main: Suhrkamp

Merchel, Paul; Witsch, Monika (2006) Cultural Studies, Pädagogik, Artikulationen. Einführung in einen Zusammenhang. In: Merchel, Paul; Witsch, Monika (Hrsg.) (2006) Cultural Studies und Pädagogik. Kritische Artikulationen. Bielefeld: transcript, S.7-20

Meyer Thomas (1992) Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Moch, Matthias; Hamberger, Matthias (2003) Kinder in Erziehungsstellen. Eine empirische Analyse ihrer Vorgeschichte und ihrer aktuellen Lebenssituation. In: Unsere Jugend, 55 (2003) 3, S. 98-107

Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Moebius, Stephan (2006) Pierre Bourdieu: Zur Kritik der symbolischen Gewalt. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 51-66

Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (2006) Kulturtheorien der Gegenwart – Heterothopien der Theorie. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-16

Müller-Schlotmann, Richard (1998) Integration vernachlässigter und misshandelter Kinder.

Eine Handreichung für Jugendämter, Beratungsstellen und Pflegeeltern. Regensburg

Nandi, Miriam (2006) Gayatri Chakravorty Spivak: Übersetzungen aus Anderen Welten. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 129-139

Niederberger, Josef Martin (1997) Kinder in Heimen und Pflegefamilien. Fremdplazierung in Geschichte und Gesellschaft. Bielefeld: Kleine

Nienstedt, Monika; Westermann, Arnim (1989) Pflegekinder. Psychologische Beiträge zur Sozialisation von Kindern in Ersatzfamilien. Münster: Votum, 1. Auflage

Nienstedt, Monika; Westermann, Arnim (1999) Die Chancen von Kindern in Ersatzfamilien. In: Colla.H. u.a. (Hg.): Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa. Neuwied/ Kriftel, S. 791-800

Nienstedt, Monika, Westermann, Arnim (2007) Pflegekinder und ihre Entwicklungschancen nach frühen traumatischen Erfahrungen. Klett Cotta

Noguchi, Masarhiro (2005) Kampf und Kultur: Max Webers Theorie der Politik aus der Sicht seiner Kultursoziologie. Berlin: Ducker und Humblot

Nowacki, Katja; Ertmer, Heinzjürgen (2002) 15 Jahre Vermittlung von Pflegekindern durch den Pflegekinderdienst der Stadt Herten. Studie zur Qualitätsentwicklung. Herten

Nowacki, Katja (2007) Aufwachsen in Pflegefamilie oder Heim. Bindungsrepräsentation, psychische Belastung und Persönlichkeit bei jungen Erwachsenen. Hamburg: Kovac

Nübel, Birgit (1996) Zum Verhältnis von ‚Kultur‘ und ‚Nation‘ bei Rousseau und Herder. In: Otto, Regine (Hrsg) (1996) Nationen und Kulturen. Zum 250. Geburtstag Johann Gottfried Herders. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 177-191

Ohle, Karlheinz (1978) Das Ich und das Andere. Grundzüge einer Soziologie des Fremden. Stuttgart: Fischer

Ostendorf, Bernd (206) Samuel Huntington: from Creed to Culture. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 115 – 128

Palintat, Iris; Warzecha, Birgit (1999) Qualifizierung von Pflegeeltern statt Burnout und Stress. Hilfen für Erwachsene als Hilfen für Pflegekinder. Münster, Hamburg, London: LIT Verlag

Reckwitz, Andreas (2000) Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerwist: Velbrück Wissenschaft

Reimer, Daniela (2007) Literatur zum Pflegekinderwesen. Stand September 2007. Verfügbar unter: www.pflegekinder-forschung.uni-siegen.de, 10.12.2007

Reuter, Julia (2002) Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript

Romano, Gaetano (2006) Die Kommunikation der Kulturen. Von der Kultur der Nation zur Kultur der funktional differenzierten Weltgesellschaft. In: Blum, Roger; Meier, Peter; Gysin, Nicole (Hrsg.) (2006) Wes Land ich bin, des Lied ich sing? Medien und politische Kultur. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag

Rousseau, Jean Jaques (1998) Emil oder über die Erziehung. Stuttgart: UTB. 13. Auflage

Sackmann, Reinhold; Wingens, Matthias (Hrsg.) (2001): Strukturen des Lebenslaufs. Übergang – Sequenz – Verlauf. Weinheim: Juventa

Sauer, Stefanie (2008) Die Zusammenarbeit von Pflegefamilie und Herkunftsfamilie in dauerhaften Pflegeverhältnissen. Widersprüche und Bewältigungsstrategien doppelter Elternschaft. Rekonstruktive Forschung in der Sozialen Arbeit, Band 5. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich

Sauter, Sven (2006) Die Schule als Kampfplatz und als Aushandlungsraum. Über die soziale Bedeutung des Wissens aus der Perspektive der Cultural Studies. In: Merchel, Paul; Witsch, Monika (Hrsg.) (2006) Cultural Studies und Pädagogik. Kritische Artikulationen. Bielefeld: transcript, S.111-148

Schleiffer, Roland (2006) Die Pflegefamilie: Eine sichere Basis? Über Bindungsbeziehungen in Pflegefamilien. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, Heft 03/2006, S. 226-252

Schmid, Josef (1974) Der Kulturbegriff als analytisches und ideologiekritisches Instrument der Soziologie. Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München. München

Schneewind, Klaus A. (1999) Familienpsychologie. Stuttgart: Kohlhammer

Schneewind, Klaus A. (Hrsg.) (2000) Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis. Göttingen: Hogrefe

Schnettler, Bernt (2006) Thomas Luckmann: Kultur zwischen Konstitution, Konstruktion und Kommunikation. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 70-184

Schofield, Gillian; u.a. (2000) Growing up in foster care. London: British Agencies for Adoption and Fostering

Schütze, Fritz (1983) Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, S. 283–293

Schütze, Fritz (1994) Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, Norbert; Schumann, Michael (Hrsg.) Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und –reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag, S. 189-297

Schulze, Hans-Joachim (1996) „Eigenartige Familien“. Aspekte der Familienkultur. In: Karsten, Maria-Eleonora; Otto, Hans-Uwe (Hrsg.) (1996) Die sozialpädagogische Ordnung der Familie. Beiträge zum Wandel familiärer Lebensweisen und sozialpädagogischer Interventionen. Weinheim und München: Juventa

Seitter, Walter (2004) Michel Foucault (1926-1984) Struktur, Entscheidung, Ordnung, Stil. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 163-186

Serres, Michel (1991) Le Tiers-Instruit. Paris: François Bourin

Simmel, Georg (1900) Persönliche und sachliche Kultur. In: Neue Deutsche Rundschau (Freie Bühne) 11. Jg. 1900. Drittes und viertes Quartal (02.Band) Heft 7, S. 700-712

Sozialpädagogisches Institut (München) (2002) Glücklich an einem fremden Ort? Familienähnliche Betreuung in der Diskussion. Münster: Votum-Verlag

Stauber, Barbara; Pohl, Axel; Walter, Andreas (Hrsg.) (2007) Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biographischer Übergänge junger Erwachsener. Juventa: Weinheim und München

Steimer, B.(2000) Suche nach Liebe und Inszenierung von Ablehnung. Freiburg im Breisgau

Stichweh, Rudolf (2004) Kulturelle Produktion in der Weltgesellschaft. In: Kruschkova, Krassimira; Lipp, Nele (Hrsg.) (2004) Jahrbuch 14 der Gesellschaft für Tanzforschung. Münster, Hamburg, London

Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2001) 1. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Schwerpunktthema: Traumatisierte Kinder. Idstein: Schulz-Kirchner-Verlag

Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2001) 2. Jahrbuch des Pflegekinderwesens. Pflegekinder in Deutschland - Bestandsaufnahme und Ausblick zur Jahrtausendwende. Idstein: Schulz-Kirchner-Verlag

Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2004) 3. Jahrbuch des Pflegekinderwesens - „Kontakte zwischen Pflegekind und Herkunftsfamilie“. Idstein: Schulz-Kirchner-Verlag

Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2005) Traumatische Erfahrungen in der Kindheit. Langfristige Folgen und Chancen der Verarbeitung in Pflegefamilien. Tagungsdokumentation der 15. Jahrestagung der Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds. Idstein: Schulz – Kirchner-Verlag

Stiftung Zum Wohl des Pflegekinds (Hrsg.) (2006) Bindung und Trauma - Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder. Tagungsdokumentation zum 16. Tag des Kindeswohls. Idstein: Schulz-Kirchner-Verlag

Theweleit, Klaus (2004) Sigmund Freud (1856-1939). Wege zur Traumdeutung. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 10-30

Thurau, Holger; Völker, Uwe (1995) Erziehungsstellen - professionelle Erziehung in privaten Haushalten. Eine Studie über die Leistungsmöglichkeiten der Erziehungsstellen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen. Mit den Ergebnissen der bundesweiten Umfrage der IGfH-Fachgruppe „Erziehungsstellen“. Frankfurt/ Main: IGfH - Eigenverlag

Trekessidis, Mark (2002) Der lange Abschied von der Fremdheit. Kulturelle Globalisierung und Migration. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 12/2002, S. 31-38

Treusch-Dieter, Gerburg (2004) Judith Butler (*1956) Die Politik der Verwandtschaft im Kontext einer Diskursgeschichte der Neuen Frauenbewegung. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 276-298

Van Reijen, Willem (2004) Max Horkheimer (1895-1973) und Theodor W. Adorno (1903-1969). Was heißt Kultur? Bemerkungen zu ihrer kritischen Theorie. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 103-126

Villinger, Ingeborg (2004) Ernst Cassirer (1875-1945) Eine symbolische Logik des Politischen. In: Hofmann, Martin Ludwig; Korta, Tobias F.; Niekisch, Sybille (2004) Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie. Frankfurt/ Main: Suhrkamp Verlag, S. 67-85

Winter, Rainer (2006) Stuart Hall. Die Erfindung der Cultural Studies. In: Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2006) Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 381 – 393

Wolf, Klaus (1999) Machtprozesse in der Heimerziehung. Münster: Votum

Wolf, Klaus (2006) Pflegekinderwesen im Aufbruch? In: Jugendhilfe-Report des Landschaftsverbandes Rheinland Heft 2/2006. S. 6-9

Wolf, Klaus (2006) Sind sozialpädagogische Interventionen in Familienkulturen möglich und zulässig? In: Heimgartner, A.; Lauerman, K. (Hrsg.) (2006) Kultur in der Sozialen Arbeit. Klagenfurt, Ljubljana, Wien: Verlag Hermagoras/ Mohorjeva, S. 231-250

Wolf, Klaus (2007) Die Belastungs-Ressourcen-Balance. In: Kruse, E.; Tegeler, E. (Hrsg.) (2007): Weibliche und männliche Entwürfe des Sozialen. Wohlfahrtsgeschichte im Spiegel der Genderforschung. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 281-292

Wolf, Klaus (2007) Zur Notwendigkeit des Machtüberhangs in der Erziehung. In: Kraus, B; Krieger, W. (Hrsg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsverhältnisse zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage: Jacobs- Verlag, S. 103-142

Wolf, Klaus (2007) Research on life in foster care families in Germany. Verfügbar unter: www.foster-care-research.org , 12.12.2007

Wolf, Klaus; Reimer, Daniela (2007) Forschungsprojekt „Aufwachsen in Pflegefamilien - aus der Perspektive der Pflegekinder betrachtet“. Version 12.3.2007. Verfügbar unter: <http://www.foster-care-research.org/documents/Pilotstudie%20Pflegekinder.pdf>, 04.10.07

Zembylas, Tasos (2004) Kulturbetriebslehre. Grundlagen einer Inter-Disziplin. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Ziegenhain, Ute; Grasmann, Doerte; Libal, Elisabeth; Goldbeck, Lutz; Fegert, Joerg (2005) Bindungsorientierte Diagnostik von Säuglingen in der Arbeit mit Pflegekindern und ihren Familien. Frühförderung interdisziplinär. 2005; 24(3), S. 107-114